This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HD WIDENER
HW AJLA K

Die Erziehung des Willens

Von

Jules Payot

R. Voigtländers
Verlag in Leipzig

Phil 5765.2.5

Harvard College Library

FROM

Gratis

25 Sept. 1901

Die Erziehung des Willens

von

Jules Payot

Agrégé de philosophie, Docteur ès lettres, Inspecteur d'Académie

Berechtigte Ueberſetzung
nach der
elften Auflage
der franzöſiſchen Ausgabe
von
Dr. Titus Voelkel

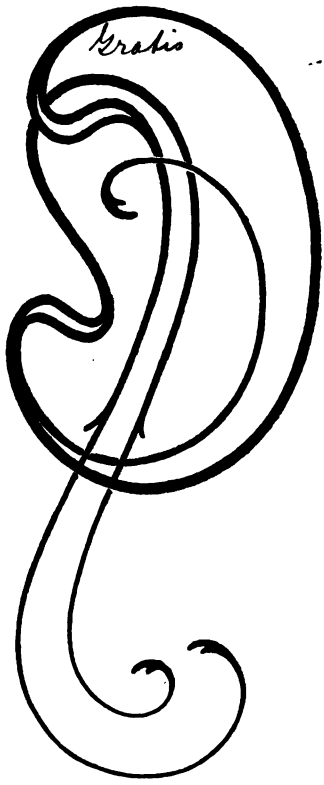
Den Buchſchmuck zeichnete
Richard Grimm

Leipzig, im Jahre 1901

R. Voigtländer's Verlag

2403

Phil 5765.2.5



Inhalt.

Seite

Vorrede zur ersten Auflage 5
Vorrede zur zweiten Auflage 10

I. Theoretischer Teil.

Erstes Buch.

Vorbemerkungen.

Erstes Kapitel. Das zu bekämpfende Uebel: Die verschiedenen Formen der Willenlosigkeit beim Studierenden und geistigen Arbeiter 19
Zweites Kapitel. Das zu verfolgende Ziel 33
Drittes Kapitel. Widerlegung der entmutigenden falschen Theorien betreffs der Erziehung des Willensvermögens 38

Zweites Buch.

Die Psychologie des Willens.

Erstes Kapitel. Prüfung der Bedeutung der Ideen für den Willen 54
Zweites Kapitel. Prüfung der Rolle der Gemütszustände beim Willen 66
Drittes Kapitel. Möglichkeit der Herrschaft des Verstandes . 87

Drittes Buch.

Die inneren Mittel.

Erstes Kapitel. Das beschauliche Nachsinnen 114
Zweites Kapitel. Was heißt Nachsinnen, und wie geschieht es? 155

Seite

Drittes Kapitel. Die Rolle der Handlung bei der Erziehung des Willens 162
Viertes Kapitel. Die körperliche Gesundheitspflege vom Gesichtspunkte der Erziehung des Willens bei dem Studenten 188
Fünftes Kapitel. Allgemeiner Ueberblick 217

II. Praktischer Teil.

Viertes Buch.

Besondere Betrachtungen.

Erstes Kapitel. Die zu bekämpfenden Feinde: Verschwommene Gefühlsseligkeit und Sinnlichkeit 223
Zweites Kapitel. Die zu bekämpfenden Feinde: Die Kameraden u. s. w. 258
Drittes Kapitel. Die zu bekämpfenden Feinde: Die Sophismen der Faulen 265
Viertes Kapitel. Die Freuden der Arbeit 278

Fünftes Buch.

Die Hilfsquellen der Umgebung.

Erstes Kapitel. Die öffentliche Meinung, die Leser u. s. w. 289
Zweites Kapitel. Einfluß der „großen Toten“ 305
Schluß 309

Vorrede

zur ersten Auflage.

„Wunderbarerweise erkennen sie an, daß sie Lehrer und Unterweisung für alle anderen Dinge brauchen; sie studieren diese mit einiger Sorgfalt: nur die Wissenschaft des Lebens lernen sie gar nicht und sie wünschen auch gar nicht, dieselbe zu erlernen."

Nicole, Discours sur la nécessité de ne pas se conduire au hasard.

Im 17. Jahrhundert und während eines Teiles des 18. beherrschte unbestreitbar die Religion die Geister: die Frage der Erziehung des Willens konnte nicht in ihrer ganzen Allgemeinheit auftreten: die Kräfte, über welche die katholische Kirche, diese unvergleichliche Erzieherin der Charaktere, verfügte, genügten, um dem Leben der Gläubigen in seinen großen Linien Ziel und Richtung zu geben.

Heute fehlt aber der Mehrzahl der denkenden Geister diese Leitung. Sie ist durch nichts ersetzt worden. Daher beklagen auch Tagesblätter, Zeitschriften, Bücher, ja sogar Romane[1] um die Wette den sehr niedrigen Standpunkt der Willenskraft in gegenwärtiger Stunde.

---

[1] S. besonders l'Effort von Bérenger (Paris 1893, Armand Collin). Was diesem Buche von unserem Standpunkte eine

Infolge dieser allgemeinen Krankheit des Willens jedes Einzelnen sind Aerzte aufgetreten. Diese Seelenärzte sind aber leider von den herrschenden psychologischen Lehrmeinungen durchdrungen. Sie schreiben beim Willen dem Verstande einen Haupteinfluß zu. Sie bilden sich ein, daß, was uns fehlt, eine nachgewiesene metaphysische Theorie des Jenseits sei.

Ihre Unkenntnis ist wohl zu entschuldigen. Es ist ein in der Staatshaushaltslehre angenommenes Gesetz, daß die Kultur stets von den unfruchtbarsten, aber am leichtesten auszubeutenden Bodengestaltungen zu den fruchtbarsten, aber am schwersten auszubeutenden fortschreitet. Ebenso ist es auf dem Felde der psychologischen Wissenschaft. Zuerst hat man die leichtesten Erscheinungen studiert, die am wenigsten fruchtbar sind an für die Lebensführung wichtigen Folgen; dann hat man die wesentlichen Erscheinungen in Angriff genommen, deren Studium aber schwer ist. Kaum fängt man an, klar die Unbedeutendheit der Vorstellung für den Charakter und ihre unverbesserliche Minderwertigkeit für das Gewühl der Neigungen zu erkennen. Der Wille ist eine Gemütskraft, und jede Vorstellung muß sich, um auf ihn zu wirken, mit Leidenschaft färben.

Wenn man das Getriebe des Willens näher studiert hätte, so hätte man eingesehen, daß die metaphysischen Theorien wenig wert sind, und daß es kein Gefühl giebt, das nicht, mit Bewußtsein gewählt, durch die verständige Verwendung unserer seelischen Hülfsquellen die Leitung

---

kennzeichnende Bedeutung giebt, ist, daß der Verfasser unlängst Vorsitzender des Pariser Studentenvereins war.

des ganzen Lebens übernehmen könnte. Ein Geizhals opfert alle leiblichen Genugthuungen, er nährt sich schlecht, er schläft hart, lebt ohne Freunde, ohne Freuden aus Liebe zum Geld — und wir sollten verzweifeln, als möchte es uns nicht gelingen, ein höheres Gefühl zu wählen und dieses Gefühl mächtig genug zu machen im Bewußtsein, so daß es die Leitung des Lebens übernimmt? Wir wissen nämlich nicht, wie mannigfaltig die Mittel sind, die uns die Psychologie darbietet, um uns zu gestatten, das zu werden, was wir sein wollen.

Leider hat man sich bisher sehr wenig damit abgegeben, unsere Hülfsquellen von diesem Gesichtspunkte aus zu erforschen. Die Geister, die den europäischen Gedanken während der letzten dreißig Jahre geleitet haben, sind thatsächlich zwischen zwei Theorien geteilt gewesen, welche die reine und einfache Verneinung der Erziehung des Willens sind. Die erstere besteht darin, den Charakter als eine unwandelbare Masse anzusehen, der wir auf keine Weise beikommen können. Wir werden diese kindische Ansicht weiter unten prüfen.

Die zweite scheint auf den ersten Blick der Erziehung des Willens günstig. Es ist die Theorie vom freien Willen. Stuart Mill[1] selbst geht soweit zu sagen, diese Lehre habe bei ihren Verteidigern ein lebhaftes Gefühl von „Personen-Kultus" unterhalten. Nun, trotz dieser Behauptung eines Deterministen fürchten wir nicht, die Theorie des freien Willens für ebenso gefährlich für die Selbstbemeisterung anzusehen, als die vorhergehende, und im Grunde genommen für ebenso entmutigend. Sie hat in der That

[1] Logic II, 6. Kap. 2.

dazu geführt, die Selbstbefreiung für etwas Leichtes, Natürliches anzusehen, während sie doch ein langatmiges Werk ist, ein Werk, das viele Sorgfalt erfordert und das eine sehr genaue Kenntnis unserer seelischen Hülfsquellen erheischt.

Grade durch ihre Einfachheit hat diese Theorie viele sehr feine, sehr scharfe Geister dem Studium der Bedingungen des Willens entfremdet: sie hat so der Psychologie, und wir sagen sogar der Menschheit einen nicht wiedergutzumachenden Schaden zugefügt.

Und darum widmen wir dieses Buch Th. Ribot[1]. Wir widmen es weniger unserem früheren Lehrer, dem Manne, dem wir den Sinn für psychologische Studien verdanken, — als vielmehr dem selbständigen Forscher, der zuerst in Frankreich die Metaphysik aus der Psychologie verdrängt, der zuerst entschlossen das Studium der Natur der Bewußtseins-Erscheinungen beiseite gelassen hat, um nach Art der Gelehrten die Vorläufer und die nicht bedingten Begleiterscheinungen der intellektuellen Zustände, der Willenszustände u. s. w. zu erforschen. Diese Methode verneint, wohlgemerkt, keineswegs die Metaphysik; sie schließt nicht die Psychologie von der Metaphysik aus, sondern einfach die Metaphysik von der Psychologie, was etwas ganz anderes ist.

Die Methode besteht darin, die Psychologie als eine Wissenschaft zu behandeln. Nun ist das Ziel des Gelehrten aber nicht, zu wissen, sondern vorherzusehen, um zu vermögen. Wenn beispielsweise dem Arzt wenig daran liegt,

---

[1] Herausgeber der Revue psychologique, Professor der Experimental-Psychologie am Collège de France.

daß die Wellentheorie des Lichtes nur eine nicht zu bewahrheitende Theorie ist, vorausgesetzt, daß diese Theorie *gelingt*, praktische Erfolge bietet, — was liegt dann dem Psychologen daran, daß seine Hypothese (beispielsweise die Hypothese von dem unbedingten Zusammenhange der Nervenzustände und der psychologischen Zustände) nicht zu bewahrheiten ist, vorausgesetzt, daß sie „gelingt"? Erfolg haben, imstande sein die Zukunft vorauszusehen, die Erscheinungen nach Willkür abzuändern und, alles in allem, zu bewirken, daß die Zukunft ist, was sie nach unserem Willen sein soll, — das ist die Rolle des Gelehrten, mithin die des Psychologen, das ist wenigstens die Vorstellung, die wir uns von unserer Aufgabe gebildet haben.

Wir haben die Ursachen der Willensschwäche in gegenwärtiger Zeit erforschen müssen. Wir haben gemeint, das einzige Mittel gegen diese Schwäche sei in der geschickten Pflege der Gemütszustände zu suchen. Von den Mitteln, die befreienden Gefühle zu erzeugen oder zu kräftigen, die unserer Selbstbemeisterung feindlichen Gefühle zu vernichten oder zu unterdrücken, — das könnte der Nebentitel des Buches sein, das wir dem Publikum darbieten. Auf dieser Bahn war alles erst zu thun. Wir bringen unsere Beisteuer an Bemühungen für dieses Werk hervorragender Bedeutung.

Anstatt von der Erziehung des Willens in abstracto zu handeln, haben wir uns zum wesentlichen Vorwurf genommen die Erziehung des Willens, wie sie die fortgesetzte beharrliche Geistesarbeit erfordert. Wir sind überzeugt, daß die Studenten und alle Geistesarbeiter im allgemeinen hier sehr nützliche Fingerzeige finden werden.

Ich habe viele junge Leute über den Mangel einer

„Methode, zur Selbstbemeisterung zu gelangen" klagen hören. Ich biete ihnen hier, was mir fast vierjähriges Studium und Nachsinnen über diesen Gegenstand geliefert hat.

Jules Payot.

Chamonix, den 8. August 1893.

Vorrede

zur zweiten Auflage.

Die so wohlwollende Aufnahme der französischen und der ausländischen Presse, sowie der Eifer der Leser, die die erste Auflage in wenigen Wochen erschöpft haben, beweisen, daß dieses Buch zu rechter Stunde gekommen ist, und daß es einem tiefgefühlten Bedürfnis des aufgeklärten Publikums entspricht.

Wir danken unseren zahlreichen Briefschreibern und besonders den Studenten, die uns so reichliche und kostbare Beweisstücke zur Stütze des ersten Kapitels des 5. Buches zugesandt haben. Einige erheben sich gegen unseren „Pessimismus". Niemals, sagen sie, ist unter der Jugend soviel vom Handeln die Rede gewesen. — Reden ist leider wenig, sobald man handeln muß. Einzelne, und zwar durchaus Urteilsfähige meinen, die Jugend auf den Hochschulen bestünde zum großen Teil aus Dilettanten und Entnervten. Nun sind aber Dilettantismus und Entnervung zwei Krankheiten des Willens, die man notwendigerweise versuchen muß zu heilen.

Der praktische Teil der Erziehung des Willens hat fast nur ungeteilte Anerkennung gefunden. Dasselbe gilt jedoch nicht für Kap. 3 (Buch 1) und Kap. 1 (Buch 2). Wir waren darauf gefaßt, wegen dieser Punkte angegriffen zu werden, viele Kritiker scheinen uns jedoch die Frage zu umgehen.

Zunächst wolle man nicht außer acht lassen, daß wir niemals behauptet haben, die Idee entbehre jedes Einflusses auf den Willen. Wir haben den instinktiven Trieben und den Gewohnheiten ihren vollen Anteil an unseren Willensäußerungen zugemessen. Was wir aber behaupten ist einerseits, daß der höhere Wille darin besteht, unsere Bestrebungen Ideen zu unterordnen, und andererseits, daß die Idee unmittelbar, direkt, keinerlei Kraft besitzt der „rohen Schar der niederen Neigungen" gegenüber. Die Kraft der Idee solchen Gegnern gegenüber ist eine mittelbare: sie muß bei Strafe des Mißerfolges da leihen, wo Kraft besteht, das heißt bei den Gemütszuständen.

Wir rechneten darauf, unsere Theorie der Freiheit sehr lebhaft von den Verteidigern des freien Willens bekämpft zu sehen, und merkwürdigerweise haben nur die Verfechter des angeborenen Charakters den Fehdehandschuh aufgehoben. Es scheint die Theorie des freien Willens mehr und mehr von den Erziehern preisgegeben zu werden, wenn sie nicht mit Abstraktionen, sondern mit lebenden Wirklichkeiten zu thun haben. Man meldet mir in dieser Beziehung, daß Marion, dessen Ansehen auf diesem Gebiete so groß ist, in seinen Vorlesungen 1884—85 darauf hinwies, wie schwer uns die metaphysische Theorie des freien Willens praktisch geschädigt hat, indem sie uns hinderte, die Bedingungen der übrigens beschränkten wirklichen Freiheit

zu studieren, deren Erringung durch unsere eigene Anstrengungen uns zukommt. In der Vorrede zu seiner Dissertation über die sittliche Solidarität stellt Marion eben der Formel Fouillées — daß die Idee unserer Freiheit uns frei mache — den praktisch richtigeren und nützlicheren Gesichtspunkt entgegen, daß man, indem man sich so frei glaubt, es unterläßt, sich das Maß von Freiheit, das man haben kann, zu sichern. Nichts ist richtiger als diese Worte Marions. Wir sind erst frei, wenn wir es verstehen, unsere Freiheit in ernstem Ringen zu erobern.

Was nun den gegen den Verfasser gerichteten Vorwurf anbetrifft, er hätte dem angeborenen Charakter nicht den genügenden Anteil zugemessen, so scheint er uns auf einer ganz unvollkommenen Vorstellung von dem, was ein Charakter ist, zu beruhen.

Ein Charakter ist kein einfacher Stoff. Er ist eine sehr komplizierte Resultante von Neigungen, Vorstellungen u. s. w. Die Angeborenheit eines Charakters behaupten, heißt demgemäß, wahre Absurditäten behaupten.

Zunächst heißt das behaupten, daß eine Resultante, eine Mischung verschiedenartiger Elemente, eine Gruppierungsart von Kräften angeboren sein kann: was unverständlich ist.

Es heißt außerdem behaupten, daß man das angeborene Element im Zustande vollkommener Reinheit herstellen kann, daß man es von den Schlacken befreien kann, mit denen es die Einflüsse des Milieus, der Erziehung umgeben: was unmöglich ist. Diese Unmöglichkeit macht uns das größte Mißtrauen bei der Feststellung des der Angeborenheit gebührenden Anteils zur Pflicht.

Endlich schließt die Behauptung, der Charakter sei

angeboren, eine Anschauung in sich, gegen die sich unsere ganze innere Erfahrung empört, die ganze Erfahrung der Erzieher und die Praxis der gesamten Menschheit: nämlich, daß die wesentlichen Elemente des Charakters, die Triebe, auf ewig unwandelbar sind! Wir beweisen übrigens (II 3), daß dem nicht so ist, daß man ein Gefühl vielmehr abändern, unterdrücken oder verstärken kann. Wenn nicht die ganze Menschheit dieser Ansicht wäre, würde man sich nicht die Mühe geben, die Kinder zu erziehen. Die Natur allein würde es durch ihre unwandelbaren Gesetze übernehmen.

Diese theoretischen Gesichtspunkte genügen, die Lehre von der Angeborenheit des Charakters zu entkräften. Um seine Ueberzeugung zu vervollständigen, lese man außerdem die neueren Arbeiten über den Charakter.[1] Man studiere besonders den dritten Teil des Werkes Paulhans, und man wird einsehen, daß meistenteils in demselben Individuum eine Mehrheit von Grundformen besteht; daß die Entwicklung mit dem Alter Triebe beseitigt oder herbeiführt; daß häufig bei einer und derselben Person Vertauschungen von Charakteren vor sich gehen. Was heißt das anders, als daß nichts so selten ist wie ein Charakter.

In überwältigender Mehrzahl bieten die Kinder das Schauspiel einer Anarchie von Trieben: hat die Erziehung nicht gerade das Ziel, diese Unordnung zu ordnen, Ständigkeit und Einheit dort einzugliedern? Oft sogar, wenn man das Werk schon beendet glaubt, kommt die Krisis

[1] Ribot, Revue philos. nov. 1892; Paulhan, Les Caractères Paris 1894, Alcan; Perez, Le Caractère de l'enfant à l'homme, Paris 1892, Alcan.

der Pubertät und stürzt wie ein Sturmwind alles über den Haufen: die Anarchie beginnt von neuem, und wenn der junge Mann, nunmehr sich selbst überlassen, nicht für sich selbst das Werk sittlicher Einigung wieder aufnimmt, wenn er nicht seinen Charakter sich schafft, wird er eine jener Gliederpuppen, von denen wir (III 1) sprechen.

Außerdem müßte man doch, wenn der Charakter angeboren wäre, wenn ein jeder bei seiner Geburt als Patengeschenk die Einheit seines Lebens fix und fertig vorfände, Charaktere rings um sich finden.

Wo sind sie?

Wird sie uns etwa die politische Welt liefern? Von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, gegen welche die Mehrzahl um so trauriger absticht, sieht man dort doch kaum, daß ein ganzes Leben auf ein höheres Ziel eingestellt und gerichtet ist: die Verzettelung der Ideen und Gefühle ist dort so groß, die Aufregung so gewöhnlicher Art und fruchtbringendes Handeln so selten, daß man nur zu oft nichts als Kinderseelen in Männerleibern findet.

Hat man nicht in der Litteratur gesehen, wie nach dem Sturm von 1870 alle die, welche die Feder führten, mit fast ausnahmsloser Einmütigkeit ihre Kräfte der Verherrlichung der menschlichen Bestie widmeten? Und was wohl die unumschränkte Richtigkeit der Meinung Manzonis[1] beweist, ist, daß die Natalität um so mehr abnimmt, je mehr die Aufregungen zunehmen. Anstatt alles Große und Edle in uns anzuspornen, haben sich fast alle unsere Schriftsteller an unsere niederen Triebe gewendet: sie haben uns angesehen, als seien wir verstümmelt, als sei uns nur

[1] Vgl. Teil II, 1 u. 3.

Rückenmark und verlängertes Mark geblieben: anstatt einer Litteratur von Denkern haben sie uns eine Litteratur von Geköpften gegeben.

Wozu soll ich aber fortfahren? Ist es nicht klar, daß, wenn der Charakter Einheit und Ständigkeit in sich schließt, wenn er außerdem zielbewußte Richtung auf höhere Daseinszwecke in sich schließt, er nicht angeboren sein kann, diese Einigkeit und diese Ständigkeit, die der natürlichen Anarchie, die wir nun einmal darstellen, so stark widerstreben, — sie muß langsam erkämpft werden. Diejenigen, welche darauf nicht Anspruch erheben können oder wollen, werden zugleich auf all das Verzicht leisten müssen, was die Größe menschlicher Persönlichkeit bildet; das heißt auf Freiheit und Selbstbemeisterung.[1]

[1] Man hat dem Verfasser oft vorgeworfen, er habe die Frage unbeantwortet gelassen: Was soll man, wenn die Selbstbemeisterung erkämpft ist, mit ihr anfangen? Der Verfasser könnte sagen, daß sein Werk ein psychologisches ist, und daß es sich genügt. In Wirklichkeit erachtet er aber, daß seine „Erziehung des Willens" ohne die „Philosophie des Lebens" unvollständig sein würde. Letztere ist die Ergänzung des ersteren; sie ist übrigens seit langer Zeit in Vorbereitung.

Bar le Duc, den 20. Januar 1894.

I.

Theoretiſcher Teil.

Erſtes Buch.

Vorbemerkungen.

Erſtes Kapitel.

Das zu bekämpfende Uebel: Die verſchiedenen Formen der Willenloſigkeit beim Studierenden und geiſtigen Arbeiter.

Caligula wünſchte, die Römer hätten einen einzigen Kopf, um ſie mit einem einzigen Streich zu enthaupten. Einen ſolchen Wunſch brauchen wir nicht den Feinden gegenüber zu hegen, die wir zu bekämpfen haben: die Urſache faſt aller unſerer Mißerfolge, faſt aller unſerer Unglücksfälle iſt eine einzige, und zwar die Schwäche unſeres Willens, die Scheu vor der Anſtrengung, beſonders der dauernden. Unſere Unthätigkeit, unſere Leichtfertigkeit, unſere Gedankenloſigkeit ſind nur beſondere Namen für jenen Grundſtock allgemein verbreiteter Trägheit, die der menſchlichen Natur gegenüber das iſt, was die Schwere für den Stoff iſt.

Es ist ganz klar, daß der wahrhafte Gegner des beharrlichen Willens nur eine andauernde Kraft sein kann. Die Leidenschaften sind naturgemäß vorübergehend; sie dauern um so weniger, je heftiger sie sind, ihre Unterbrechungen gestatten uns nicht, sie an sich, von den sehr wenigen Fällen abgesehen, wo sie sich zu einer an Irresein grenzenden Festigkeit und Kraft steigern — als die wahrhaften Hindernisse der Andauer der Anstrengung zu betrachten. In den Zwischenräumen ihrer Anfälle bleibt uns Raum für eine große Summe von Arbeit. Es besteht aber ein wesentlicher Seelenzustand durchaus ununterbrochener Natur, den man Schlaffheit, Unempfindlichkeit, Faulheit, Trägheit nennt. Häufigere Anstrengungen erneuern heißt nur, den Kampf gegen diesen natürlichen Zustand erneuern, ohne übrigens ihm gegenüber einen endgültigen Sieg zu erringen.

Ein wesentlicher, natürlicher Zustand, sagen wir: in der That wird nämlich die eine Zeitlang fortgesetzte Anstrengung vom Menschen nur unter dem Druck der Notwendigkeit angenommen. Die Reisenden erklären einstimmig, daß man bei allen nicht gesitteten Völkerschaften die unumschränkte Unfähigkeit jeder beharrlichen Anstrengung feststellen kann. Treffend bemerkt Th. Ribot, daß die ersten Anstrengungen freiwilliger Aufmerksamkeit von den Frauen gemacht werden mußten, die man durch die Furcht vor Schlägen zu einer regelmäßigen Arbeit zwang, während „die Herren" sich ausruhten und schliefen. Sehen wir nicht gewissermaßen unter unseren Augen die Rothäute verschwinden? Lassen sie sich nicht lieber ausrotten, als daß sie es mit einer regelmäßigen Arbeit versuchten, die ihnen den größten Wohlstand geben würde?

Man braucht aber nicht so weither allbekannte Beispiele zu suchen; man weiß ja, wie langsam das Kind zur regelmäßigen Arbeit gezwungen wird. Wie wenige Bauern und Arbeiter suchen es besser anzufangen, als es vor ihnen geschah und als es um sie her geschieht! Wir können mit Spencer[1] die Gegenstände an uns vorüberziehen lassen, die wir den Tag über brauchen: es ist kein einziger darunter, den eine leichte Anstrengung des Geistes nicht besser seinem Gebrauche angepaßt hätte, und wir werden mit jenem Schriftsteller schließen, daß „es wirklich fast scheint, als steckten sich die meisten Menschen das Ziel, durch das Leben zu gehen, indem sie so wenig Gedanken wie möglich verbrauchen". Wenn wir nun unsere Studenten-Erinnerungen befragen, wieviele Arbeiter könnten wir eigentlich unter unseren Kameraden anführen? Machen denn nicht fast alle das Minimum der zum Bestehen der Prüfungen erforderlichen Anstrengungen? Uebrigens fällt ihnen schon auf dem Gymnasium die persönliche Anstrengung, die geistige Anstrengung so schwer! In allen Ländern drücken sie sich durch ihre Prüfungen mit einfachen Anstrengungen des Gedächtnisses! Ihr Ideal ist daher auch nicht sehr erhaben. Was sie wünschen — Maneuvrier sagt es, soweit unser Frankreich in Frage kommt, ausgezeichnet: sind Beamtenstellen, schlecht bezahlte, wenig angesehene Stellen, ohne Zukunft, ohne weiten Gesichtskreis, wo der Mensch auf seinem Sitzpolster alt wird, wo er täglich in dem Nichts einer kaum mehr als unfruchtbaren Beschäftigung den allmählichen Verfall, die Verkümmerung seiner Fähigkeiten mit ansieht, wo er aber als Ersatz den unsäglichen Genuß

[1] Spencer, Introduction à la Science sociale, S. 327, 328.

findet, des Denkens, Wollens und Handelns überhoben zu sein. Vorsorglich drückt die Dienstvorschrift seiner Thätigkeit die regelmäßige Bewegung einer Uhr auf und erspart ihm die ermüdende Ehre zu handeln und zu leben.[1]

Uebrigens dürfen wir nicht den Beamten ausschließlich anschuldigen. Kein Handwerk, keine Laufbahn, so hoch sie sein mag, genügt je, die Persönlichkeit, die Kraft, den Schaffensdrang zu gewährleisten. Während der ersten Jahre mag der Geist sich wohl bethätigen können. Bald aber mindert sich die Zahl der neuen Kombinationen, die Zahl und die Möglichkeit der Fälle, die ein anstrengendes Nachdenken, ein Forschen erfordern. Die Ausführung der höchsten Amtsverrichtungen, die anscheinend mächtige Geistesanstrengungen erfordern, wird reine Gewohnheitssache. Der Anwalt, der Richter, der Arzt, der Lehrer lebt von einem erworbenen Vorrat, der nur noch sehr langsam und sehr selten wächst. Von Jahr zu Jahr nimmt die Anstrengung ab — von Jahr zu Jahr erschöpfen sich die Gelegenheiten, die höheren Geistesfähigkeiten zur Bethätigung heranzuziehen. Die Geleise sind hinfort gezogen, der Verstand stumpft sich wegen mangelnder Uebung ab, und mit ihm die Aufmerksamkeit und die Vollkraft des Denkens und Nachdenkens. Dieser allmählichen Verkümmerung der Thatkraft kann man nicht entgehen, wenn man sich nicht neben dem Berufe eine Reihe geistiger Beschäftigungen schafft.

Da unser Buch aber besonders an die Studierenden und geistigen Arbeiter gerichtet ist, müssen wir sehr genau die Formen erwägen, die das „zu bekämpfende Uebel" bei ihnen annimmt.

[1] L'Education de la Bourgeoisie, 3. Auflage. 1888.

Die ſchwerſte Form des Uebels bei dem Studierenden iſt jene Schwäche (Atonie), jene ſeeliſche Schlaffheit[1], die ſich in allen Handlungen des jungen Mannes bethätigt. Er ſchläft mehrere Stunden zuviel; er ſteht auf und iſt noch ſchläfrig, ſchlaff, gleichgültig; langſam, gähnend kleidet er ſich an und vertrödelt dabei eine beträchtliche Zeit. Er fühlt, daß er nicht „im Zuge" iſt, er hat zu keiner Arbeit Luſt. Was er thut, geſchieht alles „gleichgültig, unluſtig, ſchlaff". Sogar in ſeinem Geſicht tritt ſeine Trägheit zutage: man kann ſeine Schlaffheit darin leſen; ſeine Mienen ſind verſchwommen, zugleich matt und befangen. Weder Kraft, noch Entſchloſſenheit in den Bewegungen. Der Morgen iſt verloren; er geht zum Frühſtück, lieſt im Café die Zeitungen durch, ſogar die Anzeigen, weil das beſchäftigt ohne Anſtrengungen zu erfordern. Nachmittags findet er immerhin etwas Kraft wieder, dieſe Kraft vergeudet er aber in Plaudereien, in unfruchtbaren Erörterungen, und beſonders (denn jeder Faulenzer iſt neidiſch) in Herabſetzungen: Politiker, Schriftſteller, Lehrer, alle erhalten ihr Teil in ſeiner Kritik. Abends geht der Unglückliche verzweifelt ins Bett, noch etwas ärgerlicher wie Tags zuvor — denn dieſe Schlaffheit, die er für die Arbeit mitbringt, bringt er meiſtenteils auch zum Vergnügen mit: keine Freude wird mühelos gepflückt, jedes Glück ſetzt einige Anſtrengung voraus. Ein Buch zu leſen, ein Muſeum anzuſehen, ein Spaziergang nach dem Wald, — das ſind Vergnügungen, die einen Entſchluß erfordern, es ſind thätige Vergnügungen. Da andererſeits die thätigen Vergnügungen die einzigen ſind, welche zählen, die einzigen,

[1] Fénelon, Education des filles, Kap. 2.

welche jederzeit nach Willkür erneuert werden können, legt sich der Faulenzer das leerste Leben auf, das man sich überhaupt auferlegen kann. Die Vergnügungen lassen sich die Faulenzer aus den Fingern schlüpfen, weil sie nicht fest zugreifen. Der heilige Hieronymus vergleicht sie scherzhaft jenen Soldaten auf den Bildern: sie haben den Degen stets gezogen, schlagen aber nicht zu.

Die gründliche Faulheit hindert keineswegs Augenblicke der Kraft, ruckweise. Was den unzivilisierten Völkern widerstrebt, sind keineswegs die heftigen Bewegungen: es ist einzig und allein die geregelte, beständige Arbeit, die alles in allem eine weit größere Menge von Thatkraft verzehrt; eine wenn auch schwache, aber beständige Ausgabe verbraucht mehr, als große, durch sehr lange Ruhepausen getrennte Ausgaben. Der Faule erträgt den Krieg vollkommen, da dieser augenblickliche heftige Anstrengungen erfordert, auf die dann lange Zeiten der Unthätigkeit folgen. Die Araber haben ein unermeßliches Reich erobert. Sie haben es nicht behalten, weil ihnen die Beständigkeit der Anstrengungen fehlte, welche die Verwaltung eines Landes ordnen, Wege schaffen, Schulen gründen, Handel und Wandel fördern. Ebenso vermögen fast alle faulen Studenten, wenn ihnen beim Herannahen der Prüfung das Feuer auf den Nägeln brennt, wohl „in das Geschirr zu gehen". Was ihnen widerstrebt, sind die mäßigen, aber täglich wiederholten, Monate und Jahre lang wiederholten Anstrengungen.

Durchaus beruht die wirkliche und fruchtbare Thatkraft auf mäßiger, aber andauernder Anstrengung, so zwar, daß jede Arbeit als eine faule Arbeit angesehen werden kann, wenn sie sich von jener Grundform entfernt. An-

dauernde Arbeit schließt selbstredend Andauer der Leitung ein. Denn die Thatkraft des Willens verrät sich weniger durch vielfältige Anstrengungen, als durch die Einstellung aller Geisteskräfte nach einem und demselben Ziele. In der That ist die folgende Grundgestalt eines Faulen sehr häufig. Der junge Mann ist lebhaft, heiter, thatkräftig. Selten thut er eigentlich nichts. In seinem Tagewerk hat er irgend eine geologische Abhandlung gelesen, einen Aufsatz, er hat einige Zeitungen durchgelesen, einige Notizen nochmals gelesen, den Plan für eine Abhandlung skizziert, einige Seiten aus dem Englischen übersetzt. Nicht einen Augenblick ist er unthätig geblieben. Seine Kameraden bewundern seine Arbeitskraft und die Vielseitigkeit seiner Beschäftigungen. Wir müssen diesen jungen Mann jedoch einen Faulenzer schelten. Für den Psychologen liegt in dieser Vielfältigkeit der Arbeiten nur das Anzeichen einer wenn auch reichen, so doch nur unwillkürlichen Aufmerksamkeit, die noch nicht zur freiwilligen Aufmerksamkeit geworden ist. Diese vermeintliche vielseitige Arbeitskraft zeugt nur von einer großen Willensschwäche. Dieser Student liefert uns eine sehr häufige Grundform des Faulenzers, die wir die Zersplitterungsform nennen wollen. Ein solches „geistiges Lustwandeln“[1] ist sicher angenehm — es ist aber eben nur ein Lustwandeln der Kurzweil. Nicole[2] nennt jene Arbeiter, welche sich nutzlos bald hier-, bald dorthin setzen, „Fliegengeister“. Sie sind, um Fénelons[3] hübsches Bild wieder zu gebrauchen, „wie eine an einem windigen Orte brennende Kerze“.

[1] Leibniz, Theodicee § 56.
[2] Nicole, Du danger des entretiens, L.
[3] Education des filles, Kap. V.

Der große Mißstand dieser Zersplitterung der Anstrengungen ist der, daß kein Eindruck Zeit hat, vollständig zu werden. Man kann sagen: nach dem unumschränkten, die geistige Arbeit regierenden Gesetze sind und bleiben die Gedanken und Empfindungen, die wir in unserm Innern nur beherbergt haben, wie man in einer Gastwirtschaft durchreisende Gäste beherbergt, — für uns Fremdlinge, die wir bald wieder vergessen haben. Im folgenden Kapitel werden wir sehen, daß die wahrhafte geistige Arbeit Einstellung aller Anstrengungen in einer einzigen Richtung einschließt.

Zu jener Scheu vor wahrhafter Anstrengung, d. h. vor Gleichstellung aller besonderen Anstrengungen in Absicht auf ein genaues Ziel, tritt noch eine nicht minder große Scheu vor persönlicher Anstrengung. Freilich ist die Schöpfung eines Werkes, die Arbeit der Erfindung oder wenigstens eigenartiger Anordnung etwas anderes, als die gedächtnismäßige Aufspeicherung dessen, was andere gethan haben. Wenn übrigens die persönliche Anstrengung so schwer fällt, so liegt das daran, daß sie unbedingt jene Gleichstellung einschließt. Die beiden höchsten Formen geistigen Schaffens sind in jeder schöpferischen Arbeit unzertrennbar verbunden. Daher kann man sich auch überzeugen, wie sehr diese Arbeit der großen Mehrzahl der Schüler, die jedoch bald genug die „herrschende Klasse" bilden werden, mißfällt. Die Primaner z. B. sind tüchtige Schüler, die durch die Schlußprüfung angespornt werden. Sie sind fleißig und im allgemeinen in ihren Arbeiten pünktlich. Leider überlegen sie gar nicht selbständig. Diese geistige Trägheit verrät sich durch eine Neigung, einfach in Worten zu denken. So fällt keinem von ihnen, wenn er Psychologie

ſtudiert, bei, daß er von Kindesbeinen an und den ganzen Tag lang angewandte Pſychologie treibt (wie Jourdain, ohne es zu wiſſen, Proſa ſprach) und daß es mithin unendlich einfach wäre, ſich ſelbſt zu erforſchen und in ſich Beiſpiele zu finden, anſtatt die ihm von ſeinen Büchern angeführten Beiſpiele ſich einzuprägen. Nein, ſie haben eine unbeſiegbare Neigung, lieber zu *lernen*, als zu *unterſuchen*. Die ungeheuere Ueberlaſt, die ſie ſo ihrem Gedächtnis aufladen müſſen, erſchreckt ſie weniger als die leichteſte eigene Anſtrengung. Ueberall ſind ſie paſſiv — ſelbſtverſtändlich machen die muſterhaften, guten Schüler, wenn auch in ſchwachem Maße, eine Ausnahme.

Für dieſe Unfähigkeit zu eigenen Anſtrengungen liefern uns die Probearbeiten um den erſten Platz einen praktiſchen Beweis. Die Mehrzahl der Schüler fürchtet dieſe Uebung. Sie haben über ein Thema zu ſchreiben, brauchen aber nicht aus ſich zu ſchöpfen, ſondern einfach von den Vorleſungen gelieferten Stoff nach einem neuen Plan zu verteilen; in die Darſtellung haben ſie Klarheit und lichtvolle Ordnung zu bringen, wie ſie der Leſer verlangt, — und das iſt eine für ſie *durchaus* unangenehme Aufgabe.

Dieſe Scheu vor eigener Arbeit bringen ſie nun, wohl gemerkt, mit ſich zur Univerſität — und zwar ohne großen Nachteil: keine Prüfung kümmert ſich ja darum, was der Kandidat iſt, was er wert iſt — man prüft ja nur den Zuſtand ſeines Gedächtniſſes und den Höhepunkt, den Pegel, zu dem ſeine Kenntniſſe reichen. Jeder gewiſſenhafte Student wird ſich bei eigenem Nachdenken ſelbſt geſtehen, wie klein in zwei Semeſtern mediziniſchen, juriſtiſchen, naturwiſſenſchaftlichen, geſchichtlichen Studiums die Summe der Anſtrengungen iſt, die nicht einfach gedächtnismäßig ſind.

Daher ist es auch merkwürdig, wie man sogar bei den Gelehrten die feinen Formen verfolgen kann, welche die Faulheit anzunehmen versteht. Eine Faulheit, die natürlich nicht eine große Mühewaltung ausschließt, nicht große Geschäftigkeit; denn hier ersetzt die Menge keineswegs die Güte. Mehr noch, die Menge der Arbeit schadet oft ihrer Güte. Die deutschen Gelehrten zum Beispiel spotten gern über uns: wie Raton in der Fabel ziehen sie die Kastanien aus dem Feuer, die wir dann verspeisen. Der Vergleich scheint uns sehr richtig. Raton ist wirklich der Vertreter gelehrter Arbeit.

> . . . Vorsichtig scharrt Raton in der Asche,
> Doch gleich zieht er die Finger zurück.
> Dann greift er bald hier, bald dort hinein
> Und holt eine Kastanie hervor,
> Dann zwei, dann drei . . . verstohlen . . .

Das ist freilich eine Arbeit, die man bald aufgiebt, dann aber wieder aufnimmt. Beständig durch Texte unterstützt, hat der Geist keinerlei schöpferisches Werk zu vollbringen; er kann mit Erfolg studieren, selbst wenn er seine feine, durchdringende Schärfe eingebüßt hat. In dieser Beziehung können wir es der Zeit überlassen, die Voraussagen Renans über die in reiner Gelehrsamkeit bestehenden Wissenschaften zu bekräftigen. Sie haben keine Zukunft. Ihre Ergebnisse sind zu ungewiß, fordern den Widerspruch allzusehr heraus — und überdies fügen die zwanzigtausend Bände, die sich alljährlich in der Nationalbibliothek anhäufen, in fünfzig Jahren zu der jetzigen Sammlung eine Million Bände hinzu, die Tagesblätter und Zeitschriften ungerechnet. Eine Million Bände! Wenn man die Dicke

des Bandes durchschnittlich zwei Centimeter rechnet, ergiebt das einen Stoß Bücher, viermal so hoch als der Mont Blanc. Ist es da nicht klar, daß sich die Geschichte mehr und mehr der Eigennamen entledigen wird, um sich an die großen sozialen Thatsachen zu halten, die an sich in ihren Ursachen und Wirkungen zweifelhaft genug sind. Und muß da nicht die Gelehrsamkeit an sich unter der ungeheuerlichen Ansammlung von Stoff erliegen und jedes Ansehen bei den denkenden Geistern einbüßen? Immer weniger wird man in bloßer Anhäufung eine Arbeit sehen. Man wird diesen Geschäften schließlich den rechten Namen: *Geschäft* geben. Die Bezeichnung *Arbeit* wird man jenem vollendeten Werke vorbehalten, das müßige Einzelheiten ausmerzt und mit der höchsten Anstrengung des Gedankens zusammenfaßt, konzentriert. Schaffen heißt doch, den wesentlichen, herrschenden Schattenriß aufsuchen und in volles Licht setzen. Das müßige Einzelwerk, das „Beiwerk", entstellt die Wahrheit nur und deutet dem geübten Auge gewissermaßen an, wo überall die in uns unausrottbare Faulheit in die Triebe geistiger Thatkraft eingesickert ist.

Leider kann man sagen: unser Unterrichtssystem verschlimmert nur noch diese im Grunde vorhandene geistige Trägheit. Die Lehrpläne des höheren Unterrichts scheinen dazu bestimmt, aus jedem Schüler einen *Zersplitterten* zu machen. Sie zwingen die unglücklichen Jünglinge, alles zu streifen, und verwehren ihnen durch die Mannigfaltigkeit der zu bewältigenden Stoffe, auch nur einen gründlich zu durchdringen. Sollte da der junge Mann nicht auf den Gedanken geraten, daß das ganze höhere Unterrichtssystem thöricht ist? Strebt es doch, im Schüler jeden Geist der

Selbständigkeit und jede Anwandlung ehrlicher Liebe zur Arbeit zu ertöten? Vor einigen Jahren war die Macht unserer Geschütze mittelmäßig: heute ist sie verzehnfacht. Warum? Weil die Kugel, sobald sie das Hindernis traf, platzte; sie zerplatzte am Hindernis, ohne ihm großen Schaden zu thun. Jetzt fliegt die Kugel infolge der Erfindung einer besonderen Vorrichtung noch einige Sekunden, nachdem sie aufgeschlagen hat: sie dringt tief ein und hier, mitten im Herzen der Wand sitzend, überall in engster Berührung, platzt sie, alles zu Staub zermalmend. Bei unserer heutigen Erziehung hat man vergessen, am Geiste eine solche Vorrichtung anzubringen. Nie läßt man die erworbenen Kenntnisse tief eindringen. Du willst hier stehen bleiben? Marsch, vorwärts! — Ich habs ja nicht ordentlich verstanden; die Stelle hat auf mich kaum einen deutlichen Eindruck gemacht . . . Marsch, vorwärts! Ein zweiter ewiger Jude, mußt du rastlos wandern, die Gebiete der Mathematik, der Physik, der Chemie, der Zoologie, der Botanik, der Geologie, der Geschichte aller Völker, der Geographie der fünf Weltteile, durchmessen, zwei lebende Sprachen erlernen, mehrere Litteraturen kennen, Psychologie, Logik, Moral, Metaphysik, die Geschichte der Systeme . . . Vorwärts, marsch! nach der Mittelmäßigkeit zu; nimm aus dem städtischen oder staatlichen Gymnasium die Gewohnheit mit, alles oberflächlich zu sehen, stets nach dem Schein zu urteilen! . . .

Auch auf der Universität wird dieser Schnelllauf kaum langsamer, ja, für viele Studenten wird er noch schneller.

Hierzu kommt, daß die Verhältnisse des modernen Lebens unser inneres Leben mehr und mehr vernichten,

daß sie die geistige Zersplitterung auf eine Höhe schrauben, die man schwerlich wird überschreiten können. Die Leichtigkeit der Verkehrsmittel, die Häufigkeit der Reisen, die Ortsveränderungen zum Meere, in die Berge, alles zerstreut unsere Gedanken. Man hat nicht einmal mehr Zeit zu lesen. Man lebt ein zugleich erregtes und inhaltloses Leben. Die Zeitung, die künstliche Erregung, in die sie den Geist versetzt, die Leichtfertigkeit, mit der die Berichte unsere Aufmerksamkeit durch den Klatsch der fünf Erdteile führen, all das macht, daß das Lesen eines Buches für viele fade erscheint.

Wie soll man der geistigen Zersplitterung widerstehen, welche die Umgebung mehr und mehr hervorruft, wenn uns nichts in der Erziehung für diesen Widerstand ausrüstet. Ist es nicht trostlos, wenn man denkt, daß nirgends das Hauptwerk, die Erziehung des Willens gradezu und gewissenhaft unternommen wird? Alles was in dieser Richtung geschieht, geschieht in anderer Absicht: man ist nur besorgt, den Verstand auszustaffieren, und man pflegt den Willen nur insoweit, als er für die Verstandesarbeit nötig ist. Ja, pflegt man ihn denn? Man erregt ihn, nichts weiter. Man denkt stets nur an den Augenblick. Heute ein ganzer Apparat der Unterdrückung und der Galvanisierung: der Tadel des Lehrers, die Spötteleien der Kameraden, die Strafen einerseits, und andererseits die Belohnungen, die Lobeserhebungen. Morgen nichts weiter als die ferne, unbestimmte Aussicht auf das juristische oder das medizinische Doktorexamen, das zu bestehen den Faulsten gelingt. Die Erziehung des Willens geschieht auf gut Glück: macht die Willenskraft jedoch nicht den vollständigen Menschen aus? Bleiben ohne dieselbe denn die

glänzendſten Gaben des Verſtandes nicht unfruchtbar? Iſt ſie denn nicht vor allem das Werkzeug, vermittelſt deſſen der Menſch alles Große und Schöne geleiſtet hat?

Seltſam! Jeder ſagt ſich innerlich, was wir hier ſagen. Jeder leidet unter dieſem Mißverhältnis zwiſchen der überheizten Pflege des Geiſtes und dieſer Schwäche des Wollens. Aber noch iſt kein Buch erſchienen über die Mittel, die Erziehung des Willens gehörig durchzuführen. Man weiß nicht, wie man es anfangen ſoll, dieſes Werk für ſich aufzunehmen, daß unſere Lehrer nicht einmal ſkizziert haben. Nehmen Sie unter den Studenten, welche kaum arbeiten, zehn aufs Geratewohl und fragen Sie dieſelben aus. Ihre Bekenntniſſe laſſen ſich folgendermaßen zuſammenfaſſen: geſtern ſtellte auf dem Gymnaſium der Lehrer für jeden Tag, ja für jede Stunde die Arbeit feſt, die wir liefern ſollten. Die auszuführende Weiſung war klar und deutlich: in der Geſchichte hatten wir dieſes oder jenes Kapitel zu lernen, in der Geometrie dieſen oder jenen Lehrſatz, dann dieſe oder jene ſchriftliche Aufgabe, die Ueberſetzung dieſer oder jener Stelle. Ueberdies half man uns, wir wurden ermuntert oder geſcholten; der Wetteifer wurde ſorgſam und geſchickt angefacht. Heute giebt es nichts mehr der Art. Keine Aufgabe iſt genau feſtgeſetzt. Wir verfügen nach Gefallen über unſere Zeit. Da wir nie auch nur den geringſten ſelbſtändigen Antrieb in der Verteilung unſerer Arbeit gehabt haben, da man uns übrigens auch keine unſerer Schwäche angemeſſene Methode gelehrt hat, geht es uns genau wie einem, den man ganz nackt ins volle Waſſer wirft, nachdem man ihn ſchwimmen gelehrt hatte, indem man ihn ſorgſam mit einem dreifachen Korkgürtel umgab. Wir ertrinken natürlich. Wir verſtehen weder

zu arbeiten, noch arbeiten zu wollen; ja, wir wissen nicht, wo wir uns Rat holen können über die Mittel, die Erziehung unseres Willens selbst zu bewerkstelligen. Ueber diesen Gegenstand giebt es kein Lehrbuch. Daher ergeben wir uns in unser Schicksal und bemühen wir uns, an unsere Entsagung nicht weiter zu denken. Das ist zu traurig. Und dann ist ja das Café da, die Bierstube und Kameraden, die verhältnismäßig lustig sind. Die Zeit geht trotzdem hin...

Das Buch, das wir zu schreiben versucht haben, ist nun dasjenige, das soviele junge Leute bedauern nicht zu besitzen.

Zweites Kapitel.

Das zu verfolgende Ziel.

Obwohl die Unterrichtspläne vom Willen des Knaben und des Jünglings nichts wissen wollen, fühlen wir doch, daß unsere Thatkraft allein uns Wert verleiht, und daß auf einen schwachen Menschen in keinerlei Hinsicht zu bauen ist. Da wir andererseits wissen, daß unsere Arbeit annäherungsweise das Maß unserer Willenskraft abgiebt, thun wir uns keinen Zwang an und bilden uns auf diesen Punkt gehörig etwas ein. Wir übertreiben die Arbeit, die wir leisten. Ohne weiteres gestehen wir, daß wir um vier Uhr morgens aufstehen: wir wissen, daß uns niemand den Streich spielen wird, die Richtigkeit unserer Angaben zuprüfen. Und wenn man um acht Uhr einen solchen „Arbeitswüterich" aufsucht und ihn im Bett findet, bemerkt

man ohne Mühe, daß jeder dieſer ſeltenen Beſuche mit einem außergewöhnlichen Pech zuſammentrifft: am Abend zuvor war er im Theater oder in Geſellſchaft; natürlich kann er dann nicht um vier Uhr bei der Arbeit ſein. Hinterher wird der wütende Arbeiter bei ſeinen Prüfungen zurückgewieſen.

Ueber keinen Gegenſtand iſt das Lügen unter Studenten ſo allgemein.

Ja, es giebt kaum einen jungen Mann, der ſich nicht ſelbſt belügt und ſich über ſeine eigene Arbeit und ſeine Fähigkeit, ſich aufzuraffen, nicht gewaltigen Täuſchungen hingiebt. Was ſind dieſe Lügen aber weiter als ein Eingeſtändnis der großen Wahrheit, daß der Menſch nur durch ſeine Thatkraft Wert erhält.

Jeder Zweifel, den ein anderer über unſeren Willen ausſpricht, verletzt uns empfindlich.

Heißt unſere Arbeitskraft in Frage ziehen nicht uns der Schwäche und Feigheit anklagen? Wenn man uns unfähig zu jener Ausdauer hält, ohne die man verzichten muß, ſich über die geiſtige Armut der meiſten Leute zu erheben, welche die ſogenannten höheren Lebensberufe überfüllen, . . . heißt das nicht, man meint, wir ſeien unwiderruflich zur Mittelmäßigkeit verurteilt?

Jene der Arbeit dargebrachte Huldigung beweiſt, daß bei allen Studenten der Wunſch beſteht, Thatkraft zu beſitzen. Und unſer Buch iſt nichts weiter als die Prüfung der Verfahren, die ein junger Mann von ſchwankenden Entſchlüſſen ins Werk ſetzen kann, um in ſich den Wunſch zu arbeiten ſoweit zu kräftigen, daß er ihn vorerſt in den feſten Entſchluß, den glühenden und dauernden Entſchluß und endlich in unwiderſtehliche Gewohnheiten umwandelt.

Zunächst müssen wir unter geistiger Arbeit entweder das Studium der Natur, der Werke eines anderen verstehen, oder eigenes Schaffen. Die Arbeit des Schaffens erfordert Studium und schließt alle Arten geistiger Anstrengungen ein. Das Arbeitsmittel ist im ersten Falle die angespornte Aufmerksamkeit im eigentlichen Sinne, und im zweiten die beschauliche Betrachtung, die innerliche Zusammenfassung. In beiden Fällen aber handelt es sich, alles in allem, um Aufmerksamkeit. Und arbeiten heißt gespannt aufmerken. Leider ist die Aufmerksamkeit nicht ein ständiger, fester, dauernder Zustand. Man kann sie nicht etwa mit einem beständig gespannten Bogen vergleichen. Sie besteht vielmehr in einer Anzahl wiederholter Anstrengungen, mehr oder minder starker Spannung, die mit mehr oder minder großer Geschwindigkeit einander folgen. Bei einer kräftigen, geschulten Aufmerksamkeit folgen sich diese Anstrengungen so dicht hintereinander, daß sie den Schein ununterbrochenen Zusammenhangs erwecken, und dieser anscheinende Zusammenhang kann täglich stundenlang dauern.

Das zu verfolgende Ziel besteht also darin, kräftige und ausdauernde Anstrengungen der Aufmerksamkeit zu erlangen. Sicherlich ist eines der schönsten Ergebnisse, welche die Pflege der Gewalt über uns selbst erlangen kann, grade die täglich wieder mutig aufgenommene Wiederholung von Anstrengungen, die den Studenten nun einmal so schwer fallen. Denn bei den Studenten möchte infolge der glühenden, überschäumenden Jugend das leibliche Leben gern die Oberhand gewinnen über das anscheinend kalte, farblose und unnatürliche Verstandesleben der meisten Arbeitenden.

Angespannte und ausdauernde Anstrengungen genügen aber keineswegs; sie können ziellos sein und zur Zersplitterungsform gehören. Sie müssen also außerdem auf ein und dasselbe Ziel gerichtet sein. Damit eine Idee, ein Eindruck in uns heimisch wird und das Bürgerrecht erlangt, bedarf es gewisser Aufenthaltsbedingungen, eines gewissen häufigen und vertrauten Besuches. Die Idee, der Eindruck muß durch einen langsam und ausdauernd fortschreitenden Einfluß den Kreis seiner Beziehungen ausdehnen, er muß sich durch seinen persönlichen Wert Ansehen verschaffen. Man sehe doch, wie Kunstwerke geschaffen werden: ein Gedanke, oft ein Jugendgedanke, der aber lebensfähig geboren ist, haust anfangs schüchtern und bescheiden in einem genialen Manne. Etwas Gelesenes, irgend ein Zwischenfall des Lebens, ein glücklicher Ausdruck, wie ihn irgend ein Schriftsteller im Vorübergehen hinwirft, wenn er anderweit beschäftigt oder auf diese Gedankenreihe nicht vorbereitet, die Idee bemerkt, ohne ihre Fruchtbarkeit zu verstehen, . . . bringt diese keimende Idee zum Bewußtsein ihres Wertes und ihrer möglichen Rolle. Hinfort wird ihr alles zur Nahrung. Reisen, Unterhaltungen, mannigfache Lesestoffe liefern ihr vielleicht verwertbaren Stoff, den sie nun eifrig zu sich nimmt, durch den sie erstarkt. So führt Goethe dreißig Jahre lang den Plan seines Faust mit sich herum. Diese ganze Zeit brauchte er, um zu keimen, zu wachsen, immer tiefer Wurzeln zu schlagen, überall den Nahrungsstoff aufzusuchen, aus dem dieses geniale Werk besteht.

So muß es, alle Verhältnisse gewahrt, bei jeder wichtigen Idee sein. Geht sie uns nur durch den Kopf, so ist sie null und nichtig, sogut wie gar nicht dagewesen. Wir

müssen ihr wiederholte, häufige, herzliche Aufmerksamkeit schenken; wir dürfen sie wohlweislich nicht aufgeben, ehe sie nicht selbständig leben kann, ehe sie nicht ein Lebensmittelpunkt geworden ist. Lange müssen wir sie im Bewußtsein erhalten, oft auf sie zurückkommen: so wird sie die erforderliche Lebenskraft erwerben, um durch jene geheimnisvolle Magnetkraft sogenannte Ideenverbindungen anzuziehen, fruchtbare Gedanken und mächtige Eindrücke, und sie in ihr Wesen aufzunehmen. Diese Arbeit der Ausgestaltung der Idee oder des Eindrucks geschieht langsam durch ruhige und geduldige Beschaulichkeit. Mit diesen Entwickelungen ist es wie mit den bewunderungswerten Kristallen des Chemikers: tief in einer durchaus ruhigen Flüssigkeit müssen sich hierzu Tausende von Molekülen niederschlagen. In diesem Sinne also ist jede Entdeckung das Werk des Willens. Newton bestätigte seine Entdeckung der allgemeinen Schwerkraft grade, indem er „immer daran dachte". Wenn man noch bezweifelt, daß das Genie nur eine „lange Geduld" ist, so höre man Darwins Geständnis: „Als Gegenstand der Betrachtung und des Lesens wählte ich nur diejenigen, welche mich unmittelbar auf das hinwiesen, was ich gesehen hatte oder wahrscheinlich sehen würde . . . Sicher hat mich nur dieser Lebensplan in den Stand gesetzt zu leisten, was ich in der Wissenschaft geleistet habe." Und sein Sohn fügt hinzu: „Mein Vater besaß die Kraft, einen Gegenstand eine Reihe von Jahren nicht aus dem Auge zu verlieren."[1]

Wozu sollen wir überdies eine so augenfällige Wahr-

[1] Darwins Leben und Briefwechsel. Französ. Uebers. von Varigny. Paris 1888, Reinwald. Bd. 2, S. 69, 135.

heit weiter betonen? Es genügt, das Gesagte zusammenzufassen. Das für den geistigen Arbeiter zu verfolgende Ziel ist die Energie selbständiger Aufmerksamkeit, eine Energie, die sich nicht nur durch die Kraft und Häufigkeit der Anstrengungen verrät, sondern vielmehr durch eine sehr klare Richtung aller Gedanken nach einem einzigen Ziele zu und durch die genügend lange Unterordnung unserer Willensäußerungen, Eindrücke und Ideen unter die große leitende und herrschende Idee, für die wir arbeiten. Ein Ideal, von dem uns die menschliche Faulheit stets entfernen wird, das wir aber möglichst vollständig zu verwirklichen streben müssen.

Ehe wir die Mittel, einen schwachen und schwankenden Wunsch in einen dauerhaften Willen umzugestalten, näher prüfen, ist es wichtig, zwei entgegengesetzte, für das Werk der Selbstbemeisterung aber gleich verderbliche philosophische Theorien zu erledigen.

Drittes Kapitel.

Widerlegung der entmutigenden falschen Theorien betreffs der Erziehung des Willensvermögens.

I.

Die Polemik darf nie etwas anderes sein als eine vorbereitende Arbeit, die der Schriftsteller sorgfältig verrichten, aber für sich behalten soll. Nichts ist unfruchtbarer als

die bloße Verneinung: um zu überzeugen ist das Kritisieren nutzlos; es bedarf eigenen Aufbaus.

Weil nun eben unser ganzes Buch eine Arbeit des Aufbaus ist, weil es eine gesündere, besonders aber fester auf die klarsten Ergebnisse der Psychologie gestützte Lehre liefert, greifen wir jetzt offen zwei sehr verbreitete Theorien an, die ebenso beklagenswert infolge ihrer praktischen Ergebnisse, als in ihrer Begründung falsch sind.

An sich falsch und praktisch bedauernswert ist die Theorie, welche den Charakter für unwandelbar hält; und zwar ist sie es im höchsten Grade. Diese Hypothese wurde von Kant aufgestellt, von Schopenhauer erneuert, und sie hat die Stütze Spencers für sich.

Nach Kant haben wir unsern Charakter in der numenalen Welt gewählt, und diese Wahl ist hinfort unwiderruflich. Einmal in die Welt des Raumes und der Zeit „hinabgestiegen", bleibt unser Charakter, mithin auch unser Wille, was er ist, ohne daß wir ihn, wenn auch noch so wenig, ändern können.

Schopenhauer erklärt auch, die verschiedenen Charaktere seien angeboren, unwandelbar. Man kann nicht die Art der Beweggründe ändern, denen z. B. der Wille des Egoisten zugänglich ist. Man mag durch die Erziehung einen Egoisten täuschen, oder vielmehr seine Anschauungen verbessern, ihn dahin bringen einzusehen, daß, wenn es ein sicheres Mittel, zum Wohlstand zu gelangen, giebt, es Arbeit und Rechtschaffenheit und nicht Spitzbüberei ist. Seine Seele aber für das Leiden des anderen empfindlich zu machen: darauf muß man verzichten; das ist sicherlich weit mehr unmöglich, als Blei in Gold zu verwandeln. Man kann einem Egoisten zeigen, daß er, wenn er auf einen

kleinen Vorteil verzichtet, einen weit größeren erzielen kann; einem bösen Menschen, daß er sich, wenn er dem anderen Leid zufügt, ein größeres anthut. Den Egoismus aber, die Bosheit in sich selbst zurückzuweisen, ist nicht möglich; ebensowenig, wie man der Katze beweisen kann, daß sie unrecht thut, gern Mäuse zu fressen.[1]

Obwohl auf ganz verschiedenem Standpunkt stehend, giebt Herbert Spencer mit der englischen Schule zu, daß der menschliche Charakter unter dem Zwange äußerer Kräfte und der Lebensbedingungen mit der Zeit umgewandelt werden kann; dieses Werk erfordert aber Jahrhunderte. Praktisch ist diese Theorie entmutigend, denn als Student kann ich nicht auf ein tausendjähriges Leben rechnen, sondern nur auf eine zwanzigjährige Bildsamkeit. Wenn ich mich also an meine Besserung machen will, so kann ich es nicht. Ich kann dann nicht gegen meinen Charakter, das mir von meinen Vorfahren vermachte Erbe, ankämpfen, das Tausende, vielleicht Millionen Jahre von Erfahrungen darstellt, die nun in das Wesen meines Hirns eingezeichnet sind. Was soll ich gegen diese furchtbare Vereinigung von Vorfahren machen, die sich gegen meinen schwachen persönlichen Willen verbündet haben? Wie soll ich mich auch nur eines Teils des mir überwiesenen Vermächtnisses entledigen? Es ist nicht einmal verständig, die Empörung auch nur zu versuchen: die Niederlage ist im voraus sicher. Freilich mag ich mich trösten bei dem Gedanken, daß meine Nachkömmlinge in fünfzigtausend Jahren infolge der regelmäßigen Wirkung der sozialen Umgebung und der Erblichkeit vervollkommneten Maschinen ähnlich werden, die seit

[1] Grundlage der Moral. Französ. Uebers. von Burdeau, S. 172.

Jahrhunderten im Gange sind und nun schließlich Aufopferung, Selbständigkeit u. s. w. herausmahlen.

Obwohl die von diesem Gesichtspunkte aus aufgefaßte Frage des Charakters über den Rahmen unseres Gegenstandes hinausgeht, wollen wir sie doch in ihrer ganzen Allgemeinheit und in der für unsere Gegner stärksten Lage prüfen.

Die soeben vorgeführten Theorien erscheinen uns als ein bemerkenswertes Beispiel der geistigen Faulheit, welche gewissermaßen die unauslöschliche Erbsünde der größten Geister ist, einer geistigen Faulheit, infolge deren sie widerstandslos eine rein sprachliche Suggestion über sich ergehen lassen. Wir sind alle so sehr gewöhnt, in Worten zu denken, daß das Wort uns die Wirklichkeit, deren Zeichen es doch ist, verbirgt. Da das Wort einheitlich ist, verleitet es uns mächtig, an die wirkliche Einheitlichkeit der Dinge zu glauben. Dieser durch das Wort Charakter hervorgerufenen Suggestion verdanken wir die faule Theorie des unwandelbaren Charakters. Wer in der That sieht nicht, daß der Charakter nur eine Resultante ist und zwar eine Resultante von stets im Wechsel begriffenen Kräften? Unser Charakter hat eine Einheitlichkeit, etwa wie Europa: die Wirkung der Bündnisse, das Gedeihen oder der Verfall eines Staates, ändern die Resultante fortwährend ab. Nun, ebenso ist es mit unseren Leidenschaften, Eindrücken, Anschauungen, die in einem fortwährenden Werden begriffen sind, und die andererseits infolge der miteinander geschlossenen oder gebrochenen Bündnisse die Stärke und selbst die Natur der Resultante ändern können. Unsere ganze Abhandlung wird übrigens der Nachweis der Möglichkeit einer Umwandlung des Charakters sein.

Wenn wir nunmehr fragen, welches die Beweisgründe zugunsten der Theorie sind, finden wir bei Kant nur a-priori-Ansichten, und diese a-priori-Ansichten, die Kant für notwendig erachtet, um die Möglichkeit der Freiheit zu beweisen, würden sich vom System wie ein abgestorbener Zweig losgelöst haben, wenn Kant nicht Fatalismus und Determinismus verwechselt hätte, wie wir später sehen werden.

Bei Schopenhauer finden wir mehr „Mönchsweisheit" als Argumente; er stellt ja seine Gelehrsamkeit gern zur Schau und häuft die Autoritäten. Gewährsmänner sind nicht soviel wert wie der geringste thatsächliche Beweis.

Folgendes sind die einzigen Beweisgründe, die wir bei ihm fanden: 1. Wenn der Charakter zu vervollkommnen wäre, müßte man bei der älteren Hälfte der Menschheit merklich mehr Tugend vorfinden, als bei der jüngeren, was nicht der Fall ist. 2. Wer sich auch immer einmal als schlechter Mensch gezeigt hat, hat auf immer unser Vertrauen verloren; und das beweist, daß wir alle den Charakter für unwandelbar halten.

Was beweisen solche Argumente für Einen, der einen Augenblick nachdenkt? Worin beweisen solche übrigens im großen Ganzen richtigen Behauptungen, daß niemand seinen Charakter abändern kann? Sie beweisen nur (und das ist ja für niemand fraglich), daß die ungeheuere Mehrheit der lebenden Menschen nie ernstlich eine Reform des Charakters unternommen hat. Sie bestätigen, daß die Neigungen fast alle Angelegenheiten des Lebens ohne Zwischentreten des Willens behandeln. Die meisten Menschen lassen sich von außen her leiten: sie folgen der Mode, der öffentlichen Meinung, ohne daß es ihnen einfällt, sich

weiter zu ſträuben, ebenſowenig wie wir es uns etwa einfallen laſſen, uns zu weigern, der Erde auf ihrem Umlauf um die Sonne zu folgen? Sollen wir da etwa beſtreiten, daß die Faulheit faſt allgemein verbreitet iſt? Die meiſten Menſchen bringen ihr Leben damit hin, ihren Unterhalt zu ſuchen: die Arbeiter, die Armen, die Frauen, die Kinder, die Geſellſchaftsmenſchen kommen kaum zum Nachdenken: es ſind „Gliederpuppen“[1], freilich wohl etwas verwickelt angelegte und bewußte; die Grundurſache aller ihrer Bewegungen liegt aber in dem Kreiſe der unwillkürlichen Wünſche und der fremden Eingebungen. Sie ſind in einer langſamen Entwickelung unter dem grauſamen Druck der Bedürfniſſe des Kampfes um das Daſein aus dem Tieriſchen hervorgegangen; nun, wo die äußeren Umſtände ſie nicht mehr anſtacheln, haben die meiſten eine Neigung, wieder hinabzuſteigen. Und alle diejenigen, welchen nicht die Sehnſucht nach einem Ideal und ein gewiſſer Seelenadel innere Beweggründe darbietet, die ſchwierige Aufgabe ihrer immer vollſtändigeren Befreiung aus dem Tieriſchen zu verfolgen, laſſen ſich vom Strome fortſchwemmen. Es iſt alſo durchaus nicht erſtaunlich, wenn dann einer feſtſtellt, daß die Zahl tugendhafter Greiſe keineswegs die der jungen Leute übertrifft, ſowie daß man gut thut, einem offenkundigen Schurken zu mißtrauen.

Der einzige wahrhafte Beweisgrund wäre, zu zeigen, daß jedes Ringen unnütz iſt, daß ein Egoiſt niemals wichtige Opfer hat bringen können, obwohl er ſie wünſchte. Eine ſolche Behauptung verdient keine Prüfung. Man ſieht, wie Feiglinge dem Tode trotzen, um Geld zu verdienen! Es giebt nicht eine Leidenſchaft, die nicht die

[1] Port-Royal, Logique.

Todesfurcht im Schach halten könnte! Nun iſt aber das größte Gut, das der Egoiſt beſitzt, ſicher das Leben. Hat man nie geſehen, wie Egoiſten, von einer vorübergehenden Begeiſterung hingeriſſen, ihr Daſein dem Vaterlande oder irgend einer edlen Sache opferten? Und wenn dieſer vorübergehende Zuſtand möglich war, was wurde dann während dieſer Zeit aus dem berühmten: operari sequitur esse? Ein Charakter, der ſich, wenn auch nur für eine halbe Stunde, von Grund aus umwandelt, iſt doch kein unwandelbarer Charakter, und es ſteht zu hoffen, daß ſich dieſe Aenderungen immer häufiger erneuern.

Wo hat übrigens Schopenhauer durchaus zuſammenhängende, einheitliche Charaktere angetroffen, beiſpielsweiſe Egoiſten vom erſten Gedanken bis zum letzten, vom erſten Eindruck bis zum letzten? Eine ſolche Vereinfachung der menſchlichen Natur iſt wahrſcheinlich nie verwirklicht worden, und noch einmal: der Glaube, der Charakter ſei ein einheitliches Ding, ein homogener Block, beruht auf der oberflächlichen Beobachtung. Der Charakter iſt eine Reſultante heterogener Kräfte, und dieſe, auf die Beobachtung lebender Menſchen und nicht auf Abſtraktionen gegründete Behauptung genügt, die naive Theorie Kants und Schopenhauers über den Haufen zu werfen. Was Spencer anbetrifft, ſo wird es genügen, ihm gegenüber zu bemerken, daß gute Neigungen ebenſo erblich und ebenſo ſtark mit dem Weſen verwachſen ſind, wie ſchlechte, und daß man bei einiger Geſchicklichkeit ebenſoviel Vorfahrenkraft für ſich als gegen ſich haben kann. In jedem Falle iſt die Frage nur eine Frage mehr oder weniger, und in der Folge wird dieſes Buch übrigens dieſelbe hoffentlich glatt löſen.

Laſſen wir alſo die Theorie des unwandelbaren Charakters; ſie erhält ſich ja nicht aufrecht. Segnen wir Schopenhauer dafür, daß er ſie Deutſchland eingeimpft hat: ſie würde für uns zwei Armeekorps wert ſein, wenn wir nicht auch unſere Theoretiker der Entmutigung und beſonders Taine hätten, der mit einer bei einem ſo großen Geiſte unbegreiflichen Kurzſichtigkeit nicht hat Fatalismus und Determinismus unterſcheiden können, und der im Widerſpruch zu Couſins Spiritualismus ſoweit gegangen iſt, unſer Leben für unabhängig von unſerem Willen und die Tugend für ein Erzeugnis, ganz wie den Zucker, zu erklären. Ein naives, kindiſches Bild, das durch ſeine Roheit für lange Zeit die Geiſter dem Studium des pſychologiſchen Determinismus verſchloſſen und bei ſeinem Erſcheinen und lange Jahre nachher die Bedeutung des Ribotſchen Buches über die Krankheiten des Willens gefälſcht hat. Nur zu wahr iſt es, daß beſonders in ſo feinfühligen Sachen eine Legion von Gegnern beſſer iſt als ein ſchneidiger ungeſchickter Freund.

2.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, aus unſerem Wege eine Theorie fortzuräumen, die weit ſtolzer dreinſchaut und die Möglichkeit, ſeiner Herr zu werden, behauptet, freilich dieſes Werk der Befreiung für zu leicht erachtete und darum ebenſoviel, ja mehr Entmutigte geſchaffen hat, als die fataliſtiſchen Theorien. Wir meinen die Theorie vom freien Willen.

Die Willensfreiheit, deren Schicksal man mit dem der sittlichen Freiheit hat verknüpfen wollen, hat mit dieser nicht nur nichts zu thun, sondern ist vielmehr ihr Gegenteil. Denn wenn man den jungen Leuten das lange, mühselige, ganz auf Ausdauer beruhende Werk der Selbstbefreiung als leicht hinstellt, als hinge es nur von einem Fiat ab, so heißt das, sie von vornherein der Mutlosigkeit preisgeben. Im Augenblick, wo acht Jahre fleißigen Verkehrs mit den willensstarken Männern des Altertums, die durch die Zeitenferne an Größe noch gewonnen, den jungen Mann mit Begeisterung durchdrungen haben, ist es angebracht, ihm die Hauptaufgabe vorzuführen, ihm dabei keine der Schwierigkeiten zu verheimlichen, ihm aber auch den Triumph zu zeigen, der ihm sicher ist, falls er ausharrt.

Durch ein Fiat wird man ebensowenig seiner Herr, als Frankreich nach 1870 durch ein Fiat das mächtige Frankreich von heute geworden ist. Zwanzig Jahre andauernder mühseliger Anstrengungen hat das Vaterland gebraucht, sich wieder zu erheben. Ebenso wird unsere persönliche Wiedererhebung ein Werk der Geduld sein. Wie! Man sieht Leute dreißig Jahre lang ein hartes Gewerbe ausüben, um sich das Recht zu verdienen, auf dem Lande sich auszuruhen, und dem so großen, so edlen Werke der Selbstbemeisterung wollte man keine Zeit widmen? Von ihm hängt ab, was wir einst wert sind, mithin, was wir einst sind; von ihm hängt die Rolle ab, die wir einst spielen. Durch dies Werk können wir allen Schätzung und Achtung abnötigen. Es öffnet uns ganz weit alle Quellen des Glücks (jedes tiefgehende Glück rührt nämlich von unserer gut geregelten Thätigkeit her), und um dieses Werk sollte sich fast kein Erwachsener kümmern? Diese

dem Werk gegenüber zur Schau getragene Geringschätzung birgt augenscheinlich ein geheimes Weh in sich, das wir übrigens alle empfunden haben. Wo ist der Student, der nicht das Mißverhältnis zwischen seinem Verlangen, gehörig zu schaffen, und der Schwäche seines Wollens schmerzlich empfunden hätte? Ihr seid frei! sagten unsere Lehrer. Und verzweifelungsvoll fühlten wir, wie lügnerisch diese Behauptung ist. Niemand lehrte uns, daß der Wille sich langsam erkämpfen läßt, niemand fiel es ein, die Mittel zu studieren, durch die er erkämpft wird. Niemand übte uns zu diesem Kampfe, niemand hielt uns aufrecht, und nun nahmen wir infolge einer sehr natürlichen Rückwirkung ungestüm die kindischen Lehren eines Taine und der Fatalisten an, die ihrerseits uns wenigstens trösteten, indem sie uns der Nutzlosigkeit des Ringens gegenüber Ergebung lehrten. Und ruhig ließen wir uns vom Strome fortreißen und betäubten uns, um nicht die Lüge jener für unsere Faulenzereien tröstlichen Lehren zu empfinden. Ja wohl, die wesentliche Ursache dieser fatalistischen Theorien des Willens ist die kindliche und zugleich unheilvolle Theorie der Philosophen des freien Willens! die sittliche Freiheit muß wie die staatliche Freiheit, wie alles, was in dieser Welt Wert hat, in heißem Kampfe erobert und unaufhörlich verteidigt werden. Sie ist der Lohn des Starken, des Geschickten, des Ausdauernden. Niemand ist frei, es sei denn, er verdient es, frei zu sein. Die Freiheit ist weder ein Recht, noch eine Thatsache, sie ist ein Lohn, der höchste, der glückbringendste Lohn: sie ist für alle Ereignisse des Lebens, was das Sonnenlicht für eine Landschaft ist. Und wer sie nicht erobert hat, dem sind alle tiefen und dauernden Freuden des Lebens versagt.

Leider ist keine Frage mehr verdunkelt worden, als die Lebensfrage der Freiheit. Bain nennt sie das verrostete Schloß der Metaphysik. Es ist klar, daß wir unter Freiheit die Selbstbemeisterung verstehen, die in uns gesicherte Herrschaft der edlen Empfindungen und sittlichen Anschauungen über die Triebe des Tierischen. An eine unfehlbare Selbstbemeisterung darf man jedoch nicht denken: zu wenige Jahrhunderte trennen uns von den wilden Vorfahren, die in Höhlen hausten. Daher können wir uns noch nicht völlig frei machen von der Erbschaft der Zornmütigkeit, der Selbstsucht, der Begehrlichkeit, der Faulheit, die sie uns hinterlassen haben. Die großen Heiligen, die in diesem unerbittlichen Kampfe unserer menschlichen Natur mit unserer tierischen Natur gesiegt haben, haben nicht die Freude ungetrübter, unbestrittener Triumphe gekannt.

Um es aber nochmals zu bemerken, das Werk, dessen Hauptlinien wir entwerfen, ist keineswegs so schwierig, wie das Werk der Selbstheiligung: gegen seine Faulheit und seine Leidenschaften ankämpfen ist nämlich etwas anderes als die Selbstsucht aus sich ganz und gar ausrotten zu wollen.

Aber selbst auf diese Grenzen eingeschränkt, ist der Kampf lang und schwierig. Weder der Unwissende, noch der Dünkelhafte kann dabei siegen. Eine förmliche Kriegskunst ist zu befolgen, die man kennen muß, und einer langen Mühewaltung muß man sich unterziehen. Wollte man den Kampfplatz betreten, ohne die Gesetze der Psychologie zu kennen oder ohne die Ratschläge derer zu befolgen, die sie kennen, so wäre es ganz, als wollte man im Schachspiel einen geübten Gegner besiegen, ohne den Gang der Figuren zu kennen. Ihr seid ja aber nicht frei, werden

die Verfechter eines eingebildeten freien Willens sagen, wenn ihr nichts schafft, wenn ihr nicht durch ein willkürliches Fiat diesem oder jenem Beweggrund oder Antrieb eine Kraft verleihen könnt, die er von Natur nicht besitzt! — Doch sind wir frei, und anders wollen wir gar nicht frei sein: wir thun nicht wie ihr, als gäben wir einem Beweggrund durch eine einfache „Willensäußerung", durch einen geheimnisvollen, seltsamen, allen wissenschaftlichen Gesetzen widersprechenden Akt Kraft; wir behaupten, ihm dieselbe durch eine verständige Anwendung des Assoziationsgesetzes zu verleihen. Wir befehlen der menschlichen Natur nur, indem wir ihr gehorchen. Die einzige Gewähr unserer Freiheit sind die Gesetze der Psychologie, die auch das einzig mögliche Mittel unserer Befreiung bilden. Für uns besteht Freiheit nur innerhalb des Determinismus.

Jetzt grade erfassen wir den eigentlichen Streitpunkt. Man sagt uns: wenn ihr nicht annehmt, daß der Wille, ohne es irgend zu wünschen, einzig durch seinen freien Antrieb einen Beweggrund, der sonst machtlos ist, kräftigen Beweggründen gegenüber das Uebergewicht sichern kann, dann setzt ihr den Wunsch von vornherein voraus. Wenn euer Student nicht arbeiten will, wird er nun und nimmermehr arbeiten. So seid ihr also bei einer Prädestination wieder angelangt, und zwar einer grausameren als die kalviniſtische, denn der für die Hölle vorherbestimmte Kalvinist weiß nicht, daß er für sie bestimmt ist, und die Hoffnung auf den Himmel verläßt ihn nie. — Euer Student kann aber durch eine gründliche Gewissenserforschung wissen, daß er den Wunsch, die Gnade, nicht besitzt, daß mithin jede Anstrengung nutzlos ist: er muß an den Thoren alle Hoffnung draußen lassen.

Das ist nämlich die Frage in möglichst klaren Worten gestellt. Ich habe den Wunsch der Besserung, oder ich habe ihn nicht — wenn ich ihn nicht habe, ist jede Anstrengung eitel — da nun aber der Wunsch nicht von mir abhängt, da die Gnade weht, wohin sie will, so stehen wir hier vor dem Fatalismus, ja vor der Prädestination! — Sehr richtig; wenn wir das zugeben, geben wir weniger zu, als es scheint. Man beachte, daß der Wunsch nach dem Besseren, so schwach er auch sein mag, uns genügt, da wir meinen, ihn durch Anwendung passender Pflegemittel entwickeln, ihn kräftigen und ihn in einen festen und dauerhaften Entschluß umgestalten zu können. — Diesen Wunsch, so schwach ihr ihn auch verlangt, braucht ihr aber! Wenn er vorher nicht vorhanden ist, vermögt ihr nichts.

Wir geben es vollkommen zu: zunächst glauben wir, selbst die Verfechter der Freiheit mit dem Fiat werden uns zugeben, daß man kaum auf einem Entschluß sich zu bessern weiterbauen kann, der auf keinerlei Wunsch sich zu bessern beruht. Wider Willen ein langatmiges Werk vollenden, nicht *lieben* was man zu verwirklichen sucht, heißt doch, sich jede Aussicht auf Erfolg nehmen. Um Erfolg zu haben, muß man Liebe zu seiner Aufgabe haben. — Aber nochmals, diese Liebe, diesen Wunsch hat euer Student, oder er hat ihn nicht. Wenn er ihn nicht hat, ist er ja unwiderruflich verdammt. — Wir geben, wie gesagt, dieses Dilemma zu. Gewiß, der Wunsch ist notwendig; wo kein Wunsch der Befreiung, da keine Freiheit! Die schmerzlichen Wirkungen dieser Prädestination erreichen aber nur eine Art von Leuten, die die Verfechter des unumschränktesten freien Willens selber für unglückliche Prädestinierte halten.

In der That fällt die Gruppe unserer Prädestinierten mit der Gruppe jener unglückseligen Irrsinnigen zusammen, die von moralischem Irresein betroffen sind. Wir nehmen an (ohne es beweisen zu können und einzig weil wir niemals negative Fälle angetroffen haben): fragt man irgend einen nicht von Irresein betroffenen Menschen, ob er die ruhmreiche Laufbahn eines Pasteur, der eines gesunkenen Trunkenboldes vorzieht, so wird der Mann „ja" antworten. Selbstverständlich ist das ein Postulat; es ist unser Postulat. Wer wird es aber bestreiten?

Wer hat denn Menschen gekannt, die durchaus unempfindlich gegen den Glanz des Genies, die Schönheit, die sittliche Größe sind? Wenn ein solcher viehischer Mensch lebt oder gelebt hat, so, gestehe ich, läßt mich sein Fall kalt. Und wenn mein Postulat feststeht (und es steht fest) für die große Mehrzahl der menschlichen Menschen, so genügt mir das. Sobald nämlich ein Mensch der ungeschlachten Erniedrigung der abstoßendsten Exemplare der menschlichen Gattung die Größe eines Sokrates, eines Regulus, eines Vincent de Paul vorzieht, so genügt dieser Vorzug, in wie schwachem Grade er auch vorhanden ist. Denn etwas vorziehen schließt eine Liebe, einen Wunsch ein. So flüchtig man diesen Wunsch sich auch denkt, so kann er doch verlängert, gekräftigt werden. Er wird, wenn man ihn pflegt, wachsen und sich dank der geschickten Handhabung psychologischer Erfahrungen in einen männlichen Entschluß umwandeln. So entsprießt aus einem Samen, der von einer Ameise verzehrt werden kann, ein mächtiger Eichbaum, der den Stürmen Trotz bietet.

Demgemäß beunruhigt uns der Gedanke, zum Eingeständnis jener Prädestination gedrängt zu sein, gar nicht:

abgesehen von einer Gruppe Irrer, die selbst von den Verfechtern des freien Willens durch das Fiat preisgegeben werden, und vielleicht von einer Gruppe von wenigen Dutzenden unverbesserlicher roher Menschen, sind wir ja alle im guten Sinne prädestiniert. Die Sittenlehre hat also keineswegs nötig, ihr Geschick an so gewagte Theorien zu knüpfen, die, um es noch einmal zu sagen, dabei so entmutigend sind. Die Moral hat nur die Freiheit nötig, was etwas ganz anderes ist. Und diese Freiheit ist nur in dem Determinismus und durch ihn möglich. Um unsere Freiheit zu sichern, genügt es, wenn unsere Einbildungskraft fähig ist, einen zu verwirklichenden Lebensplan zu fassen. Unsere Kenntnis und unsere Uebung in den Gesetzen der Psychologie wird uns gestatten, dem gewählten Plane durch Umgehungen und Verbindungen das Uebergewicht zu sichern und zur Mitarbeiterin an unseren Plänen die Zeit zu machen, die in uns die Idee zu befreien die größte Macht besitzt.

Unsere Auffassung der Freiheit ist vielleicht nicht so verführerisch für unsere Faulheit, wie die Theorie des freien Willens. Vor dieser letzteren hat sie aber den Vorteil voraus, der Wirklichkeit unserer psychologischen und moralischen Natur vollständig zu entsprechen und uns nicht der Lächerlichkeit einer dünkelhaften Behauptung auszusetzen, als seien wir vollständig frei, — einer Behauptung, der die nur zu wirkliche Knechtschaft unter unseren inneren Feinden beständig widerspricht. Wenn dieser Widerstreit nur für den psychologischen Beobachter unterhaltend wäre, so wäre der Schaden nur halb; allzubald aber erzeugt er selbst bei den Bestgesinnten Entmutigung. Ja, diese Theorie des freien Willens hat sicher — und das ist ein unersetz-

licher Verluſt — ſo manchen ſcharfſinnigen Denker vom Studium der Grundbedingungen des Wollens abgehalten.[1]

Nachdem nun die beliebten Theorien über die Natur des Willens aus dem Wege geräumt ſind, können wir tiefer in unſeren Gegenſtand eindringen und die Pſychologie des Willens näher prüfen.

---

[1] Um dieſe Ueberzeugung zu gewinnen, genügt es zu wiſſen, in welche tiefe Vergeſſenheit das gediegenſte pſychologiſche Werk geraten iſt, welches die Schule Couſins hervorgebracht hat. Wir meinen das bewunderungswürdige Tableau de l'activité volontaire pour servir à la science de l'éducation, par Debs, Amiens 1884, 196 S. Ich verdanke die Mitteilung dieſes Werkes der Freundlichkeit des Hrn. Egger, Profeſſors an der Faculté des Lettres in Nancy, des bekannten Verfaſſers des ſchönen Buches über la Parole intérieure, ſowie neuerdings einer meiſterhaften Studie über das Urteil.

Debs iſt etwa vierunddreißig Jahre alt geſtorben. In ſeinem Buche finden ſich Seiten voll wunderbaren Scharfſinns, wenn man die Entſtehungszeit des Werkes bedenkt. Ich weiſe auf die ſehr klare Darlegung (S. 30 ff.) der ſpäter von W. James wiederaufgenommenen Theorie hin.

Was würde nicht in dieſer Art von Studien der ſo feine Geiſt Jouffroys geleiſtet haben, wenn er nicht durch die damals in der Blüte ſtehenden byzantiniſchen Erörterungen über den freien Willen abgelenkt worden wäre! Dieſe verhängnisvolle Theorie hat ein halbes Jahrhundert lang das Studium des Willens durchkreuzt.

Zweites Buch.

Die Pſychologie des Willens.

Erſtes Kapitel.

Prüfung der Bedeutung der Ideen für den Willen.

Wenn die Elemente unſeres pſychologiſchen Lebens einfach wären, ſo wäre nichts leichter als die Gefahren und die Hülfsquellen zu ſtudieren, welche ſie bei der Arbeit der Selbſtbemeiſterung bieten. Dieſe Elemente bilden aber unter ſich Verbindungen zu zweien und zu mehreren, welche die Analyſe in den Einzelheiten zu einer ſchwierigen Aufgabe machen.

Es iſt jedoch leicht zu bemerken, daß alle Elemente unſeres inneren Lebens ſich auf dreierlei zurückführen laſſen: unſere Ideen, unſere Gemütszuſtände, unſere Handlungen.

Das Wort Idee umhüllt sehr viele verschiedene Elemente. Die tiefgehendste Unterscheidung, welche der Psychologe bei der Prüfung der Beziehungen zwischen Verstand und Willen zwischen unseren Ideen vornehmen kann, ist die Unterscheidung centripetaler und centrifugaler Ideen. Eine große Zahl von Ideen gelangt zu uns von außen her; sie gehen gewissermaßen durch den Sieb, sind wahrhafte Durchreisende, werden in keiner Weise verarbeitet, und unser Gedächtnis dient ihnen nur als Stapelplatz. Nebeneinander liegen sich ganz widersprechende, und wir alle tragen in unserem Kopf einen Haufen von Gedanken herum, die von dem Gelesenen herrühren, von unseren Unterhaltungen, ja von unseren Träumen: es sind Fremdlinge; sie haben unsere geistige Freiheit benutzt, um sich bei uns einzuschleichen, und zwar deckten sich die meisten mit dem Ansehen irgend eines Schriftstellers oder Lehrers.

Hier in diesem Rüsthaus, wo Gutes und Schlechtes lagert, sucht sich unsere Faulheit, unsere Sinnlichkeit ihre Rechtfertigung. Die Ideen dieser Art beherrschen wir; wir können sie in Reih' und Glied aufstellen, wir können sie nach Gefallen hin und her marschieren lassen: wenn wir aber jede Gewalt über sie haben, so haben sie doch kaum Gewalt über uns. Die meisten sind Worte, kaum etwas mehr. Und der Kampf von Worten gegen unsere Faulheit und Sinnlichkeit gleicht dem Kampfe des irdenen Topfes gegen den eisernen. Fouillée hat eine durchaus falsche Thesis verfochten, als er von den Ideenkräften sprach. Er hat übersehen, daß die Idee alles, was sie an

ausübender Kraft beſitzt, faſt ſtets von ihrer Verbindung mit den wahren Machthabern bezieht, welches die Gemütszuſtände ſind. In jedem Augenblick kann uns die Erfahrung von der ſchwachen Kraft der Idee überzeugen. Es iſt weit von der rein äußerlichen Zuſtimmung bis zum wirkſamen und zu Handlungen treibenden Glauben. Sobald der Verſtand in die Lage verſetzt wird, allein, ohne fremde Hülfe, gegen die rohe Schar ſinnlicher Gewalten kämpfen zu müſſen, iſt er zur Ohnmacht verurteilt. Im geſunden Zuſtande iſt dieſe Vereinſamung des Verſtandes unmöglich: die Krankheit liefert uns aber mit voller Klarheit den Beweis, daß jede zu wichtigen Handlungen antreibende Kraft von der Erregſamkeit, der Senſibilität, ausgeht. Daß der Verſtand an ſich keine Kraft hat, behaupten wir nicht; daß er aber ohnmächtig iſt, die ſchweren, maſſigen tieriſchen Triebe zu bewältigen und zurückzudrängen, das erſcheint uns ganz gewiß. Ribot[1] hat mit Hülfe ergreifender Beiſpiele nachgewieſen, daß ein verſtändiges Weſen, wenn die Erregſamkeit tief getroffen iſt, wenn die auf die Erregſamkeit folgende Freude nicht eintritt, wenn die Idee trocken, kalt bleibt, . . unfähig wird, auch nur die Hand zu einer Unterſchrift zu bewegen. Wer von uns hat ſich nicht beim Erwachen nach einer unvollkommenen Ruhe in einem ähnlichen Zuſtande befunden? Wir ſind in Starrheit tief verſunken, der Verſtand iſt jedoch ziemlich klar, und wir ſehen, was wir zu thun hätten, leider aber fühlen wir nur zu gut, daß die Idee an ſich wenig Kraft hat. Laſſen Sie uns in dieſem Augenblicke hören, wie die Dienerin mit einem ange-

[1] Maladies de la volonté S. 38, 39, 43, 50, 116, 117.

meldeten, von uns vergessenen Besucher unterhandelt, und die Beschämung, etwas verpaßt zu haben — also eine Empfindung — bringt uns in aller Eile aus dem Bette. In den von Ribot angeführten Fällen haben wir eine lebhafte Beleuchtung des Widerspruchs zwischen den Wirkungen der Idee und denen der Empfindung. Einer der Kranken, von denen er redet, war unfähig, die geringste willkürliche Bewegung zu machen, obwohl der Verstand unversehrt war, und er sprang zu aller Ueberraschung zum Wagen hinaus, als er eine Frau auf der Straße überfahren hatte.

Leider meint man, Krankheitsfälle seien Fälle für sich, während sie die Wirklichkeit nur in größeren Umrissen erscheinen lassen. Ebenso wie ein Geizhals stets bereit sein wird, über die Lächerlichkeiten eines Harpagon zu lachen, ohne die geringste derselben auf sich zu beziehen, ebensowenig wollen wir uns in den klargezeichneten Zuständen geistiger Erkrankungen wieder erkennen. Unsere gesamte Erfahrung hat uns ja mit der Ohnmacht der Idee durchdrungen. Von den Alkoholikern gar nicht zu reden: sie *wissen* die Folgen, die ihre Trunksucht hat, sehr wohl; sie *fühlen* und merken sie aber erst beim ersten Schlaganfall, wenn es zu spät ist. Die Unvorsichtigkeit besteht ja darin, daß man die Drohungen der Zukunft wohl sieht, aber noch nicht spürt. Ist das Elend da, so heißt es: ach hätte ich's gewußt! Man wußte es, freilich nicht in jener bewußten, fühlbaren Weise, die dem Willen gegenüber allein zählt.

Unter dieser oberflächlichen Schicht von nicht tiefer eindringenden Ideen finden sich die Ideen, welche von der Stütze vorübergehender Eindrücke Nutzen ziehen können.

Wir haben zum Beispiel mehrere Tage in halber Faulheit verbracht, wir lesen, das zu lesende Buch bleibt aber liegen, die Mühe schreckt uns ab, obwohl wir uns mit den ausgezeichnetsten Gründen zureden. Da bringt uns die Post plötzlich die Nachricht vom Erfolge eines Kameraden, und sofort ist unser Wetteifer angestachelt, und was die höchsten, die gewichtigsten Erwägungen nicht hatten erreichen können, das bringt nun eine Empfindungswelle niederer Ordnung sofort zuwege. Stets werde ich mich eines Erlebnisses erinnern, das mir handgreiflich den Unterschied der Idee und der Gefühlserregung zeigte. Vor dem Morgengrauen befand ich mich auf dem Buet und mußte ein Schneefeld überschreiten, das jäh abfiel und unten in der Dunkelheit verschwand. Da glitt ich aus. Ich verlor nicht einen Augenblick den Kopf. Ich war mir meiner gefährlichen Lage bewußt und sah die Gefahr deutlich. Obwohl ich meinte, mich tot zu stürzen, so gelang es mir doch, meinen Lauf zu verlangsamen, und hundert Meter weiter kam ich zum Stehen. Jetzt war ich ganz unbesorgt und schritt sehr langsam mit meinem Alpenstock quer über das Schneefeld. In den Felsen angelangt, war ich endlich in Sicherheit, völlig gerettet, und nun befiel mich (vielleicht infolge der von den übermäßigen Anstrengungen hervorgerufenen Erschöpfung) ein heftiges Zittern. Mein Herz klopfte, kalter Schweiß bedeckte meinen Körper, und *jetzt erst* eine ungeheuere Furcht, ein wahres Entsetzen. In einem Augenblick *wurde der Anblick der Gefahr zum Gefühl der Gefahr.*

Tiefer noch als diese von außen kommenden, durch vorübergehende Gemütszustände vorläufig aufgenommenen Ideen finden sich die Ideen, welche, obwohl auch von

außen gekommen, mit Grundempfindungen in Einklang sind und mit ihnen eine so enge Verbindung eingehen, daß man nicht weiß, ob die Idee die Empfindung in sich aufgenommen hat, oder die Empfindung die Idee. In dem Grade verschmelzen sie sich mit den Ideen inneren Ursprungs, die aus unserem eigenen Innern stammen und der klare und deutliche Ausdruck unserer tiefen Triebe, ja unseres Charakters sind. Unsere empfindende Persönlichkeit verleiht ihnen eine warme Färbung; sie sind gewissermaßen Empfindungen. Wie die an der Oberfläche bereits erkaltete Lava sich in einer gewissen Tiefe noch Jahre lang glühend heiß erhält, so bewahren diese Ideen bei ihrer Umwandlung in verstandesmäßige Gedanken die Wärme ihres Gemütsursprungs. Diese Ideen begeistern und unterstützen zugleich jede in einer gegebenen Richtung verlängerte Thätigkeit. Jedoch sind diese Ideen, wohlgemerkt, nicht vollständig Ideen: sie sind die klaren, deutlichen, bequem zu handhabenden Vertreter der Empfindungen, d. h. mächtiger psychologischer Zustände, die aber langsam, schwerfällig, schwer zu handhaben sind. Sehr verschieden sind sie von jenen oberflächlichen Ideen, welche den „Wortmenschen" ausmachen, und die oft sogar nichts als Worte, als Zeichen sind, die ihres Inhalts entleert sind. Ihre Kraft strömt ihnen gewissermaßen von den Wurzeln zu. Es ist geliehene Kraft, die sie aus der Quelle der Empfindungen, der Leidenschaften, kurz also der Gemütszustände schöpfen. Sobald eine Idee, wie die eben besprochene in einer nach ihrer Aufnahme verlangenden Seele entsteht, so zieht die Idee durch eine doppelte und geheimnisvolle Erscheinung von Endosmose (die wir studieren werden) die zu ihrer Befruchtung geeigneten Em-

pfindungen an sich. Sie nährt sich gewissermaßen von ihnen, kräftigt sich durch sie, und andererseits geht die Klarheit der Idee in die Empfindungen über und giebt ihnen, nicht Kraft, aber Zielrichtung. Die Idee ist für die Empfindungen, was die Magnetisierung für die unzähligen Ströme der Stange weichen Eisens ist; sie leitet sie in derselben Richtung, beseitigt Widerstrebungen und bildet aus der ursprünglichen unzusammenhängenden Masse einen geregelten Strom hundertfacher Stärke. So genügt in der Politik einem beliebten Manne bisweilen eine glückliche Wendung, um alle bisher anarchischen und widersprechenden Kräfte der Demokratie einem klaren Ziele zuzuwenden.

Sich selbst überlassen, sind die Ideen aber den Rohheiten der Neigungen gegenüber machtlos. Wer hat nicht erlebt, daß er nachts von einer unvernünftigen Furcht ergriffen wurde: er bleibt im Bette liegen, das Herz klopft ihm heftig, die Schläfe sind ihm vom Zufluß des Blutes geschwellt, und er ist unfähig, die lächerliche Erregung zu beschwichtigen, obwohl seine Vernunft ungeschwächt ist, sein Verstand klar geblieben ist. Denen, die dergleichen noch nicht erfahren haben, rate ich, auf dem Lande in einer stürmischen Winternacht nach Mitternacht von Hoffmanns phantastischen Novellen „die vermauerte Thür" zu lesen: sie werden unzweideutig sehen, wie wenig ihre Vernunft, ihre klaren Ideen der Regung der Furcht gegenüber ins Gewicht fallen. Ohne von ebenso starken und gewissermaßen instinktmäßigen Empfindungen zu reden, kann man durch das Studium der erworbenen Empfindungen den Unterschied der schöpferischen Kraft bei der Idee und bei den Gemütszuständen klar feststellen. Man vergleiche den

rein verstandesmäßigen, „papageienhaften" Glauben des Spießbürgertums kleiner Städte mit dem tiefempfundenen Glauben des Dominikaners. Weil dieser die religiöse Wahrheit empfindet, vermag er ihr das unumschränkte Opfer seiner selbst zu bringen, sich alles zu versagen, was die Welt schätzt, die Armut, die Entbehrungen, die härteste Lebensweise auf sich zu nehmen. Beim Spießbürger ist der Glaube äußerlich; er geht zur Messe; gegen die häßlichste Selbstsucht hat er aber keinerlei Widerwillen. Er ist reich, beutet aber mitleidslos ein armes Dienstmädchen aus, dem er kaum zu essen giebt, von dem er dabei aber aufreibende Arbeit verlangt. Man vergleiche auch die sozialistischen Anwandlungen eines Boulevardläufers, der sich weder ein Vergnügen noch auch eine reine Eitelkeitsausgabe versagen würde, mit dem empfundenen Sozialismus eines Tolstoj, der alle Güter, Adel, Vermögen, Genie, in Hülle und Fülle besitzt, und doch das Leben eines russischen Bauern lebt. So bleibt ja auch der Gedanke, daß der Tod unvermeidlich ist, bei den meisten Menschen ein abstrakter. Und dieser nach alledem so tröstliche und so beruhigende Gedanke, der so geeignet ist, die ehrgeizigen Regungen, Stolz und Selbstsucht, in uns zu schwächen und die Quelle unserer Leiden versiechen zu lassen, bleibt ohne Einfluß auf unsere Lebensführung. Wie sollte es nicht so sein, da ja bei den zum Tode Verurteilten sogar dieser Gedanke gewöhnlich erst im letzten Augenblick empfunden wird. „Dieser Gedanke war zwar stets seinem Geiste gegenwärtig, jedoch nur in unbestimmter, allgemeiner Weise, und er vermochte nicht, seinen Geist fest darauf zu richten. Während er so vor Schrecken schauderte und beim Gedanken, daß er bald sterben sollte, feuerrot wurde, fing er unwillkürlich an, die

Eisenstäbe am Thor des Gerichtshauses zu zählen, und zu seinem Erstaunen sah er einen zerbrochen und fragte sich, ob er ausgebessert werden würde. Erst am Abend des letzten traurigen Tages bot sich seinem Geiste der Gedanke an seine verzweifelte Lage und das entsetzliche, ihm bevorstehende Ende in seiner ganzen Trostlosigkeit dar; die Möglichkeit, so schnell zu sterben, hatte er bis jetzt nur ganz unbestimmt ins Auge gefaßt.[1]

Es ist übrigens überflüssig, noch andere Beispiele hinzuzufügen. Jeder kann, wenn er in seiner vergangenen Erfahrung forscht, eine reichliche Ernte von bezeichnenden Thatsachen finden, die ihn von unseren Schlußfolgerungen vollständig überzeugen. Nein, die Idee an sich ist keine Kraft. Sie würde eine Kraft sein, wenn sie allein im Bewußtsein wäre. Da sie sich dort aber in Widerstreit mit Gemütszuständen befindet, muß sie von den Empfindungen die ihr zum Kampfe fehlende Kraft leihen.

2.

Diese Ohnmacht der Idee ist um so trostloser, als wir volle Gewalt über sie besitzen. Der Determinismus der Vergesellschaftung der Bewußtseinszustände giebt uns, geschickt benutzt, im geistigen Gebiete eine fast unumschränkte Freiheit. Die Gesetze selbst der Vergesellschaftung gestatten uns, eine Kette angeschlossener Zustände zu durchbrechen, neue Elemente einzuführen und dann die Kette wieder zu schließen. Während ich ein konkretes Beispiel suchte, um

[1] Dickens, Oliver Twist, Kap. 52.

diese theoretische Behauptung zu „illustrieren", lieferte es mir der Zufall, der getreuliche Versorger derer, die einen Gedanken verfolgen. Die Pfeife einer Fabrik ertönt. Dieser Ton hat sofort, ohne daß ich es wollte, das Gewebe meiner Gedanken unterbrochen und, als Darstellungszustand, plötzlich in mein Bewußtsein das Bild des Meeres eingeführt, einen Schattenriß korsischer Berge, endlich den herrlichen Rundblick von den Quais von Bastia. Die Dampfpfeife hatte nämlich genau denselben Ton wie die Pfeife des Dampfers, die ich drei Jahre lang so oft zu hören bekam. Nun, hier haben wir ja unsere Lösung: es ist das Gesetz des Stärkeren. Ein Sinneseindruck ist im allgemeinen stärker als ein Zustand des Nachdenkens — und wenn die gehörte Pfeife eine Reihe von Ideen, über die man nachdenken will, unterbrechen kann, dann wird es uns genügen, gewissenhaft dasselbe Verfahren anzuwenden.

So oft wir wollen, können wir in uns Sinneszustände, Sinneseindrücke hervorrufen — können wir, um uns von sehr starken Ideenverbindungen zu befreien, Sinneszustände in uns einführen, die dann die Kette gewaltsam brechen. Besonders einen überaus gelehrigen und bequemen Sinneszustand giebt es: die Bewegung; und unter den Bewegungen diejenigen, welche die Sprache bilden. Man kann Worte laut aussprechen, man kann lesen. Man kann sich sogar, wie es die Mönche bei ihren Versuchungen thun, geißeln und gewaltsam die Verbindungen brechen, wie man will. Die Idee, welcher wir den Sieg sichern wollen, sodaß sie ihrerseits der Ausgangspunkt einer neuen Gedankenrichtung ist, können wir uns so mit Gewalt aufzwingen.

Hierbei werden wir übrigens in unserer Aufgabe durch das große Gesetz des Gedächtnisses mächtig unter-

stützt. Jede Erinnerung bedarf, um sich tief einzuprägen, einer häufigen und verlängerten Wiederholung. Sie bedarf besonders einer lebhaften, und wenn ich so sagen darf, entgegenkommenden Aufmerksamkeit. Daher werden die Hirngrundlagen der Ideenketten, die wir aus dem Bewußtsein vertreiben und in der Verbannung gehalten haben, auch blutleer, sie schwinden und ziehen in ihrer Atrophie das Verschwinden der entsprechenden Ideen nach sich. Wir sind also Herren unserer Gedanken: wir können das Unkraut ausreißen, ja sogar die Vernichtung des Teils des Erdreichs, wo es wuchs, herbeiführen.

Wenn wir dagegen die vorhandenen Verbindungen bewahren und sich entwickeln lassen wollen, so tragen wir zunächst große Sorge, die Sinneszustände, die unserm Gegenstande fremd sind, und die sich in das Bewußtsein leicht eindrängen möchten, fernzuhalten; wir suchen die Stille, die Ruhe, wir schließen sogar die Augen, wenn das Gewebe unserer Gedanken leicht zerreißbar ist. Ja, wir rufen Sinneszustände, die uns wohl dienlich sind, zu Hülfe: wir sprechen laut, wir schreiben unsere Gedanken nieder: das Schreiben besonders kommt uns bei langem Nachsinnen wunderbar zustatten. Es unterstützt den Gedanken und zieht Auge und Hand als Mitarbeiter bei der Bewegung der Gedanken heran. Bei mir ist eine natürliche Anlage durch den Beruf stark gepflegt worden: sie hindert mich zu lesen, ohne die Silben leise zu sprechen, sodaß der Gedanke durch drei Ketten von Sinneszuständen, ja durch vier unterstützt wird, da es schwer ist, die Silben zu sprechen, ohne sie zu hören.[1]

[1] Bekanntlich ist die Erinnerung an ein Wort sehr verwickelt: sie besteht aus vier Stücken, nämlich: 1. einem Be-

Kurz, grade weil wir volle Gewalt über unsere Muskeln haben, und insbesondere über diejenigen der Sinnesorgane oder die beim Sprechen verwendeten, vermögen wir uns von der Knechtschaft der Ideenassoziationen frei zu machen. Selbstverständlich können Unterschiede bestehen, die mit dem Wesen eines jeden von uns zusammenhängen, und in der Psychologie macht man jetzt thatsächlich den Fehler, seinen eigenen Fall verallgemeinern zu wollen; man entdeckt täglich neue Grundgestalten, die man bisher miteinander vermengte.[1] Daher behaupte ich auch nur für mich, daß die einzige ganz zu meiner Verfügung stehende und stets, wenn ich in meine Gedanken eingreifen will, um ihren Lauf zu ändern, zuerst wachgerufene Erinnerung das Urbild einer Bewegung ist. Ich habe über meinen Gedanken nun Gewalt, weil ich Herr meiner Muskeln bin.

Wie dem auch sein mag: vom Gesichtspunkte der Selbsterziehung des Willens ist der Schluß dieses Kapitels ziemlich entmutigend. Wir haben vollständig Gewalt über unsere Ideen; leider ist die Kraft unserer Ideen im Kampfe gegen die Faulheit und Sinnlichkeit fast nicht in Rechnung zu ziehen: lassen Sie uns sehen, ob wir glücklicher sein werden beim Studium der Hülfsmittel, die uns die Gemütszustände beim Werk der Selbstbemeisterung bieten.

---

wegungsbild (das gesprochene Wort), 2. einem Gesichtsbild (das gedruckte oder geschriebene Wort), 3. einem Gehörsbild (das gehörte Wort), 4. einem graphischen Bewegungsbild (das von uns geschriebene Wort). Da der Gedanke ohne Sprache unmöglich ist, ist es klar, daß sich unter jedem Gedankenbilde ein oder mehrere aus den genannten Bildern geschaffene Gewebe entwickeln. Sobald man schreibt, können die vier Bildergewebe dazu dienen, den Gedanken zu unterstützen.

[1] Vgl. Ribot, Revue philos.: Enquête sur les idées générales. Paris, Oktober 1891, Alcan.

Zweites Kapitel.

Prüfung der Rolle der Gemütszustände beim Willen.

Was die Gemütszustände über unser Willensvermögen vermögen, darf nicht übertrieben werden. Sie vermögen alles, ja sie vermögen uns in den Stand zu setzen, ohne zu zaudern, Tod und Leiden die Stirn zu bieten. Ihre Macht anerkennen, heißt einen allgemeinen Erfahrungssatz anerkennen. Es ist aber möglich, diesen Erfahrungssatz in einen wissenschaftlichen Satz umzuwandeln, d. h. ihn von einem höheren Satze abzuleiten, als Folge, die sich aus einer offenbaren Wahrheit ergiebt.

Wenn wir die miteinander verschmolzenen Elemente, die ein Gefühl bilden, analytisch trennen, so finden wir, daß es sich damit wie mit einem Beethovenschen Adagio verhält: ein Grundmotiv zieht sich durch alle Variationen, die es bald verhüllen, bald zu deutlichem Ausdruck bringen: dieser immer wieder unter tausend Formen von neuem entstehende Satz ist gewissermaßen die mannigfaltige und zugleich einheitliche Seele, die der musikalischen Entwicklung Leben verleiht. Dieser Satz, der das ganze Adagio trägt mit seiner wunderbar reichen Fülle, hat im Gefühl als Gegenstück einen elementaren Trieb. Dieser Trieb giebt dem Gefühl seine Einheit. Auf ihm vermögen sich die überreichen Mannigfaltigkeiten der Empfindungen der Lust

und des Schmerzes, ſowie die der Erinnerungen zu entwickeln. Er aber grade färbt alle dieſe ſekundären Elemente mit einer beſonderen Schattierung. Wie bei Descartes die Geſchöpfe nur durch eine andauernde Schöpfung Gottes beſtehen, ebenſo haben hier unſere Luſtgefühle, unſere Schmerzen, unſere Empfindungen, unſere Erinnerungen nur durch eine Art andauernder Schöpfung Wirklichkeit: es iſt die Lebensvollkraft des Triebes, die in ihnen widerſtrahlt. Verſchwände ſie, ſo hätte man nur einen Haufen kalter, toter, nur gedachter, farb- und wirkungsloſer ſeeliſcher Zuſtände.

Dieſer ſtoffliche Untergrund jedes Gefühls geſtattet uns zu verſtehen, warum dieſe Zuſtände in uns eine ſo urkräftige Gewalt beſitzen. Was ſind die Triebe in der That anderes, als unſere Thätigkeit, unſer Wille zu leben, der, durch den Schmerz gehörig gezogen, genötigt worden iſt, in ſeiner Entwicklung manche Richtung aufzugeben, und der ſich über die erlaubten Wege ausgebreitet hat, indem er in gewiſſem Sinne das Geſetz über ſich ergehen ließ, entweder unterzugehen oder ſich in Kanäle zu ergießen, welche die beſonderen organiſierten Triebe ſind?

Dieſe durch den Schmerz regulierte Thätigkeit zeigt ſich nunmehr in Reihen von Muskelbewegungen, die unter einander verbunden ſind und eine Handlung oder dieſe oder jene Gruppe von Handlungen bilden, welche von den anderen deutlich geſondert iſt: es iſt die Anfangsform eines jeden Triebes.

Die Thätigkeit hätte ſich ohne die Zucht des Schmerzes nach allen Richtungen zerſplittert und erſchöpft: die Erfahrung hat ſie genötigt, ſich in unſere Triebe zu ergießen, und dieſe Triebe ſind, wie man ſieht, in gewiſſem Sinne

unsere zentrale, ursprüngliche Vollkraft, die in glühenden Strömungen mitten durch die oberflächliche Kruste der erworbenen Ideen, der sekundären Eindrücke äußeren Ursprungs zu tage tritt. Es ist unsere Lebenskraft; sie fließt hinüber in die geeigneten Muskeln, sie zeigt sich in Gewohnheitshandlungen: und das grade erklärt die bewegende Gewalt der Neigungen. Sie bestehen in einer Gruppe von Bewegungen, oder vielmehr in einer Masse elementarer Bewegungen. So ist zum Beispiel das vom Zorn, von der Liebe u. s. w. in Thätigkeit versetzte Muskelmaterial als Ganzes in allen Fällen dasselbe. Ja es ist bei der ganzen Spezies deutlich dasselbe. Es ist, wie es ist, schon bei den zahllosen Geschlechtern gewesen, die uns das Dasein übermittelt haben. Auf diesem etwas verschwommenen Grunde versucht ein jeder seine persönlichen Neuerungen, das Ganze ist aber so fest zusammenhängend, daß sogar die Kinder in der Wiege seine Bedeutung verstehen. Dieser Zusammenhang zwischen einem Triebe und einer bestimmten Reihe von Muskelausdrücken ist erblich übertragen worden. Es ist das ein Jahrtausende altes Band. Es läßt sich begreifen, daß Gewebe, die ich bewußt zwischen dieser oder jener Idee und einer Muskelbewegung knüpfe, kaum Kraft haben im Vergleich zu jenen automatisch gewordenen Verbindungen: ihre einzige Aussicht, wenn sie in diesem ungleichen Kampfe nicht zerschmettert werden wollen, wird, wie leicht ersichtlich, darin bestehen, mit erblichen Trieben Bündnisse zu suchen und gemeinsame Sache zu machen: auf diese Weise wird man einen Kampf wagen können, wo das leicht zerreißbare Gewebe, das Idee und Bewegung verbindet, den Anprall nicht aushalten wird.

Die Kraft des Gefühles bethätigt sich durch eine große Fülle von Wirkungen. Ein lebhaftes Gefühl kann die von ihm anscheinend ganz unabhängigen seelischen Zustände stören, wie die Wahrnehmung der fühlbaren Gegenstände. Freilich ist jede, selbst elementare Wahrnehmung eine Deutung gewisser Zeichen. Ich sehe diese Apfelsine nicht, ich urteile nur aus gewissen Anzeichen, daß es eine Apfelsine sein muß. Mit der Gewohnheit wird diese Deutung aber augenblicklich, automatisch, mithin sehr schwer zu stören. Nun, das Gefühl verdrängt in jedem Augenblick die wahre Deutung und schiebt eine trügerische Deutung unter, die im Bewußtsein die Stelle jener anderen einnimmt. Wir wollen nicht von der Furcht reden, die nachts vollkommen thörichte Deutungen der natürlichsten Geräusche hervorruft: weiß man denn nicht, daß uns der Haß gegen die augenscheinlichsten Thatsachen blind macht? Um sich von dieser merkwürdigen Täuschung Rechenschaft zu geben, denke man doch an die Irrtümer der Mutter über die Schönheit ihrer Kinder. Man lese noch einmal, wie hübsch Molière über die von der Liebe hervorgerufenen Einbildungen spottet:

„Die Bleiche erscheint dem weißen Jasmin zu vergleichen. Die Schwarze, vor der man Furcht haben könnte, nennt er eine wunderschöne Brunette".[1]

Aber nicht nur die Wahrnehmung kann durch das Gefühl gefälscht werden. Die schwächeren Gefühle sind keineswegs vor den stärkeren sicher. So vermag zum Beispiel — und die Wichtigkeit dieser Thatsache werden wir bald besonders zu betonen haben — die Eitelkeit, das bei

[1] Misanthrope II, 5.

unsere zentrale, ursprüngliche Vollkraft, die in glühenden Strömungen mitten durch die oberflächliche Kruste der erworbenen Ideen, der sekundären Eindrücke äußeren Ursprungs zu tage tritt. Es ist unsere Lebenskraft; sie fließt hinüber in die geeigneten Muskeln, sie zeigt sich in Gewohnheitshandlungen: und das grade erklärt die bewegende Gewalt der Neigungen. Sie bestehen in einer Gruppe von Bewegungen, oder vielmehr in einer Masse elementarer Bewegungen. So ist zum Beispiel das vom Zorn, von der Liebe u. s. w. in Thätigkeit versetzte Muskelmaterial als Ganzes in allen Fällen dasselbe. Ja es ist bei der ganzen Spezies deutlich dasselbe. Es ist, wie es ist, schon bei den zahllosen Geschlechtern gewesen, die uns das Dasein übermittelt haben. Auf diesem etwas verschwommenen Grunde versucht ein jeder seine persönlichen Neuerungen, das Ganze ist aber so fest zusammenhängend, daß sogar die Kinder in der Wiege seine Bedeutung verstehen. Dieser Zusammenhang zwischen einem Triebe und einer bestimmten Reihe von Muskelausdrücken ist erblich übertragen worden. Es ist das ein Jahrtausende altes Band. Es läßt sich begreifen, daß Gewebe, die ich bewußt zwischen dieser oder jener Idee und einer Muskelbewegung knüpfe, kaum Kraft haben im Vergleich zu jenen automatisch gewordenen Verbindungen: ihre einzige Aussicht, wenn sie in diesem ungleichen Kampfe nicht zerschmettert werden wollen, wird, wie leicht ersichtlich, darin bestehen, mit erblichen Trieben Bündnisse zu suchen und gemeinsame Sache zu machen: auf diese Weise wird man einen Kampf wagen können, wo das leicht zerreißbare Gewebe, das Idee und Bewegung verbindet, den Anprall nicht aushalten wird.

Die Kraft des Gefühles bethätigt ſich durch eine große Fülle von Wirkungen. Ein lebhaftes Gefühl kann die von ihm anſcheinend ganz unabhängigen ſeeliſchen Zuſtände ſtören, wie die Wahrnehmung der fühlbaren Gegenſtände. Freilich iſt jede, ſelbſt elementare Wahrnehmung eine Deutung gewiſſer Zeichen. Ich ſehe dieſe Apfelſine nicht, ich urteile nur aus gewiſſen Anzeichen, daß es eine Apfelſine ſein muß. Mit der Gewohnheit wird dieſe Deutung aber augenblicklich, automatiſch, mithin ſehr ſchwer zu ſtören. Nun, das Gefühl verdrängt in jedem Augenblick die wahre Deutung und ſchiebt eine trügeriſche Deutung unter, die im Bewußtſein die Stelle jener anderen einnimmt. Wir wollen nicht von der Furcht reden, die nachts vollkommen thörichte Deutungen der natürlichſten Geräuſche hervorruft: weiß man denn nicht, daß uns der Haß gegen die augenſcheinlichſten Thatſachen blind macht? Um ſich von dieſer merkwürdigen Täuſchung Rechenſchaft zu geben, denke man doch an die Irrtümer der Mutter über die Schönheit ihrer Kinder. Man leſe noch einmal, wie hübſch Molière über die von der Liebe hervorgerufenen Einbildungen ſpottet:

„Die Bleiche erſcheint dem weißen Jasmin zu vergleichen. Die Schwarze, vor der man Furcht haben könnte, nennt er eine wunderſchöne Brunette“.[1]

Aber nicht nur die Wahrnehmung kann durch das Gefühl gefälſcht werden. Die ſchwächeren Gefühle ſind keineswegs vor den ſtärkeren ſicher. So vermag zum Beiſpiel — und die Wichtigkeit dieſer Thatſache werden wir bald beſonders zu betonen haben — die Eitelkeit, das bei

[1] Misanthrope II, 5.

vielen Menschen so lebhafte Gefühl, wirklich empfundene Gefühle aus dem Bewußtsein zu verdrängen. Die Gefühle, die wir aus Anstand und um der feinen Sitte willen empfinden, werden uns in höherem Grade von der Eigenliebe eingegeben. Und diese Fremdlinge machen sich im Bewußtsein breit und verdecken wirkliche Gefühle, ganz wie ein an der Wand erschienenes Gespenst dem Wahngläubigen das Muster der Tapete verbirgt, ebenso wie das eine wirklich anwesende Person thun würde. Infolge einer derartigen Selbstbeeinflussung opfert der Student die großen Freuden seines Alters und Standes vermeintlichen Vergnügungen, die gradezu kläglich sind, sobald man sie von den Schlacken der von der Eitelkeit und der Umgebung eingegebenen Gefühle befreit. So kommen auch die aus Neigung und Unfähigkeit oberflächlichen Modemenschen niemals darauf, im eigenen Innern die wahren Gefühle zu suchen, die sie mitten in ihrem zugleich geschäftigen, thörichten und unfruchtbaren Leben empfinden. Sie nehmen die Gewohnheit an, sich einzubilden, als empfänden sie wirklich die üblichen Gefühle, deren Anschein der Anstand ihrer Gesellschaftskreise erfordert, und diese Gewohnheit ertötet in ihnen schließlich die Möglichkeit einer wahren Regung. Diese Unterwerfung unter das „Was werden die Leute dazu sagen" macht sie zu liebenswürdigen, höflichen Wesen ohne jede Eigenart: niedliche mechanische Spielzeuge, deren Fäden in fremder Hand sind. Selbst was sie in den schrecklichsten Augenblicken empfinden, ist ganz herkömmlicher Natur.

Da die Gemütszustände unsere Wahrnehmungen und unsere Gefühle, so schwerfällige, feste Dinge, fälschen können, so ist es klar, daß sie ein leichtes Spiel haben

werden mit den unstäten seelischen Zuständen, mit unseren Erinnerungen. Und da jedes Urteil, jeder Glaube auf mehr oder minder vollständigen, mit genauer Abschätzung der Untersuchungselemente verbundenen Untersuchungen beruht, so ist es klar, daß das Gefühl hier ungeheuer große Folgen haben kann. „Die Hauptanwendung, die wir von unserer Liebe zur Wahrheit machen, ist die, daß wir uns einreden, was wir lieben, sei wahr.[1] Fast alle bilden wir uns ein, daß wir uns entscheiden, daß wir unter mehreren einzuschlagenden Wegen wählen! Leider wird fast stets unsere Entscheidung in uns, nicht von uns getroffen; es ist keinerlei Anteilnahme unseres bewußten Willens: ihres endgültigen Sieges gewiß, willigen die Neigungen gewissermaßen ein und lassen den Verstand überlegen; sie wollen ihm gern die leere Genugthuung lassen, sich für den König zu halten; in Wirklichkeit ist es ein konstitutioneller König, der paradiert, der deklamiert, der aber nicht regiert.

In der That hat der sich den Gewaltthätigkeiten der Gemütszustände so willig unterwerfende Verstand keine große Genugthuung dem Willen gegenüber. Dieser führt die von jenem erhaltenen Befehle nicht gern aus: als Gefühlsmacht bedarf er gefühlter, von der Leidenschaft gefärbter Befehle. Die Pathologie erzählt uns von einem Notar, der durchaus unfähig war zu wollen, aber als erster zum Wagen hinaussprang, um einer überfahrenen Frau eifrig Hülfe zu leisten![2] So also bei einer besonderen Willensäußerung.

---

[1] Nicole, de la connaissance de soi I, 6.
[2] Ribot, Maladies de la volonté, a. O. S. 48 u. 52 Anm.

Um wieviel mehr muß da ein andauernder mächtiger Wille durch an sich mächtige und wenn nicht beständige, so doch wenigstens häufig erregte Gefühle unterstützt werden? „Eine kräftige Empfindlichkeit," sagt Mill,[1] „ist das Werkzeug und die Vorbedingung, die gestattet, eine mächtige Herrschaft über sich auszuüben; dazu muß sie aber ausgebildet werden. Sobald sie diese Vorbereitung erhalten hat, bildet sie nicht nur Helden des ersten Anlaufs, sondern Helden des sich beherrschenden Willens. Die Geschichte und die Erfahrung beweisen, daß die leidenschaftlichsten Charaktere am meisten Beständigkeit und Starrheit in ihrem Pflichtgefühl besitzen, sobald ihre Leidenschaft in diesem Sinne geleitet worden ist." Man beobachte sich sorgfältig und man wird sehen, daß von den Handlungen abgesehen, die durch die Gewohnheit automatisch geworden sind, jeder Willensäußerung eine Erregungswelle, eine zu der zu vollführenden Handlung treibende Wahrnehmung voraufgeht. Bald ist, wie wir gesehen haben, der Gedanke an die zu unternehmende Arbeit außer stande, uns aus dem Bette zu bringen, während das Gefühl der Scheu darüber, im Bett betroffen zu werden trotz der am Abend vorher gemachten Ankündigung, man stehe ganz früh auf, genügt, uns zu veranlassen, uns eilig anzukleiden. Bald treibt uns das Gefühl einer Ungerechtigkeit zu lebhaftem Einspruch, der uns sonst schwer fällt, u. s. w., u. s. w.

Uebrigens ist die so unverständige Erziehung, die man heutzutage den Kindern giebt, zum Teil auf eine ver-

[1] Mill, Assujettissement des femmes, S. 150 ff. — Ribot, Maladies de la volonté, S. 117, 118, 169.

schwommene Ahnung der Wahrheit gegründet. Das ganze System der Klassenarbeiten, der Belohnungen, der Strafen beruht auf dem verworrenen Glauben, daß Regungen allein den Willen in Bewegung setzen können. Daher sind auch die Kinder, bei denen die Empfindlichkeit auf sehr tiefer Stufe steht, in Bezug auf das Willensvermögen und mithin auch in jeder anderen Beziehung unerziehbar. „Man muß gestehen, daß von allen Mühseligkeiten der Erziehung keine derjenigen gleichkommt, Kinder zu erziehen, denen es an Empfindlichkeit im guten Sinne fehlt... all ihr Denken ist Zerstreutheit ... sie hören auf alles hin, merken aber nichts."[1]

Wenn wir die Gesellschaften und ihre Gesamtwillensäußerung als eine Vergrößerung dessen betrachten, was im einzelnen vorgeht, werden wir in sehr deutlicher Weise ersehen, daß Ideen die Welt nur unmittelbar, und soweit sie sich auf Gefühle stützen, leiten. „Das Auftauchen einer Idee," bemerkt Michelet, „besteht nicht sowohl in der ersten Erscheinung ihrer Formulierung, als vielmehr in ihrer endgültigen Ausreifung, sobald sie, von der mächtigen Wärme der Liebe aufgenommen und von der Kraft des Herzens befruchtet, ans Tageslicht tritt."[3] Spencer behauptet mit Recht, daß die Gefühle es sind, welche die Welt leiten. Stuart Mill hält ihm entgegen, „nicht die menschlichen Regungen und Leidenschaften hätten die Bewegung der Erde entdeckt".[2] Sicherlich nicht. Diese Entdeckung hat aber mächtige Gefühle zu ihrem Vorteil gelenkt, ohne die sie keinerlei Einfluß auf das menschliche

[1] Fénelon, Education des filles, Kap. 4.
[2] Die Frauen der Revolution 1854, S. 321.

Leben erhalten hätte. In der Seele eines Pascal, eines Spinoza hat die Idee gekeimt. Besonders in die Seele dieses letzteren ist das Gefühl der Unbedeutendheit unserer Erdkugel im Weltall, und demzufolge das Gefühl unserer Nichtigkeit so tief gedrungen, daß niemand mit seinen Werken vertraut verkehren kann, ohne etwas von der gewaltigen Ruhe der ewigen Dinge zu spüren. Grade nur bei den beschaulichen Denkern hat wohl diese Entdeckung handgreifliche Wirkungen geübt, weil sie eben nur hier die Entstehung tiefer Erregungen hervorgerufen hat. Der Wille einer Nation, einer politischen Gruppe ist die Resultante von Gemütszuständen (Nutzen, gemeinsame Befürchtungen, gemeinsame Sympathien u. s. w.) und die reinen Ideen sind von geringer Wirksamkeit bei der Leitung der Völker.

Es genügt übrigens, unsere Leser auf diesen Punkt aufmerksam zu machen. Sie werden in der Geschichte zahlreiche Beweise für die Schwäche der Idee gegenüber der Leitung und Kraft von Gemütsbewegungen finden.

Sie werden zum Beispiel in dem patriotischen Gefühl, das uns alle beseelt, den Anteil der von Gemütsbewegungen freien Ideen und den Anteil der Leiden, der Zorngefühle, der Befürchtungen und der Hoffnungen zu trennen verstehen. Was individuelle Beweise anbetrifft, so wird ein auf die „menschliche Komödie" geworfener, auch noch so zerstreuter Blick sie dutzendweise liefern. Außer den von uns im ersten Kapitel dieses Buches angeführten Beispielen werden sie Frömmlerinnen bemerken, die sich ein Gewissen daraus machen, keinen Kirchendienst zu versäumen, die aber ohne Zögern den Ruf ihrer „Freundinnen" mit vollen Zähnen zerreißen; sie werden sehen, wie Staatsmänner ihre Menschenfreundlichkeit zur Schau tragen, aber

entsetzt bei dem Gedanken zurückweichen, ekelhafte Dachkammern aufzusuchen, und mit dem oft schmutzigen, stets unfeinen Armen in Berührung zu geraten! Sie werden in gewissen Augenblicken wie gelähmt Zeuge einer Unruhe sein, die in ihrem eigenen Bewußtsein von der Sinnlichkeit hervorgerufen wird, und sie werden überrascht bleiben von den ungeschlachten Ideen, die eine an einem Punkt des Körpers angesammelte Drüsenabsonderung in dem Gedanken zum Keimen zu bringen vermag, der sonst doch ganz seiner Herr ist. Dieser Ohnmacht der Idee werden sie das bedingungslose Opfer nicht nur des Daseins, nein auch jeder Eigenliebe gegenüberstellen, wie es ein tiefes religiöses Gefühl in einer Seele hervorrufen kann. Sie werden von der Wahrheit des Spruches der Nachahmung J. Christi durchdrungen werden: qui amat non laborat: wer etwas aus Liebe thut, dem wird es in der That stets leicht und angenehm zu vollbringen. Sie werden sehen, mit welcher Leichtigkeit das Muttergefühl die Ideen der Ehre, der Vaterlandsliebe über den Haufen werfen kann: er soll leben, er soll ehrlos leben, er soll aber leben! Als umgekehrte Erscheinung werden sie aber sehen, wie die glühende Vaterlandsliebe einer Kornelia beweist, daß man den mächtigsten Gefühlen doch, und zwar siegreich, Gefühle minderwerter, mehr künstlicher Natur entgegenstellen kann, ein Beispiel, das uns teuer ist, weil es die Möglichkeit beweist, die festgewurzelten instinktiven Gefühle auszureißen. Nach einer solchen, wenn auch summarischen Untersuchung wird niemand sich weigern können zuzugeben, daß die Gemütszustände den Willen vollständig beherrschen.

2.

Leider iſt, wenn die Gemütsſeite unſeres Weſens in unſerem ſeeliſchen Leben ein ſo offenbares Uebergewicht hat, unſere Macht über dieſelbe doch ſehr ſchwach. Und, was ſchwerwiegender iſt, man kann ſich nicht nur durch eine Prüfung der Thatſachen überzeugen, daß dieſe Schwäche eine wirkliche iſt; nein, man kann ſogar beweiſen, daß ſie unbedingt vorhanden ſein muß. Dieſe Ohnmacht iſt in der That nichts als eine Folge des eigentlichen Weſens des Gefühls. An anderer Stelle[1] haben wir nachgewieſen, daß jede auf die Außenwelt wirkende Handlung notwendigerweiſe unſere Muskeln zu Werkzeugen hat: ohne Muskeln keine äußere Wirkung. Nun hat aber jeder von außen kommende Antrieb, auf welchem Wege das auch geſchehen mag, zur Wirkung, daß in dem Weſen, das ihn erhält, eine Antwort hervorgerufen wird, und zwar, wohlverſtanden, eine Muskelantwort. Die äußeren Eindrücke ſind aber überaus mannigfach: überaus mannigfach werden demgemäß die Muskelanſtellungen ſein. Welche Form aber auch der Muskelakt annimmt, er veranlaßt notwendigerweiſe eine Kraftverausgabung. Für dieſe Ausgabe hat die Natur ſinnreich vorgeſorgt; ſobald ein Eindruck die Sinne trifft, beginnt das Herz *plötzlich* ſchneller zu ſchlagen, die Atmung beſchleunigt ſich, der geſamte Ernährungsapparat erhält gewiſſermaßen einen Peitſchenhieb. Die phyſiologiſche unmittelbare Erregung bildet eben eigentlich die Regung. Die Regung iſt um ſo ſtärker, als die Erregung ſtärker iſt, und wenn dieſe Erregung fehlt, fehlt die Regung. Dieſe Erregung iſt nun aber automatiſch,

ja, sie entzieht sich fast durchaus dem Eingriff unseres Willens, und das ist für unsere Selbstbemeisterung sehr bedauerlich.

Wir können die Schläge unseres Herzens unmittelbar weder anhalten, noch auch mäßigen; wir können einen Schreckensanfall nicht kurz abschneiden, indem wir die Quasilähmung der Eingeweide verhindern. Wir können bei den Sinnlichkeitsanfällen die Absonderung und Anhäufung der Samenflüssigkeit nicht beeinträchtigen. Niemand ist mehr als wir von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Menschen, die über sich Herr sind, selten sind, daß die Freiheit eine Belohnung für verlängerte Anstrengungen ist, wie sie wenige Menschen zu versuchen den Mut haben. Daraus ergiebt sich, daß fast alle Menschen Sklaven des Gesetzes des Determinismus sind, daß sie sich von ihrer Eitelkeit, von ihren leicht erreglichen Neigungen leiten lassen, daß sie daher in ihrer großen Mehrheit, wie Nicole sagt, Drahtpuppen sind, die einem leid thun müssen. Welche Gemeinheit sie einem auch anthun, die einzige sich für einen Philosophen ziemende Haltung ist Seelenruhe und überlegene Fassung. Daß Alceste, der an den freien Willen glaubt, bös wird, ohne daß das übrigens Folgen hat, ist in der Ordnung — wir sind aber für die lächelnde Gemütsruhe Philintens:

> . . . Obwohl ich auf Schritt und Tritt sehen kann, wie du in Zorn gerätst, zeig' ich mich keineswegs so. Nein, mein Geist wird durch den Anblick eines Betrügers, eines Ungerechten, eines Egoisten nicht mehr verletzt, als durch den Anblick blutdürstiger Geier, boshafter Affen und wütender Wölfe . . .

Das muß, theoretisch, die Haltung des Denkers sein.

Wenn er sich rächt, muß es mit der größten Gemütsruhe geschehen. Ja, streng genommen, rächt sich der Weise überhaupt nicht. Er sucht sich nur für die Zukunft zu schützen, indem er diejenigen, die ihn in seiner Ruhe stören wollen, derart züchtigt, daß es keinem unklar bleibt, daß es besser ist, er läßt ihn in Ruhe. Was sehen wir aber anstatt dieser geringschätzigen Gemütsruhe? Eine Verletzung unserer Eigenliebe, eine Unartigkeit, die uns unangenehm berührt, ruft alsbald uns zum Trotz die physiologische Erregung hervor. Das Herz schlägt unregelmäßig, krampfhaft; es ist rein närrisch. Eine große Zahl seiner Zusammenziehungen ist unvollkommen, krampfhaft, schmerzhaft. Das Blut wird in gewaltsamen Stößen nach dem Hirn getrieben, überfüllt dieses so zarte Organ und verursacht eine Flut von gewaltthätigen Gedanken, Racheplänen, thöricht übertriebenen, unausführbaren Ideen: ohnmächtig ist unsere Lebensweisheit Zeuge dieser ganz animalischen Entfesselung, sie schilt und tadelt dieselbe. Woher aber diese Ohnmacht? Die Regung hat zu bedingungslosen Vorläufern die fleischliche Störung, über die unser Wille keinerlei Gewalt hat. Und da wir diese organische Störung nicht beeinträchtigen können, können wir auch ihren Ausdruck, ihre Uebersetzung in seelische Laute nicht hindern, das Bewußtsein zu überziehen.

Brauchen wir die Beispiele zu vervielfältigen? Haben wir denn nicht in der Sinnlichkeit eine Kreuzesprobe der organischen Ursache seelischer Störung? Hört denn die vorübergehende Thorheit, das Automatenhafte unserer Ideen nicht auf, sobald die angenommene Ursache vertrieben ist? Müssen wir das oben zergliederte Beispiel der Furcht erst wieder aufnehmen? Ist es nicht sonnenklar, daß wir

machtlos sein müssen gegenüber den Gefühlen, weil ihre wesentlichen Ursachen, die Ursachen physiologischer Natur, die sie hervorrufen, unseren Griffen entgleiten? Man gestatte mir eine persönliche Analyse, die vollends den ungleichen Kampf des Gedankens und des Fleisches zeigen wird: vor einiger Zeit meldete man mir grade, daß mein bereits am Morgen fortgegangener Knabe bei den Freunden, zu denen er gehen sollte, nicht erschienen ist. Sofort fing mein Herz an, schneller zu schlagen. Ich dachte aber nach und fand alsbald eine durchaus wahrscheinliche Erklärung für diese Abwesenheit. Immerhin beunruhigte mich aber wieder die ungeheuere Aufregung meiner Umgebung und die, ich weiß nicht von wem aufgestellte Vermutung, der Knabe hätte vielleicht am Ufer des sehr reißenden angeschwollenen Bergstroms gespielt, der an meiner Wohnung vorbeifließt. Obwohl ich fühlte, wie lächerlich unwahrscheinlich diese ungelegene Vermutung war, wurde die oben besprochene physiologische Erregung sofort äußerst groß: das Herz pochte mir zum Zerspringen, ich empfand auf der Kopfhaut ein lebhaftes schmerzliches Gefühl, als wenn sich die Haare sträubten, die Hände zitterten mir, die närrischsten Ideen zogen mir durch den Kopf, trotz aller meiner Anstrengungen, diese Befürchtungen, die ich für närrisch erachtete, zu verjagen. Als das Kind nach halbstündigem Suchen gefunden war, pochte mir das Herz immer noch in starken Schlägen. Und, merkwürdig genug, als wenn diese gemißbilligte Erregung, die sich schließlich als unnütz erwiesen hatte, trotzdem hätte ausgenützt werden wollen, trieb sie mich, — der Stoff des Zornes und der gewaltigen Unruhe ist ja ziemlich derselbe — dem armen Dienstmädchen, die nichts dafür konnte, bittere Vorwürfe zu machen.

Jedoch hielt ich vor dem Ausdruck des Schmerzes des armen Mädels ſofort ein und beſchloß, den Sturm ſich von ſelbſt legen zu laſſen, was einige Zeit erforderte.

Aehnliche Beobachtungen kann jeder an ſich ſelbſt machen, und jeder wird zu dieſem troſtloſen Schluß gelangen, daß wir zunächſt gegen unſere Gefühle nichts vermögen.

3.

Hier ſind wir alſo in die Enge getrieben. Das Werk der Selbſtbemeiſterung iſt offenbar unmöglich. Der Titel des Buches iſt lügneriſch. Die Selbſterziehung iſt ein Köder. Denn einerſeits habe ich nur über meinen Gedanken Gewalt. Der verſtändige Gebrauch des Determinismus macht mich frei und geſtattet mir, der Geſetze der Ideenaſſoziation zu ſpotten. Die Idee aber iſt ohnmächtig. Den rohen Mächten gegenüber, gegen die wir den Kampf unternehmen ſollen, hat ſie nur eine Kraft, die den Spott herausfordert.

Wenn andererſeits die Gefühle in uns allmächtig ſind; wenn ſie nach Gefallen Wahrnehmungen, Erinnerungen, Urteile, Begründungen meiſtern; wenn ſogar die ſtarken Gefühle die ſchwachen vernichten oder vertreiben; kurz, wenn ſie eine ſchier ſchrankenloſe Willkürherrſchaft ausüben, ſo ſind ſie bis zum Ende Deſpoten und nehmen nicht die Befehle der Vernunft, noch die Oberleitung unſeres Willens entgegen.

Wir ſind nur da reich an Mitteln zur Handlung, wo dieſe Mittel unbenutzbar ſind. Die Verfaſſung, die unſer ſeeliſches Leben regelt, ſichert einer zügelloſen, unbändigen Plebs die Allmacht: die vernünftigen Mächte haben nur

dem Namen nach Macht; sie haben beratende, nicht beschließende Stimme.

So bleibt uns also nichts weiter übrig als eine That der Verzweiflung: Lanze und Schild hinzuwerfen, den Kampfplatz zu verlassen, entsagungsvoll unsere Niederlage hinzunehmen und uns in einen Fatalismus zu flüchten, der uns wenigstens Tröstungen spenden wird für alle unsere Erniedrigungen, all unsere Faulheit, all unsere Feigheit.

Zum Glück ist die Lage nicht so verzweifelt, wie man leicht glauben möchte. Die Kraft, welche der Verstand nicht besitzt, kann ihm ein wesentlicher Faktor verleihen, den wir bisher übergangen haben. Was er jetzt nicht vermag, das wird die große erlösende Macht, die Zeit, ihm vergönnen, einst zu vermögen. Die unmittelbare Freiheit, die uns fehlt, werden wir imstande sein, durch eine Kriegslist, durch mittelbare, indirekte Hülfsmittel zu ersetzen.

Ehe wir aber die Methode auseinandersetzen, die wir besitzen, uns zu befreien, ist es gut, auch nicht eine unserer Hülfsquellen zu übersehen, und zu prüfen, ob wir, wenn wir auch nichts oder so gut wie nichts über das Wesentliche unserer Gemütszustände vermögen, nicht vielleicht einiges zustande bringen könnten, indem wir versuchen, den unwesentlichen Stoff der Regung zu beeinflussen.

Auf das wesentliche physiologische Material, welches die meisten dem Willen nicht unterworfenen Organe, das Herz in erster Linie, haben wir durch seelische Mittel zunächst keinerlei Einfluß. Unsere einzigen Mittel, hier einzugreifen sind äußerlich und gehören dem Heilverfahren an. Einen heftigen Zorn kann man sofort durch Einnehmen von etwas Digitalin bemeistern: dieses hat die Eigentümlichkeit, die Herzschläge zu regulieren.

Man kann den heftigsten geschlechtlichen Aufwallungen durch Einnahme besonderer Arzneien ein Ziel setzen. Man kann die Faulheit, die leibliche und geistige Trägheit durch Trinken von Kaffee überwinden. Dieser beschleunigt aber die Bewegungen des Herzens, verleiht ihnen ein krampfhaftes Tempo, und manche Personen macht er zum Zorn geneigt. Bei einer großen Zahl von nervösen Menschen verursacht der Kaffee ein Gefühl von Atemnot (Dyspnöa) und Zittern der Glieder: sie sind dann leicht Angstgefühlen, unbegründeter Unruhe, ja unvernünftigen Schrecken ausgesetzt.

Unsere Mittel sind also schnell aufgezählt, und, alles in allem, verdient unser unmittelbarer Einfluß auf den Kern der Gefühle kaum, daß wir uns dabei aufhalten.

Keineswegs gilt dasselbe für alles, was im Stoff des Gefühls auf Muskeln beruht. Die äußere Uebersetzung des Gefühls gehört uns, da wir Herr darüber sind, ob wir beliebige Bewegungen ausführen oder nicht. Zwischen dem Gefühl und seiner Uebertragung nach außen besteht eine ununterbrochene Verbindung. Nun ist es aber ein allgemeines Gesetz in der Physiologie, daß, wenn zwei beliebige Elemente häufig miteinander verbunden sind, das eine das Streben hat, das andere wachzurufen.

Diesem Gesetz zufolge empfehlen die tiefsten aller praktischen Seelenkenner, die sich mit der Erziehung des Gefühls befaßt haben, Ignaz von Loyola sowohl wie Pascal, die äußeren Glaubensübungen als hervorragend geeignet, die Seele in den entsprechenden Gemütszustand zu versetzen. Bekanntlich ist im Zustande des hypnotischen Schlafes die einer Regung entsprechende Haltung unbedingt imstande, die Regung einzugeben. „Welche Leidenschaft man auch durch die Haltung des Subjekts ausdrücken will, sobald die zu dieser Leidenschaft nötigen Muskeln in Thätigkeit versetzt werden, bricht die Leidenschaft selbst plötzlich hervor, und die ganze Organisation antwortet."[1] Dugald-Stewart erzählt, Burke versicherte, oft erprobt zu haben, daß der Zorn in ihm aufflammte, je länger er die äußeren Zeichen dieser Leidenschaft nachmachte. Ist es denn nicht eine ganz allgemeine Beobachtung, daß Hunde, Kinder, ja Erwachsene, die im Scherz mit einander ringen, schließlich allen Ernstes böse werden? Ist Lachen und Weinen denn nicht ansteckend? Hat das Volk nicht bemerkt, daß, je mehr Narren da, man desto mehr lacht? Ist nicht eine traurige, mürrische Person ein Spielverderber, ein Unheil für die ganze Familie? Ist nicht die chinesische Hofsitte, so geeignet, uns von der Autorität eine hohe Vorstellung zu geben, mit Vorbedacht von Confucius eingesetzt worden, der wie Loyola dachte, daß die Arm- und Handbewegungen die entsprechenden Gefühle einzugeben streben? Ist der katholische Pomp mit seinem, mit so tiefer Seelenkenntnis erdachten Ceremoniell nicht merkwürdig geeignet, selbst auf wenig gläubige Seelen großen

[1] Vergl. Braid, Neurypnology.

Eindruck zu machen? Ich wette, ein gläubiger Mensch vermag in seiner Seele ein lebhaftes Gefühl von Hochachtung nicht zu hindern im Augenblick, wo auf die Gesänge im tiefsten Schweigen die Gläubigen sich einmütiglich zur Erde niederwerfen? Heitert uns nicht — es ist dieselbe Ideenreihe — der Besuch eines von Fröhlichkeit übersprudelnden Freundes mitten in der größten Besorgtheit auf? Es ist übrigens ganz unnötig, Beispiele zu häufen: man findet sie leicht, wenn man sucht.

Was man so hervorruft, sind leider bereits vorhandene Gefühle. Man ruft sie nur wach, man belebt sie wieder, man schafft sie nicht. Die so erneuten Gefühle bleiben ziemlich schwach; der von außen nach innen wirkende Vorgang darf kaum als etwas mehr angesehen werden, als eine kostbare Hülfe. Er dient vielmehr dazu, das Gefühl im vollen Lichte des Bewußtseins zu erhalten. Er ist das, was, wie wir gesehen haben, die Bewegungen und besonders das Schreiben, für den Gedanken sind: nämlich eine kostbare Beihülfe, um die Zerstreuungen zu hindern, die Aufmerksamkeit zum Schwanken zu bringen, und um die Kette von Bewußtseinszuständen, die stets bereit ist zu reißen und neue Zustände einzulassen, im Vordergrund zu erhalten. Darauf aber zu rechnen, so in eine Seele ein Gefühl einzuführen, das dort nicht bereits keimt oder wenigstens im Keime vorhanden ist, hieße übersehen, daß das wesentliche Element jedes Gefühls unserem Griff entschlüpft.

Ebenso können wir, wenn eine Regung in uns wogt, ihr verweigern, sich nach außen übertragen zu lassen. Der Zorn braucht, um sich auszudrücken, geballte Fäuste, zusammengepreßte Kinnbacken, Zusammenziehung der Ge-

sichtsmuskeln, keuchende Atmung: quos ego! Ich kann meinen Muskeln befehlen nachzulassen, meinem Munde zu lächeln; ich kann die Atmungsbeklemmungen mäßigen. Habe ich aber nicht versucht, die ersten noch schwachen Kundgebungen einer entstehenden Regung zu unterdrücken; habe ich sie wachsen lassen, dann laufen meine Anstrengungen Gefahr, unnütz zu sein, besonders wenn es von innen dem Willen nicht gelingt, andere Gefühle zu Hülfe zu schicken, wie etwa das Gefühl persönlicher Würde, die Furcht vor öffentlichem Aergernis u. dgl. Für die sinnliche Regung kann man die nämliche Beobachtung machen. Ist der Geist der Mitschuldige des Verlangens, wird der innere Widerstand schwach, dann dauert der Widerstand der Muskeln — der Helfershelfer des Verlangens, nicht lange. Und im allgemeinen nützt es dann nichts, die Belagerung des Feindes vorzunehmen, feste Werke gegen ihn aufzuführen: die Belagerungstruppen merken, daß ihre Anführer erschlaffen, zum Unterhandeln ganz bereit sind. Jedenfalls wird die Gehorsamsverweigerung der Muskeln der Leidenschaft gegenüber von allen zugehörigen inneren Mächten unterstützt. Daraus ergiebt sich, daß wir von außen nur wenig über das Innere vermögen. Unser unmittelbarer Einfluß, in der Seele ein Gefühl hervorzurufen oder ein Gefühl unbeweglich zu machen, zur Ohnmacht zu zwingen, und besonders zu vernichten, ist ganz schwach. Was uns diese äußeren Mittel liefern, kann eben nur ein Stützpunkt sein: ohne Zweifel ein kostbarer Stützpunkt; er kann aber nur hinzutreten zu einer bereits kräftigen inneren Thätigkeit.

6.

Wenn wir daher abgeſchloſſen nur in der Gegenwart lebten, von der Hand in den Mund, ohne Vorſorge, ſo wäre jedes Kämpfen unnütz. Ohnmächtig würden wir dem Streit der Vorſtellungen, der Gefühle, der Leidenſchaften in uns zuſchauen. Das Ringen wäre freilich feſſelnd, der Verſtand aber von vornherein der entmutigte Zuſchauer. Höchſtens könnte er, wie man beim Wettrennen wettet, Vergnügen daran finden, vorauszuſagen, welches der Ausgang des Kampfes ſein wird: er würde ſich ja ſchließlich bei dieſer Prophezeiung eine Art von Unfehlbarkeit erwerben. Bei den meiſten Menſchen hat er übrigens keine andere Rolle als dieſe; denn faſt alle hat ihre Vorausſicht zum Narren. Weil ſie vorausſehen, was geſchieht, und weil genau das geſchieht, was nach ihrem Wunſche geſchehen ſoll, ſo glauben ſie ſich frei. Durch ſeine Ohnmacht beſchämt, weidet ſich der Verſtand gern an der ſüßen Täuſchung, daß er der unumſchränkte Herr iſt. In Wirklichkeit aber verhandeln die Neigungen alle Angelegenheiten ohne ihn; und er hat auf den Ausgang des Streites nicht mehr Einfluß, als der Meteorologe, der da weiß, daß es morgen regnen wird, auf den Feuchtigkeitsgehalt der Luft hat.

Was aber die Regel iſt, und für alle diejenigen, die keinerlei Anſtrengungen gemacht haben, ihre Freiheit zu erobern, die verdiente Regel iſt, braucht nicht eine Regel zu ſein. Es kann uns ſchließlich gelingen, in unſerem Hauſe das Geſetz zu beſtimmen. Die Zeit iſt unſer großer Erlöſer. Sie iſt die ſouveräne Macht, die den Verſtand

frei macht, die ihm die Möglichkeit verleiht, ſich der Knechtſchaft der Leidenſchaften und des Tieriſchen in ihm zu entziehen. Denn die Gemütszuſtände aller Ordnungen ſind rohe, blinde Gewalten, und es iſt die Rolle der Menſchen, die nicht ſehen können, ſich — und wären ſie Herkuleſſe, von den Menſchen führen zu laſſen, die klar ſehen. Der Verſtand wird ſich, indem er ſich geſchickt anſtellt, durch ſein Bündnis mit der Zeitdauer, d. h. alſo durch eine geduldige, ruhige aber zähe Kriegsliſt, langſam, aber ſicher der Gewalt, ja der Diktatur bemächtigen: einer nur durch die Faulheit des Souveräns und durch zeitweilige Aufſtände der Unterthanen gemäßigten Diktatur.

Jetzt müſſen wir das Weſen und die Wirkungen dieſer von der Zeit vollzogenen Befreiung prüfen. Dann wollen wir die praktiſchen Mittel zu unſerer Befreiung prüfen.

Drittes Kapitel.

Möglichkeit der Herrſchaft des Verſtandes.

I.

Was von höchſter Wichtigkeit beim Werke unſerer Selbſtüberwindung iſt, iſt die enge Vereinigung der Vorſtellungen und der Lebensführung zu feſten Gewohnheiten, eine derartige Vereinigung, daß, ſobald die Vorſtellung im Geiſte auftaucht, die Handlung mit der Genauigkeit und

Kraft eines Reflexes darauf folgt. Nun haben wir aber die troſtloſe Gewißheit erlangt, daß das Gefühl allein dieſen Quaſi-Automatismus bewirken kann. Dieſe Vereinigung einer Vorſtellung, z. B. der Vorſtellung des Arbeitens, und ihrer Umſetzung in Thaten vollzieht ſich nicht auf kaltem Wege.

Die Schweißung muß ſich, um feſt und unzerbrechbar zu ſein, mittels der Wärme der Gemütszuſtände vollziehen.

So kann ſie die äußerſte Härte erlangen. Was iſt die Erziehung weiter, als die Bewerkſtelligung mächtiger Gefühle, um Gewohnheiten des Denkens, des Handels zu ſchaffen, d. h. um im Geiſte des Kindes aus Vorſtellungen mit Vorſtellungen, Vorſtellungen mit Gefühlen, Vorſtellungen mit Handlungen verknüpfte Syſteme herzuſtellen? Zunächſt wird das Kind ja durch die Furcht, die Eigenliebe, den Wunſch, ſeinen Eltern zu gefallen, getrieben, und bemeiſtert ſo allmählich ſeine Aufmerkſamkeit, unterdrückt ſeinen Trieb, Lärm zu machen, ſeine Arm- und Handbewegungen; ſo hält es ſich ſauber, ſo iſt es fleißig: mit anderen Worten, wir benutzen mächtige natürliche Gefühle und verwenden ſie geſchickt, um das Band zwiſchen gewiſſen Neigungen und ihrem naturgemäßen Ausdrucke zu zerreißen, und zwiſchen gewiſſen, bisher nicht verbundenen Vorſtellungen und Handlungen feſte Schweißungen herzuſtellen.

Die religiöſen Regungen in den Zeiten und Stätten ſtarken Glaubens bilden eine Maſſe äußerſter Energie, weil ſie aus an ſich bereits ſehr mächtigen elementaren Gefühlen beſtehen, die überdies zu einem zuſammenhängenden Bündel gruppiert ſind. Die Furcht vor der öffentlichen Meinung, die Achtung vor dem Anſehen von Perſonen

geistlichen Charakters, die gesamten Erinnerungen der Erziehung, die Furcht vor den ewigen Strafen, die Hoffnung auf den Himmel, die schreckliche Vorstellung eines allgegenwärtigen, alles sehenden, alles hörenden, selbst die geheimsten Gedanken ergründenden, richtenden Gottes, — all das ist förmlich verschmolzen zu einem äußerst verwickelten, dem Bewußtsein aber einfach erscheinenden Gemütszustand. In der lodernden Flamme dieses so überaus kräftigen Gefühls vollziehen sich endgültige Zusammenschweißungen von Vorstellungen und Handlungen: so kann bei edleren religiösen Naturen eine Beleidigung nicht Zorn hervorrufen, so unmittelbar tritt aufrichtige Entsagung ein; die Keuschheit verursacht nicht einmal größere Kämpfe, so vollständig werden die sinnlichen Erregungen, die das Hirn sittlich niederer Wesen entflammen, vernichtet, geschwächt, geläutert. Ein schönes Beispiel eines Triumphes, der gegen sehr mächtige Triebe von der bloßen Gegnerschaft höherer Gefühle errungen wird.

Renan pflegte zu sagen: „Ich fühle, daß mein Leben immer noch von einem Glauben regiert wird, den ich nicht mehr habe: der Glaube hat die Eigentümlichkeit, obwohl verschwunden noch zu wirken." Das ist keineswegs eine besondere Eigentümlichkeit des Glaubens. Ein jedes aufrichtige Gefühl, das lange Zeit Handlungen mit gewissen Vorstellungen verknüpft hat, kann verschwinden: es hinterläßt dieses Band, ganz wie beim Schluß in der Logik das Mittelglied fortfallen kann, und das Endglied, der eigentliche Schluß, doch bleibt.

Aehnliche Verbindungen aber, die das Gefühl so leicht knüpft, kann die Vorstellung ebenfalls bilden, falls sie die Mithülfe von Gemütszuständen erlangt. Nichts ist häufiger:

bei der Erziehung, die wir zu Hause und auf dem Gymnasium erhalten, können unsere Eltern und Lehrer, wie wir gesehen haben, die Verschmelzungen vollziehen, die sie wollen. Die Religion gleichfalls.

Beim Werke unserer Selbsterziehung aber ist es nicht mehr so. Die Aufgabe ist weit verwickelter; sie erheischt eine vertiefte Kenntnis unserer seelischen Natur, ihrer Hülfsquellen in dieser Beziehung. Beim Verlassen des Gymnasiums finden sich die jungen Leute, die bisher von ihren Eltern und Lehrern geleitet waren, und denen der Schulplan eine regelmäßige Arbeit auferlegte, von einem Tage zum andern, ohne besondere Vorbereitung, allein in eine große Stadt versetzt, ohne Aufsicht, oft ohne Ratschläge, und besonders ohne klar vorgezeichnete Aufgabe; denn sich auf eine Prüfung vorbereiten ist nicht mehr dasselbe, wie Tag für Tag seine Verwendung der Zeit vorgezeichnet zu haben. Auch eine Strafe ist nicht weiter zu fürchten: die einzige (und wie ferne, wie wirkungslose!) ist das am Ende des Jahrgangs zu fürchtende Pech.

Die große Zahl der trotz alledem, fast ohne zu arbeiten, durchkommenden Studenten benimmt ja jede ernste Befürchtung: im letzten Moment wird man anfangen!

Da werden wir mitten in so undankbaren Bedingungen der Idee die Herrschaft sichern, ihr in, beim Studenten bereits bestehenden Gefühlen Stützpunkte finden müssen. Hier bedarf es der Kriegskunst; vorher müssen wir aber unsere Hülfsquellen mustern, ohne eine einzige zu übersehen, und sehr genau die Frage prüfen, wie die notwendige Verbindung zwischen diesen oder jenen Vorstellungen und dieser oder jener Lebensführung zu vollziehen ist.

Zunächſt wollen wir die Beziehungen zwiſchen der Vorſtellung und den für das Wort der Selbſtbemeiſterung günſtigen Gemütszuſtänden prüfen.

Die leider ſehr wenig zahlreichen Denker, welche ſich mit den Beziehungen des Verſtandes und des Gefühls beſchäftigt haben, fühlen ſich verſucht, zwei Arten von Erkenntnis zu unterſcheiden: die eigentliche verſtandesmäßige Erkenntnis und die Erkenntnis durch das Herz.[1] Das iſt ein nicht ganz richtiger Ausdruck für eine grundlegende Wahrheit. Eine jede Erkenntnis iſt verſtandesmäßig. Sobald aber die Erkenntnis von einer Gemütsbewegung begleitet wird, ſo iſt eine innige Verſchmelzung der beiden Elemente, des Verſtandes- und des Empfindungselementes, und da die Empfindung gewiſſermaßen umfangreicher und ſtärker als die Vorſtellung iſt, ſo tritt ſie in das volle Licht des Bewußtſeins und drängt die verbündete Vorſtellung in den Halbſchatten. Wir haben oben Beiſpiele von bisher kalten Vorſtellungen geſehen, die heftige Gemütsbewegungen jäh wachrufen, ſo daß die Vorſtellung nunmehr kaum noch im Bewußtſein auftauchen kann, ohne die Erinnerung an die Gemütsbewegung nach ſich zu ziehen, eine Erinnerung, die im Grunde genommen nichts weiter iſt als die Gemütsbewegung im Augenblick des Entſtehens. So brauche ich ſeit einer allzu lebhaften Erfahrung[2] thatſächlich mir nur vorzuſtellen, daß ich auf einem Abhange hinab-

[1] Vgl. beſonders Clay, l'Alternative, Ueberſ. Burdeau, S. 229. Paris, Alcan.

[2] Siehe oben S. 58.

gleite, und sofort spüre ich die Empfindung des Schwindels. Da haben wir also zwischen einer Vorstellung und einem, mir vorher unbekannten Gemütszustande eine leider mit einem einzigen Male automatisch gewordene Verbindung. Lassen sich solche Verbindungen auch künstlich kitten? Wäre die Antwort verneinend, so wäre es um jede Erziehung des Willens geschehen. Wir haben aber eben gesehen, daß die ganze Erziehung auf jener Möglichkeit beruht. Kann jedoch, was unsere Eltern und Lehrer zu thun vermochten, ein freier Student, der nur von sich abhängt, gleichfalls auf eigene Rechnung unternehmen? Wo nicht, so wäre jede Erziehung seiner selbst durch sich, jede Selbsterziehung, ein Ding der Unmöglichkeit.

Daß solche Assoziationen schwer zu bewirken sind, ist ganz sicher, daß sie Zeit und Ausdauer erfordern, ist ebenfalls sicher. Daß sie aber möglich sind, das halten wir grade für noch sicherer. In dieser Möglichkeit liegt nun aber unsere Befreiung. Sie behaupten heißt behaupten, daß wir frei sind. Nun gut, diese Behauptung stellen wir, ohne zu zögern, auf. Ja, wir sind frei. Jeder von uns kann, wenn er es wünscht, zum Beispiel mit der Vorstellung einer widerwärtigen Arbeit Gefühle verknüpfen, durch die sie in der Folge leicht wird. Ich sage Gefühle, weil sich beim geistigen Arbeiter diese Verknüpfung im allgemeinen mit einer großen Zahl von Gemütszuständen vollzieht. Ja, sie ist selten das Ergebnis eines einzigen Versuchs wie im oben angeführten Beispiel. Wir verfahren wie ein Zeichner, mit aufeinander folgenden Bleistiftstrichen; jede vollzogene Verknüpfung hinterläßt im Bewußtsein, dank dem Gewohnheitsgesetze, das schon beim ersten Versuche zu wirken beginnt, eine Art oberflächlicher

Skizze; diejenigen, welche in den Augenblicken voller Kraft sich vollziehen, fügen gewissermaßen deutlichere Striche hinzu, welche die skizzierte Zeichnung vollenden, die dann noch geduldig durch Verbesserungen vervollständigt wird.

Diese langsame Ausarbeitung ist notwendig, denn einsame Gedankenarbeit ist der menschlichen Natur so zuwider, angespannte und ausdauernde Aufmerksamkeit ist für einen jungen Mann so mühsam, daß, um gegen den von diesem Zustand der Unbeweglichkeit und besonders der ausschließlichen Richtung der Aufmerksamkeit auf eine Vorstellung eingeflößten Widerwillen anzukämpfen, es keineswegs überflüssig ist, in ein fest zusammenhängendes Bündel alle Gemütskräfte zu vereinigen, welche geeignet sind, den Willen in seinem Widerstande gegen die verhängnisvollen Mächte menschlicher Trägheit und Faulheit zu unterstützen.

Was hält nun die Thatkraft in dieser langen und ermüdenden Reihe von Anstrengungen, welche die Abfassung eines langatmigen Buches, dem man sich mit ganzem Herzen hingiebt, erheischt, aufrecht? Wenn man diese Frage prüft, so findet man eine mächtige Verbündung von Gefühlen, die auf ein und dasselbe Ziel gerichtet sind: zunächst und zwar unmittelbar das Gefühl unserer Vollkraft, wie es uns die Arbeit in einem so hohen Grade der Lebhaftigkeit verleiht; die Belohnung des Nachsinnens durch die Ergebnisse, durch die Freuden der Entdeckung; das Gefühl der Ueberlegenheit, das die Verfolgung eines hohen Zieles verleiht; das Gefühl körperlicher Kraft, körperlichen Wohlbefindens, wie es die geregelte und ganz und gar in nutzbarer Weise angewandte Thätigkeit verleiht. Zu diesen schon so starken Triebfedern kommt das Bewußtsein der Achtung derer, die, ohne etwas zu thun, uns mit vollem Mitgefühl, oder auch

mit einer Anwandlung von Eifersucht folgen; die Freuden einer Erweiterung des geistigen Horizontes. Ferner die volle Befriedigung der Eigenliebe, des Ehrgeizes; die Freude, unsere Lieben froh zu sehen, und schließlich höhere Triebfedern: die Liebe zur Menschheit, die Dienste, die man so vielen jungen Leuten erweisen kann, welche umherirren, ohne die Wissenschaft der Wissenschaften zu verstehen, d. h. die Selbstbeherrschung, und ohne daß ihnen je einer den Weg zu derselben gezeigt hat. Egoistische Gefühle der Gegenwart und Zukunft, altruistische, unpersönliche Gefühle liefern uns einen reichen Schatz von Strebungen, Regungen, Leidenschaften, die wir zu Hülfe rufen können, deren bisher unzusammenhängende Binnenkräfte wir zusammenlegen können, um ein bisher kaltes, widerstrebendes Ziel in ein lebendiges, anziehendes zu verwandeln. Auf dieses Ziel lassen wir nun sich alles ergießen, was wir an warmer, wallender Begeisterung in uns haben, ganz wie der leidenschaftlich Liebende mit den Träumen seiner Sehnsucht das geliebte junge Mädchen schmückt: mit dem Unterschiede, daß diese Verkörperung der Einbildungen bei letzterem naiv ist, während sie für uns gewollt, absichtlich ist und nur mit der Zeit den Anschein des Unbewußten annimmt.

Wie! Der Geizhals bringt es dahin, seine Gesundheit, seine Vergnügungen, ja seine Ehrlichkeit dem Gelde zu opfern, und wir sollten nicht dahin gelangen, ein edelmütiges Ziel, wie es die geistige Arbeit ist, genügend zu lieben, um ihm das täglich wiederkehrende Opfer unserer Faulheit für einige Stunden zu bringen! Hier ist ein Gewerbtreibender, der alle Morgen um fünf Uhr aufsteht und bis neun Uhr abends zur Verfügung seiner Kunden bleibt in der

Hoffnung sich eines Tages aufs Land zurückzuziehen und dort volle Muße zu genießen. Und unsere jungen Leute sollten sich besinnen, fünf Stunden an ihrem Arbeitstisch zuzubringen, um sich jetzt und in der Zukunft all die vielfältigen Freuden hoher geistiger Bildung zu sichern! Wäre die Arbeit unangenehm — wenn sie mit ganzem Herzen geschieht, ist sie es aber niemals — man kann infolge der Gesetze der Ideenassoziation sicher sein, daß die Gewohnheit die Mühen der Anstrengung sehr bald angenehm macht.

In der That erstreckt sich unsere Macht, durch Assoziation anziehend zu machen, was vordem nicht so war, sehr weit. Zunächst können wir die unserem Willen günstigen Gefühle bereichern, ja derart bereichern, daß wir sie umgestalten. Wer möchte in dem köstlichen Gefühl des Mystikers, der nach dem Ausdruck des heil. François de Sales „seine Seele träufeln und dahin fließen läßt in Gott" eine Synthese der Liebe und jener Furcht der ersten Menschen erkennen, die nackt hinausgestoßen mitten in die Natur, eine der ihrigen inkommensurable Macht, das lebhafte Gefühl ihres elenden Zustandes und den Schrecken vor den Naturkräften empfanden? Ebenso kann uns sogar das Gefühl der Kürze des Lebens, „des Dahingleitens der Stunde, des unmerklichen Laufes, der uns, wenn wir daran denken, wahnsinnig macht, des ununterbrochenen Zuges kleiner, sich drängender, an Leib und Leben des Menschen nagender Sekunden" zu Hülfe kommen, indem es uns lehrt, alle gemeinen Zerstreuungen zu verachten.

Sicher können wir Gefühle, die im Bewußtsein nicht vorhanden sind, weder erregen noch schaffen. Ich glaube aber nicht, daß die elementaren Gefühle in einem menschlichen Gewissen fehlen können. Jedenfalls wenden wir

uns keineswegs an ſolche Menſchen, wenn ſie ſo grundverſchieden ſein ſollten von ihresgleichen. Wir ſchreiben unſere Abhandlungen für normale junge Leute, wir ſchreiben kein Handbuch der Teratologie. Uebrigens ſind ſolche Ungeheuer gar nicht vorhanden. Hat man zum Beiſpiel Menſchen geſehen, deren weſentliches Merkmal die Grauſamkeit iſt und die nie, auch bei keiner Gelegenheit Mitleid empfunden hätten, weder für ihre Eltern, noch für ſich ſelbſt? Wir ſagen niemals, denn wären dieſe Regungen auch ſelten, nichts deſto weniger bliebe es feſtſtehend, daß ſie möglich ſind und ſein werden. Nun gut, wir wiſſen andrerſeits, daß die verwickeltſten, die erhabenſten Gefühle Zuſammenſetzungen ſind, entſtanden durch die innige Vereinigung vieler elementarer Gefühle;[1] es iſt andrerſeits offenbar, daß die kräftige und verlängerte Aufmerkſamkeit, die der Geiſt irgend einem Bewußtſeinszuſtande ſchenkt, ihn ſchließlich in das volle Licht des Bewußtſeins zieht, ihm in der Folge geſtattet, verbündete Zuſtände zu erwecken und ein Lebensmittelpunkt zu werden: ſo behaupten wir daher (und ein jeder kann das an ſich erproben), wir können gewiſſermaßen ſchüchterne, demütige Gemütszuſtände, die bisher kaum atmeten, von mächtigen Nachbarn eingeengt, gedemütigt, und die ruhmlos, beſcheiden lebten, wie jene Sterne, die nichtsdeſtoweniger am hellen Tage glänzen, obwohl der Unwiſſende ihre Anweſenheit nicht ahnt — ermutigen, kräftigen. Die Aufmerkſamkeit, über die wir verfügen, erſetzt die Schöpferkraft, die wir nicht beſitzen.

Wie erklärt ſich übrigens der Erfolg der Romane

---

[1] Vgl. Spencer, Pſychologie, Kap. I. Gefühle.

und woher kommt es vor allem, daß alle sie verstehen? Es liegt daran, daß jeder von ihnen eine Gruppe von Gefühlen erregt, die im gewöhnlichen Leben kaum Gelegenheit haben, geübt zu werden. Es ist förmlich ein Manöver in Abwesenheit eines ernstlichen Krieges. Und wenn breite Schichten des Publikums die Romane großer Meister zu verfolgen vermögen, ist das nicht ein Beweis, daß bei der Mehrzahl der Leser die Gefühle schlafen, und nur auf die Gelegenheit warten, im hellen Lichte des Bewußtseins zu erscheinen? Was der Romandichter in uns vermag, es wäre doch seltsam, wenn wir, die Herren unserer Aufmerksamkeit und unserer Einbildungskraft, es nicht vermöchten. Wir vermögen es nun aber. Ich kann z. B., sobald ich will, in mir einen kräftigen Zorn hervorrufen, eine Rührung, Begeisterung, kurz das Gefühl, dessen ich bedarf, um an das ersehnte Ziel zu gelangen.

Sehen wir nicht, wie die wissenschaftlichen Entdeckungen im menschlichen Sinne des Wortes völlig neue Gefühle schaffen? Giebt es etwas anscheinend Kälteres, als den cartesianischen Mechanismus? Und hat diese abstrakte Theorie, als sie in die glühende Seele Spinozas fiel, nicht in ihm bisher zerstreute Gefühle geordnet, um das sehr starke Gefühl, das er von unserer Nichtigkeit hatte, gruppiert und so das Entstehen des leidenschaftlichsten, wunderbarsten der metaphysischen Romane hervorgerufen, den wir haben? Kann man sagen, das Gefühl der Menschlichkeit sei dem Menschen angeboren? Ist es nicht ein bewußtes Erzeugnis, eine neue Synthese, eine Synthese von unvergleichlicher Kraft? Und hat Mill[1] nicht offen-

[1] Stuart Mill, Utilitarismus. Kap. 3.

bar recht, wenn er schreibt: die Verehrung der Menschlichkeit kann sich eines Menschenlebens bemächtigen, dem Gedanken, dem Gefühl, der Handlung Farbe verleihen mit einer Kraft, von der die Religion stets nur eine Vorstellung, gewissermaßen einen Vorgeschmack geben kann?"

Ist es übrigens nicht die dem Verstande zukommende Rolle, die Verschmelzung anarchischer elementarer Gefühle einzurichten und zu vollziehen, indem er ihnen einen klaren Ausdruck giebt? Denn jeder Gemütszustand, jeder Wunsch bleibt an sich sehr unbestimmt, blind, demzufolge ohnmächtig. Bis auf die instinktiven Gefühle, wie Zorn und Furcht, die sich von selbst nach außen hinübertragen, bedürfen die meisten der Mitarbeit des Verstandes. Sie rufen in der Seele ein Mißbehagen, ein Schmerzgefühl hervor, und der Geist ist es, der diesem Unbehagen eine genaue Bedeutung giebt. Dem Geiste grade liegt es ob, nach Mitteln zur Befriedigung des Wunsches zu suchen. Werden wir auf dem Mont-Blanc von einem Schneesturm überrascht, leiden wir unter der Kälte, unter dem Schrecken eines grausen Todes, so giebt es der Verstand uns ein, in einer Schneewand eine Grotte auszuhöhlen, wo wir das Ende der Gefahr dann abwarten. Werden wir, wie Robinson Crusoe, auf eine wüste Insel verschlagen, was vermögen dann alle unsere schmerzlich erregten Begierden, wenn der Verstand nicht arbeitet, ihnen zu genügen? Wenn ich im Elend bin und wieder herauszukommen wünsche, so ist es wiederum der Verstand, der meinem Verfahren eine ganz klare, bestimmte Richtung giebt. Man vergleiche die Unentschlossenheit und die Verschwommenheit der Regung, die in einem jungen und vollkommen reinen und unwissenden Manne durch den Geschlechtstrieb her-

vorgerufen wird, mit der Klarheit und Kraft, die bei ihm das Verlangen annehmen wird nach einer ersten Erfahrung, und man wird einsehen, von welchem Nutzen der Verstand für die Gemütszustände ist. Folglich genügt es, um einem Wunsch, einer Gemütsbewegung eine sehr große Lebhaftigkeit zu verleihen, daß man den Gegenstand des Strebens für den Geist vollkommen klar und deutlich macht, so daß alle seine liebenswürdigen, verführerischen, oder einfach nützlichen Seiten kräftig hervortreten.

Wie wir also sehen, können wir durch die bloße Thatsache, daß wir mit Verstand begabt und fähig sind, vorauszusehen (wissen ist ja schließlich nichts als vorausſehen), alle in unserer Gewalt stehenden, von uns untersuchten Mittel nutzbar machen, um die verbündeten Gefühle zu verstärken. Unmittelbar vermögen wir, von außen, nur wenig über unsere Gemütszustände; unsere Macht erwirbt aber eine äußerste Ausdehnung durch die verständige Anwendung des Assoziationsgesetzes.

Wir werden sehen, daß wir dieser Macht eine Beihülfe liefern können, die sie verdoppelt, indem wir uns in ein Mittel versetzen, das der Entstehung gewisser Gefühle günstig ist, in eine Umgebung der Familie oder von Kameraden, von Bekannten, von Lesestoff, von Vorbildern u. s. w. Wir werden diese mittelbare Art, auf uns einzuwirken, übrigens im fünften Buche noch eingehend prüfen.

Die vorhergehenden Entwicklungen sind ganz geeignet, uns guten Mut zu geben. Wenn die Idee, um sich mit der Handlung zu verschweißen, der Wärme der Gemütszustände bedarf, so können wir diese Wärme (das unterliegt für niemand mehr dem Zweifel) da, wo sie uns

nützlich ist, erzeugen, freilich nicht durch ein Fiat, wohl aber durch den wohlerwogenen Gebrauch der Assoziationsgesetze. Die Oberhoheit des Verstandes hört bereits auf, unmöglich zu erscheinen.

Wir müssen aber die Beziehungen der Vorstellung zu den Gemütserregungen noch näher prüfen. Das Gefühl ist ein umfangreicher, schwerfälliger, langsam wachzurufender Zustand, und somit ist a priori vorherzusehen, was die Erfahrung bestätigt, nämlich, daß das Gefühl ein im Bewußtsein verhältnismäßig seltener Zustand ist. Der Rhythmus seines Erscheinens und Verschwindens ist sehr langsam. Die Gemütsbewegungen sind gewissermaßen Ebbe und Flut. In den Zwischenzeiten befindet sich die Seele in einem Zustand der Meeresstille. Diese periodische Natur der Gemütszustände gestattet uns nun, den Triumph der vernünftigen Freiheit mit großer Festigkeit zu begründen. Von Natur ist der Gedanke seinerseits ebenfalls einem immerwährenden Hinundher unterworfen; der junge Mann aber, der sowohl durch die strenge Zucht der Dinge, als durch die Erziehung seitens der Eltern und Lehrer bereits vorgebildet ist, hat eine große Gewalt über den Gedanken erlangt. Er vermag irgend beliebige Vorstellungen sehr lange in seinem Bewußtsein aufrecht zu erhalten. Der Unbeständigkeit der Gemütszustände tritt eine Idee durch ihre Dauer, durch ihre Beharrlichkeit klar auf. Während des Flutens des Gefühls bleibt sie gegenwärtig, um die Bewegung desselben auszunutzen; während der Ebbe kann sie ihre vorläufige Diktatur thätig benutzen, um Verteidigungsarbeiten gegen den Feind vorzubereiten und ihre eigenen Bundesgenossen verstärken.

Sobald das Gefühl ins Bewußtsein tritt (es handelt

sich hier ja nur um Gefühle, die unserem Ziele günstig sind), müssen wir die Gelegenheit ergreifen und unser Schifflein vorwärts bringen; „wir müssen die guten Bewegungen wie die Stimme Gottes, wenn er uns ruft, benutzen, um wirksame Entschlüsse zu fassen".[1] Wie das die Seele beschleichende Gefühl auch sein mag, nützen wir es unverzüglich für unser Werk aus. Hören wir vom Erfolge eines Kameraden, und fühlt unser schwankender Wille gewissermaßen einen Peitschenhieb, schnell an die Arbeit! Schnell laßt uns mutig die Aufgabe erledigen, die uns seit einigen Tagen quälte, weil sie uns gewissermaßen ein Gewissensbiß war in unserer Unfähigkeit, sie von vorn anzugreifen, und auch ihren Druck loszuwerden. Haben wir heute, wo wir ein bestimmtes Stück gelesen, das Gefühl der Größe und der Heiligkeit der Arbeit, nun dann die Feder zur Hand! Oder einfacher, empfinden wir das Gefühl voller leiblicher und geistiger Kraft, welche die Arbeit angenehm macht, nochmals schnell an die Arbeit! Diese günstigen Augenblicke müssen wir ausnützen, um uns Festigkeit anzugewöhnen, um die männlichen Freuden des schöpferischen, fruchtbaren Gedankens, um den Stolz der Selbstbeherrschung so zu kosten, daß uns der Wohlgeschmack lange in der Erinnerung bleibt.

Sobald sich das Gefühl wieder zurückzieht, hat es gewissermaßen einen gesegneten Schlamm hinterlassen, die gekräftigte Gewohnheit der Arbeit, die Erinnerung der dabei gekosteten Freuden und kräftige Entschließungen.

Wenn dann das Gefühl verschwunden ist, gehört in der darauffolgenden Stille die diktatorielle Gewalt der

[1] Leibniz, Neue Essais II, § 35.

allein im Bewußtſein verbleibenden Idee. Die Ideen ſind aber, wie Schopenhauer[1] bemerkt, „das Behältnis, das Reſervoir, in welchem die aus der Quelle aller Moralität, als welche nicht in jedem Augenblick fließt, entſprungene Geſinnung aufbewahrt wird, um, wenn der Fall der Anwendung kommt, durch Ableitungskanäle dahin zu fließen". Mit anderen Worten alſo, die zwiſchen der Vorſtellung und den Bewegungen unter dem Einfluß der Gefühle vollzogene Verſchmelzung dauert, und andrerſeits, ſobald ſich die Vorſtellung häufig mit den günſtigen Gefühlen vereinigt hat, geſchieht es, daß ſie ſogar in Abweſenheit dieſer darſtellenden, thatſächlichen Gefühle auf Grund der Aſſoziationsgeſetze dieſelben freilich in ſchwachem Zuſtande, aber ſtark genug wach rufen kann, um die Handlung zu veranlaſſen.

Nachdem wir die Beziehungen des Verſtandes zu den günſtigen Gemütszuſtänden unterſucht haben, bleiben uns noch die Beziehungen des Verſtandes zu den dem Werke der Selbſtbemeiſterung feindlichen Gemütszuſtänden zu unterſuchen. Wir haben geſehen, daß unſere unmittelbare Macht über unſere Gemütszuſtände, Wünſche, Leidenſchaften ganz ſchwach, wenn überhaupt wahrnehmbar iſt. Unſere Mittel ſind nur mittelbare. Wir haben nur über unſere Muskeln und über den Verlauf unſerer Ideen Gewalt. Wir können die äußerlichen Kund-

[1] Grundlage der Moral, S. 125.

gebungen der Gemütsbewegungen zurückdrängen, ihre natürliche Sprache unterdrücken. Der Höfling, der Gesellschaftsmensch — ein Höfling, der sich oft noch mehr vor einer tyrannischen und unverständigeren Macht fürchtet, nämlich vor der öffentlichen Meinung — beide erwerben in hohem Grade die Fähigkeit, jeden deutlichen Ausdruck ihres Hasses, ihres Zornes, ihrer Entrüstung, ihrer Verachtung zu unterdrücken.

Andrerseits ist ein Wunsch, eine Bestrebung von der Außenwelt völlig abgeschlossen; sie können sich nur durch Muskelthätigkeit befriedigen: der Zorn findet nur in Schimpfworten und Schlägen sein Genüge; die Liebe in Umarmung, Küssen, Liebkosungen. Unsere Muskeln hängen aber in hohem Maße von unserem Willen ab: und da wir alle einer Leidenschaft für einen Augenblick den Dienst unserer Glieder verweigern können, so ist es klar, daß wir wohl unsere Kraft entwickeln und schließlich die Gemütsbewegung in uns begraben können.

Da ein jedes Streben kraft des Gesetzes der Erhaltung der Kraft verlangt aufgebraucht zu werden, wird ein so behindertes Streben nach innen zurückgeworfen, und nach dem Hirn gedrängt, das es entflammt, und in dem es einen regellosen Sturm von Vorstellungen erzeugt, die nun ihrerseits verbündete Gefühle erwecken werden. In diesem Sinne sagt auch Pascal, daß, je mehr Geist man hat, die Leidenschaften desto größer sind.

Wir dürfen aber keineswegs vergessen, daß die Leitung unserer Gedanken uns gehört; wir können verhindern, daß die Feuersbrunst immer weiter um sich greift. Bald können wir das Feuer bis zu einer gewissen Grenze einschränken, wenn wir merken, daß die Löschung unmöglich ist.

So können wir zum Beispiel den Zorn sich in Worten austoben lassen, in Racheplänen, sicher wie wir sind, uns wieder zu beherrschen, sobald diese Abschwenkung die dumme, blinde Regung, die unsere Willenskraft zu vorsichtigem Rückzuge zwingt, genügend beschwichtigt hat. Wir lassen gewissermaßen den Gegner sich erschöpfen, ehe wir zu einem Angriff ausholen.

Bald können wir das Gefecht unmittelbar beginnen. Denn, wie wir gesehen haben, braucht ein etwas verwickelter Trieb, weil er eben blind ist, stets den Verstand. Er hängt, sozusagen, an einer Idee. Es ist die Verbindung des Hais, der ja schwachsichtig ist und gar nicht riecht, mit seinem „Lotsen", der ihn zur Beute hinleitet, und ohne den die Hyäne des Meeres stumpf und gefühllos einherschwimmt. Die erste Wirkung einer jeden Leidenschaft, eines jeden Wunsches besteht daher darin, den Verstand zu bestechen und seine Billigung zu erlangen. Es giebt keinen Faulenzer, der nicht ausgezeichnete Gründe für seine Unthätigkeit einem auseinandersetzen könnte und nicht stichhaltige Antworten dem entgegenzuhalten hätte, der ihn aufmuntert, sich an die Arbeit zu machen. Ein Despot wäre unvollkommen, wenn er nicht von seiner Ueberlegenheit über die von ihm Ausgebeuteten durchdrungen wäre und wenn er nicht die vielfachen Uebelstände der Freiheit eingehend geprüft hätte. Eine so durch Trugschlüsse für berechtigt erklärte Leidenschaft wird furchtbar. Daher müssen wir auch die Idee oder Ideengruppe, die dem Gemütszustand als „Lotse" dient, ins Auge fassen, um diesen zu erreichen. Grade die Trugschlüsse müssen wir zerbröckeln, vernichten. Die lockenden Täuschungen, mit denen die Leidenschaft ihren Gegenstand umgiebt, müssen

wir zerstreuen. Und so würden, sobald wir die Lüge klar erschauen, sobald wir hinter den Vorspiegelungen der Gegenwart die uns enttäuschende Zukunft entdecken, sobald wir für unsere Eitelkeit, für unsere Gesundheit, für unser Glück, für unsere Würde schmerzliche Folgen voraussehen, dem Wunsch gegenüber, der sonst die zu seiner Beeinträchtigung fähigen Erwägungen erstickt hätte, andere Wünsche, andere Gemütszustände auftauchen, die jenem Einhalt gebieten und ihn schließlich überwinden, oder ihm doch wenigstens nur einen zweifelhaften, gewissermaßen unehrenhaften, halben Sieg lassen. An die Stelle des friedlich schlummernden Bewußtseins werden wir die Unruhe, den offenen Krieg setzen. So werden wir gegen die selbstzufriedene Faulheit in unserem Bewußtsein Gegner ins Feld stellen, die, durch den Kampf kriegstüchtig geworden, schließlich immer häufigere, immer entscheidendere Siege davontragen können. Erinnern wir uns da nicht der wunderlieblichen Gestalt des Cherubim in Figaros Hochzeit: „Ich weiß nicht, wie mir ist!“ ruft er aus. „Seit einiger Zeit fühle ich meine Brust bewegt; mein Herz pocht beim bloßen Anblick eines Weibes; bei den Worten Liebe und Liebeslust zittert es vor Unruhe. Und dann quält mich das Bedürfnis, einem zu sagen: ich liebe dich! so, daß ich's für mich allein sage, wenn ich im Park wandele, zu deiner Herrin, zu dir, zu den Bäumen, zum Winde . . . Gestern traf ich Marcellinen . . . Susanne (lacht): Ha, ha, ha, ha! Cherubim: Warum nicht? sie ist ein Weib! sie ist ein Mädel, ein Weib! Ach, wie süß diese Worte klingen!“ — Nun, wäre Cherubim auch nur für einen Augenblick imstande gewesen, sich wieder in die Gewalt zu bekommen, hätte er sich bemüht, Marcellinen

vorher anzuschauen, sich von ihrer Häßlichkeit, ihrem Alter, ihrer Dummheit gründlich zu überzeugen, so wäre seine Sehnsucht schwer getroffen worden. Und was hätte sie vernichtet? Die aufmerksame Prüfung, die Wahrheit. Die starke Leidenschaft verhindert das Erwachen des prüfenden Geistes; wenn aber die willkürliche Herabsetzung des Gegenstandes der Leidenschaft möglich ist, dann ist die Leidenschaft in Gefahr zu erlöschen. Der Faule, selbst der durch gute Scheingründe äußerlich am meisten bestärkte, spürt in gewissen Augenblicken, wo ihm die Ueberlegenheit des Glückes der Arbeit über ein müßiges Leben klar erwiesen erscheint, Trieb zur Arbeit: und in der Folge machen diese Augenblicke ein von Gewissensbissen freies Leben der Faulheit zur Unmöglichkeit.

Was möglich ist, sobald wir Scheingründen Wahrheiten entgegenzusetzen haben, ist auch in schwieriger erscheinenden Fällen möglich: sobald es sich entweder darum handelt, Scheingründen wirklich bewußte Lügen entgegenzustellen, — oder, was weit mehr ist, wenn wir einer dem Werke unserer Selbstbemeisterung hinderlichen Wahrheit ein Netz nützlicher Lügen entgegenstellen müssen.

Es ist klar, daß eine freiwillige Lüge auf unser Benehmen einigen Einfluß nur üben kann, wenn wir ihr Glauben schenken. Ist diese Lüge nur eine leere Formel, einfaches „Papageientum", so wird sie uns zu nichts nützen. Hier wird man uns aber vielleicht lachend einwerfen: Ei was! wir könnten uns selber belügen? und zwar bewußt, vorbedacht, und wir könnten uns von solcher Lüge anführen lassen? Das ist Unsinn! — Ja, anscheinend Unsinn, für den aber vollkommen erklärlich, der über die außerordentliche Macht der Befreiung nachgedacht hat,

die uns die Gesetze der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses verleihen.

Besagt in der That nicht das allgemeinste Gesetz des Gedächtnisses, daß eine jede Erinnerung, die nicht von Zeit zu Zeit aufgefrischt wird, nach und nach an Klarheit einbüßt, verschwommen wird, mehr und mehr erblaßt und schließlich aus dem gewöhnlichen Gedächtnis schwindet?[1] Nun sind wir aber in sehr hohem Maße Herr unserer Aufmerksamkeit. Wir können mithin eine Erinnerung zum Tode verurteilen, wenn wir uns einfach weigern, sie von neuem zu erwägen; wir können ihr dagegen auch jede beliebige Kraft der Handgreiflichkeit verleihen, indem wir ihr reichlich immer wieder eine starke Aufmerksamkeit zuwenden. Alle geistigen Arbeiter bringen es dahin, nur das zu behalten, was sie *behalten wollen*. Alles, worauf wir nicht von neuem zurückkommen, woran wir nicht mehr denken wollen, schwindet endgültig (wohlverstanden, bis auf eine Minderheit von Ausnahmen).

Leibniz hatte richtig erfaßt, welchen Einfluß dieses Gesetz auf uns haben kann, sobald wir wünschen, uns mit der Zeit eine Ueberzeugung zu bilden, die wir nicht haben. Wir können uns, sagt er, glauben machen, was wir wollen, indem wir die Aufmerksamkeit von einem unangenehmen Gegenstande abwenden und uns mit einem, der uns gefällt, eifrig beschäftigen: wodurch bewirkt wird, daß wir eine Lieblingssache schließlich für wahrscheinlich halten, wenn wir mehr die Gründe dafür ins Auge fassen. In letzter Linie geht eine Ueberzeugung notwendigerweise aus den dem Geiste gegenwärtigen Triebfedern hervor.

[1] Ich setze das Wort *gewöhnlich* hinzu, um die Frage, ob sich eine Erinnerung überhaupt verliert, unberührt zu lassen.

Diese Triebfedern sammeln heißt aber in gewissem Sinne, eine Untersuchung anstellen. Diese Untersuchungen können wir nun, wenn wir wollen, auf zwei Weisen beeinflussen, ja fälschen. Zunächst steht es uns frei, sie ganz unvollständig zu lassen, indem wir absichtlich gewisse, sogar wichtige Erwägungen außer acht lassen. Eine jede Untersuchung erheischt eine gewisse geistige Thätigkeit; die Faulheit ist uns aber so natürlich, daß nichts leichter ist, als zu früh inne zu halten. Die Leichtigkeit verdoppelt sich, wenn wir fürchten, auf Beweggründe zu stoßen, die uns mißfallen könnten. Wenn dann die Untersuchung einmal übers Knie gebrochen ist, steht es uns frei, bei der Schätzung des Wertes der Beweggründe unseren Wünschen das Uebergewicht zu lassen, sodaß die uns genehmen Gründe infolge der Fälschung der Gewichte den Ausschlag geben. Ein junger Mann, der ein junges Mädchen liebt und von vornherein entschlossen ist, sie zu heiraten, wird es verschmähen, über die Eltern, ihren Gesundheitszustand, den Ursprung ihres Vermögens Erkundigungen einzuziehen. Beweist man ihm, daß dieser Ursprung verdächtig ist; was thut es ihm? soll ein junges Mädchen etwa für die Fehler ihrer Eltern und Großeltern verantwortlich gemacht werden? Sucht er sich dagegen von unbequemen Verbindlichkeiten, von einer Verlobung frei zu machen, die ihm die Ueberraschung der Sinne und die Unerfahrenheit abgetrotzt hat, dann ist er schrecklich in Bezug auf die Familienverantwortlichkeit, bis zu den entferntesten Vorfahren.

So wahr ist es, daß Beweggründe keineswegs Gewichten vergleichbar sind: diese sind sich stets gleich. Ganz wie eine vor eine oder zwei andere gestellte Ziffer zehn, hundertmal so groß wird, nimmt ein zu diesen oder jenen

anderen Gefühlen gesellter Beweggrund sehr verschiedene Werte an. Und da wir in hohem Maße Herr sind über solche Assoziationen, so können wir den Ideen, die wir vorziehen, beliebigen Wert, beliebige Bedeutung verleihen.

Ja, diese innere Kraft können wir durch alle äußeren günstigen Einflüsse schützen. Wir verfügen nicht nur über die Gegenwart, sondern auch, vermöge des Gedächtnisses, über die Vergangenheit: durch eine geschickte Verwendung der Hülfsquellen des Verstandes werden wir Herr der Zukunft. Wir können uns unseren Lesestoff frei wählen und die Bücher ausmerzen, die unsere sinnlichen Neigungen anstacheln, uns für eine verschwommene, empfindsame Träumerei stimmen möchten, welche der Faulheit so günstig ist. Wir können besonders, sei es auf einmal, sei es durch große Kälte, die Kameraden ausmerzen, die durch ihre Geistesrichtung, ihr inneres Gepräge, ihre Lebensweise, die schlechten Anlagen in uns bestärken, die uns ablenken, uns fortreißen und die ihre Faulheit durch schön klingende Gründe berechtigt erscheinen lassen wollen. Wir haben nicht alle einen Mentor, so daß wir uns im gefährlichen Augenblick ins Meer stürzen können; es giebt aber ein sehr einfaches Mittel, wenn wir eine Insel der Verdammnis nicht wollen zu fürchten brauchen, nämlich dort gar nicht zu landen.

Das sind also im ganzen die Mittel, die wir haben, gegen die der Vernunft feindlichen Mächte anzukämpfen. Wir brauchen ihnen nicht zu gestatten, in der ihnen natürlichen Sprache ihren Ausdruck zu finden; wir können durch eine geschickte Kriegskunst die Irrtümer, die Trugschlüsse, an denen unsere Wünsche hängen, vernichten, ja verhängnisvollen Wahrheiten jedes Ansehen nehmen. Zu diesen

thätigen Mitteln kommt die einverſtändnisvolle Artung der äußeren Mittel, die Fernhaltung einer für die Nährung unſerer Leidenſchaften geeigneten Umgebung, ſowie der Bedingungen, die ſie begünſtigen könnten.

Die Geſamtheit dieſer taktiſchen Maßregeln bildet mehr die Vorbereitung des Krieges als den eigentlichen Krieg. Dieſe Vorbereitung kann nun plötzlich unterbrochen werden durch irgend eine Leidenſchaft, die trotz unſerer Anſtrengungen oder häufiger noch durch Benutzung unſerer Unachtſamkeit und des ſchlummernden Willens herangewachſen iſt. Sobald aber der Sturm tobt, ſobald zum Beiſpiel die Sinnlichkeit in das Bewußtſein eindringt, dürfen wir nicht vergeſſen, daß alle der Leidenſchaft dienlichen Nahrungsmittel in Ideen beſtehen, und daß wir dieſe Ideen, welche die Leidenſchaft gern in ihrem Sinne verarbeiten möchte, in unſerem Sinne zu verarbeiten verſuchen können. Wenn der Kampf auch ungleich iſt, wenn die Feuersbrunſt auch nach und nach um ſich greift, ſo braucht doch unſer „überlegener, feiner, reiner Wille", „der Gipfel unſeres Geiſtes", nicht einzuwilligen. Und da dieſe ſteigende Flut von Gemütszuſtänden keineswegs eine einheitliche, mit einemmal emporgeſchoſſene Macht iſt, da es vielmehr ſchwerfällige, zerteilte Mächte ſind, die in ihrem ungeſtümen Schwalle die gegneriſchen, aber beſiegten Mächte verdecken, ſo iſt es an uns, Anſtrengungen zu machen, um dieſe unglücklichen Bundesgenoſſen mit unſerer Aufmerkſamkeit und unſeren beſten Wünſchen zu ſtützen.

Vielleicht gelingt es uns, ſie wieder zu ſammeln und

siegreich zum Angriff überzugehen, oder uns wenigstens in guter Ordnung zurückzuziehen: dann werden wir uns desto leichter, schneller und entscheidender wieder fassen. Beim Aufwallen unserer Sinnlichkeit zum Beispiel brauchen wir keinen Augenblick die Schmach unserer Niederlage aus dem Auge zu verlieren; wir können in unserem Geiste das deutliche Bild der auf die Sättigung folgenden Niedergeschlagenheit, den Verlust eines schönen, gesunden Tages schöpferischer Arbeit wachrufen und vielleicht wach erhalten. Ebenso können wir bei einer Anwandlung von Faulheit, wie sie die Arbeitsamsten befällt, wenn es uns auch nicht gelingt, unsere Trägheit abzuschütteln und die Empörung der schwerfälligen „Bestie" zu besiegen, doch in unseren Gedanken die Freude an der Arbeit, an der vollen Selbstbeherrschung u. s. w. wieder wachrufen. Sicher wird die Unentschiedenheit weniger lang, und unsere Wiedererfassung leichter sein. Oft müssen wir sogar auf einen sofortigen Kampf verzichten, und zum Beispiel die sinnliche Regung beruhigen, indem wir aufstehen, zu einem Spaziergang ausgehen, einen Besuch machen u. s. w., mit einem Wort, indem wir die fixe Idee auszumerzen, zu vernichten, zu stören, zu zwingen suchen, wenigstens das Bewußtsein mit anderen, auf diese Weise künstlich eingeführten Zuständen zu teilen. Ebenso kann man seine Faulheit hinters Licht führen, indem man eine Reisebeschreibung liest, indem man zeichnet, musiziert und dann, sobald der Geist wach ist, dieses Erwachen benutzt und versucht, zur Arbeit zurückzukehren, die man den Augenblick zuvor aus Schlaffheit oder Ermattung aufgab.

Kurz, wenn der Wille geschlagen worden ist, — was häufig vorkommen muß — dürfen wir keineswegs den

Mut verlieren. Es genügt, wenn wir, wie ein Schwimmer, der in eine reißende Strömung gerät, auch nur etwas vorwärts kommen; ja, um ganz und gar nicht zu verzweifeln, genügt es, daß wir weniger schnell fortgerissen werden, als wenn wir uns dem Strome einfach überlassen hätten. Von der Zeit werden wir alles erreichen. Sie bildet Gewohnheiten und verleiht ihnen die Kraft und Zähigkeit natürlicher Neigungen. Die Macht dessen, der nie verzweifelt, ist gradezu wunderbar. In den Alpen findet man im Granit hundert Meter tiefe Schluchten. Diese ungeheueren Laufgräben sind den Sommer über von den sandführenden Wassern ganz allmählich ausgehöhlt und unablässig ausgescheuert worden: so erzeugen die unbedeutendsten Thätigkeiten, ins Unendliche wiederholt, schließlich Wirkungen, die zu den Ursachen in gar keinem Verhältnis stehen. Freilich verfügen wir nicht über Hunderte von Jahrhunderten, wie die Natur, wir haben aber auch nicht ein Gestein auszuhöhlen. Für uns handelt es sich nur darum, üble Gewohnheiten abzulegen und nach und nach ausgezeichnete anzunehmen. Unser Ziel ist nur, die Sinnlichkeit und die Faulheit in vernünftige Schranken einzupferchen; wir hoffen nicht, sie ganz und gar einzuschließen.

Außerdem können sogar unsere Niederlagen zu unserm Vorteil ausschlagen: es ist nur zu wahr, daß unsere Hülfsmittel der Vervollkommnung zahlreich sind. In der That ist der bittere Nachgeschmack, die körperliche Erschlaffung, die geistige Leere, die uns die sinnliche Befriedigung hinterläßt, für den ausgezeichnet, der sie immer und immer wieder nachschmeckt, um sich die Erinnerung ins Gedächtnis einzuprägen.

Einige Tage völliger Faulheit rufen unverzüglich ein Gefühl der Unerträglichkeit, begleitet von einem Widerwillen vor uns selbst hervor, der für unsere Fortschritte kostbar ist. Es ist gut, von Zeit zu Zeit einmal solche ganz klare und möglichst lehrreiche Erfahrungen zu machen, damit durch den Vergleich Tüchtigkeit und Arbeit als das erscheinen, was sie in Wirklichkeit sind: als Quellen ungemischten Glückes, als Sporn aller edelsten und kräftigsten Gefühle: des Gefühls eigener Kraft, des Stolzes, sich als abgehärteter, gestählter Arbeiter zu fühlen, ausgezeichnet vorbereitet, seinesgleichen und dem Vaterlande große Dienste zu erweisen. In diesem Ringen nach Freiheit giebt es also Niederlagen, die Siegen gleichkommen.

Es ist aber Zeit, die allgemeinen Betrachtungen abzubrechen. In Zukunft steht es fest, daß man diese Willensäußerung mit jener Reihe von Handlungen zu fest gekitteten Systemen zusammenzubinden vermag, und umgekehrt, daß man die festesten bedauerlichen Bündnisse brechen kann. Daraus ergiebt sich, daß die Erziehung unseres eigenen Willens durch uns selbst möglich ist.

Jetzt bleibt uns noch das Wie der Bündnisse eingehender zu studieren, das heißt die wirksamen Maßregeln, um zum vollen Besitze seiner selbst zu gelangen.

Die besten und wirksamsten aller dieser Maßregeln sind subjektiven Ursprungs und subjektiver Handhabung. Es sind das die rein seelischen Maßregeln.

Die anderen sind Maßregeln, die ich äußerliche, objektive nennen will. Sie bestehen in der verständigen Verwendung der Hülfsquellen, welche die Außenwelt im weitesten Sinne dem zur Verfügung stellt, der es versteht, sich derselben zu bedienen.

Drittes Buch.

Die inneren Mittel.

Die inneren Mittel, deren Wirksamkeit zur Schaffung, Kräftigung oder Vernichtung gewisser Gemütszustände unfehlbar ist, und die notwendigerweise der Benutzung der äußeren Mittel voraufgehen müssen, umfassen:

1. das beschauliche Nachsinnen;
2. die Handlung.

Anhangsweise wollen wir das Studium der leiblichen Gesundheitslehre in ihren Beziehungen zu der besonderen Art der Kraftentfaltung, die wir zum Gegenstande des Studiums genommen haben, d. h. in ihren Beziehungen zur geistigen Arbeit anschließen.

Erstes Kapitel.

Das beschauliche Nachsinnen.

1.

Wir sagen: das beschauliche Nachsinnen, um diese geistige Operation von den ähnlichen Operationen deutlich

zu unterscheiden. Wir verstehen unter diesen Worten, das ist selbstverständlich, keineswegs die Träumerei, besonders nicht die empfindsame Träumerei, die, wie wir sehen werden, einer der Feinde ist, den wir beim Werke der Selbstbemeisterung mit voller Kraft zu bekämpfen haben. Während bei der Träumerei die Aufmerksamkeit schlummert und ruhig zuläßt, daß die Gewebe von Vorstellungen und Gefühlen sich im Bewußtsein spielend vollziehen, sich nach Belieben der Zufälligkeiten der Ideenverbindung und oft auf die unvorhergesehenste Weise verketten, überläßt das beschauliche Nachsinnen dem Zufall nichts.

Immerhin unterscheidet es sich vom Studium, das auf die Erwerbung genauer Kenntnisse abzielt, darin, daß es die Seele nicht „mit Hausrat zu versehen", sondern „geschmeidig zu machen, zu schmieden"[1] strebt. Was wir beim Studium erstreben, ist in der That, das Kennenlernen; beim beschaulichen Nachsinnen verhält es sich ganz anders. Hier ist unser Ziel, in der Seele die Bewegungen des Hasses und der Liebe hervorzurufen. Beim Studium sind wir von der Besorgnis um die Wahrheit beherrscht; beim beschaulichen Nachsinnen kümmert uns die Wahrheit nicht viel. Einer schädlichen Wahrheit ziehen wir eine nützliche Lüge vor: unser ganzes Forschen wird ausschließlich von einer Nützlichkeitstriebfeder beherrscht.

Um dieses Verfahren mit Erfolg einzuschlagen, ist es nötig, die Psychologie ganz genau studiert zu haben. Mit den kleinsten Einzelheiten der Wissenschaft unserer Natur müssen wir vertraut sein. Besonders müssen wir mit den Ursachen unserer Verstandesthätigkeit, unserer Willens-

[1] Montaigne III, 3.

äußerungen bekannt sein. Wir müssen die Beziehungen dieser Erscheinungen miteinander entwirrt, ihren wechselseitigen Einfluß, ihre Verbindungen, ihre Vereinigungen untersucht haben. Außerdem müssen wir die Einflüsse der körperlichen, geistigen, sittlichen Umgebung auf unser Seelenleben kennen.

All das erfordert eine große Uebung in der Beobachtung, und zwar in einer scharfen, verfeinerten, von diesem besonderen Nützlichkeitsgesichtspunkte fortgesetzten Beobachtung.

Also nochmals: für uns besteht die Aufgabe darin, geduldig alle Triebfedern aufzusuchen, die imstande sind, in uns Anläufe der Liebe und des Hasses zu erwecken, zwischen Vorstellungen und Vorstellungen, zwischen Gefühlen und anderen Gefühlen, zwischen Vorstellungen und Gefühlen, Bündnisse, Vereinigungen zu kitten, oder von uns für verderblich erachtete Verbindungen zu lösen. Sie besteht darin, alle Gesetze der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses auszunutzen, um im Bewußtsein auszulöschen oder einzuprägen, was wir auszulöschen oder einzuprägen für dienlich erachten. Wir müssen in unsere Seele die günstigen Vorstellungen und Gefühle „träufeln" lassen, und was abstrakte Vorstellung ist, in fühlbare lebendige Gemütserregungen umbilden. Das beschauliche Nachsinnen hat sein Ende erreicht, sobald es in der Seele mächtige Gemütsbewegungen oder kräftige Widerstrebungen hervorgerufen hat. Es muß, während das Studium zu wissen strebt, zum Handeln streben.

Wenn wir erwägen, daß das Handeln alles im Menschen ist, daß man nur insoweit Wert hat, als man gut handelt; wenn wir uns andererseits erinnern, daß

unsere Handlungen fast ausschließlich, wo nicht ganz ausschließlich, durch Gemütszustände hervorgerufen werden, so werden wir alsbald einsehen, wie unendlich wichtig es ist, den feinen Mechanismus gehörig zu studieren, durch den man die unserer Aufgabe dienlichen Gemütsbewegungen entwickelt und erweitert.

2.

Wenn man in der Chemie in eine gesättigte Lösung mehrerer Stoffe einen Kristall taucht, so werden in der Tiefe der Lösung die Moleküle gleicher Natur wie der Kristall durch eine geheimnisvolle Anziehung erregt und sie gruppieren sich langsam um denselben. Nach und nach wächst der Kristall, und hat die Ruhe Wochen oder Monate bestanden, so erhält man jene wunderbar schönen Kristalle, die durch ihren Umfang und ihre Regelmäßigkeit die Freude und den Stolz eines Laboratoriums bilden. Stört man die Arbeit fortwährend, indem man die Flüssigkeit bewegt, so vollzieht sich der Niederschlag unregelmäßig, der Kristall mißrät und bleibt sehr klein. Ebenso geschieht es in der Psychologie. Hält man einen seelischen Zustand irgend welcher Art im Vordergrunde des Bewußtseins fest, so gruppieren sich unmerklich durch eine nicht minder geheimnisvolle Wahlverwandtschaft, wie jene, die geistigen und seelischen Zustände um jenen ersten. Besteht dieser Zustand lange fort, so kann er um sich eine beträchtliche Menge von Kräften angliedern, in entscheidender Weise eine fast unumschränkte Oberherrlichkeit über das Bewußtsein erlangen und alles, was nicht er selbst

ist, zum Schweigen bringen. Wenn sich diese „Kristallisation" langsam vollzieht, nicht ruckweise, ohne Unterbrechung, so nimmt sie ein Wesen beträchtlicher Festigkeit an. Die so angegliederte Gruppe hat etwas Mächtiges, Ruhiges, Endgültiges. Und, wohlgemerkt, es giebt vielleicht nicht eine einzige Vorstellung, die sich nicht, wenn wir es wollen, eine sehr beträchtliche Anhängerschaft, einen „Clan" schaffen kann. Die religiösen Anschauungen, die Mutterliebe, ja auch erbärmliche, schimpfliche Gefühle, wie die Liebe zum Gelde um des Geldes willen, können in uns zur Allmacht emporsteigen.

Selten freilich sind die Männer, und um so mehr die jungen Leute, die in sich die zu jener Arbeit langsamer „Kristallisation" nötige große Ruhe herstellen. Für den Studenten ist besonders in Paris und in den Großstädten das Leben zu leicht und zu mannigfaltig. Eine Flut äußerer Erregungen aller Art schlägt hier gegen die Schwelle des Bewußtseins: auf eine Vorstellung folgt eine andere, dann wieder eine andere; auf ein Gefühl kommen in tollem Lauf plötzlich zwanzig, dreißig unter sich verschiedene Gefühle. Zu diesem Schwalle kommen die Tausende von Eindrücken, die seine Sinne bestürmen; dann die Vorlesungen, das eigene Lesen, Zeitungen, Unterhaltungen, und so können wir dieses Stürmen quer durch das Bewußtsein nur dem ungestümen Jagen eines Bergstromes vergleichen, der wild die sein Bett füllenden Steine vor sich herrollt und dabei einen Höllenlärm vollführt.

Ja, die sind sehr wenig zahlreich, die sich einen Augenblick sammeln, und die über den gegenwärtigen Augenblick hinaus etwas von der Zukunft zu sehen suchen. Es ist so hübsch, sich von der wilden Flut von Eindrücken

fortreißen zu lassen! das erfordert so wenig Anstrengungen! man braucht sich bloß betäuben und fortziehen zu lassen! Daher sind auch, wie Channing[1] bemerkt, die meisten Menschen mit sich so unbekannt, wie uns die Länder Mittelafrikas unbekannt sind. Nie haben sie freiwillig ihre Blicke von der Außenwelt abgelenkt und auf ihr eigenes Innere gerichtet: oder sie haben ihr Bewußtsein vielmehr ganz weit den Außendingen geöffnet und nun niemals den Mut gehabt, zu versuchen, unter diesem Strom äußeren Ursprungs den festen, bleibenden Untergrund ihres eigenen Wesens zu ergründen. Daraus folgt, sie gehen durchs Leben hin, durch die äußeren Ereignisse hin und her geworfen, so wenig eigenartig, so wenig Herr ihrer selbst, als die vom Herbstwind gejagten, dahin wirbelnden Blätter. Der Nutzen, den sie aus ihren Erfahrungen ziehen, ist null: den Blick über soviele Dinge schweifen lassen, heißt in der That nichts erblicken. Die allein heimsen eine reichliche Ernte von Entdeckungen ein, die in den Strom der Eindrücke hinabtauchen, ohne sich fortreißen zu lassen, und die die nötige Kaltblütigkeit bewahren, um im Vorbeigehen die Umstände, die Vorstellungen, die Gefühle nach eigener Wahl aufzugreifen und in sich gehörig zu verarbeiten.

Nachdem wir uns nun einmal unseres Zieles — der Kräftigung unseres Willens, und insbesondere unseres Willens zu arbeiten — klar bewußt geworden sind, werden wir alle äußeren Umstände, alle Eindrücke, Vorstellungen wie Gefühle durchmustern müssen, die günstigen Mächte zwingen müssen, innezuhalten und ihre Wirkungen unverkürzt hervorzubringen, und die feindlichen Mächte ohne

[1] Ueber die persönliche Erziehung.

auch nur einen Blick der Aufmerksamkeit ruhig vorbeiziehen lassen müssen. Das Geheimnis des Erfolges besteht darin, alles zu benutzen, was für unsere Zwecke verwendbar ist.

3.

Durch alle die vorhergehenden Untersuchungen ist also die Arbeit des Psychologen klar angezeigt. Im großen Umriß ist es die folgende:

1. Sobald ein günstiges Gefühl ins Bewußtsein tritt, müssen wir es verhindern, dasselbe schnell zu durchziehen, vielmehr die Aufmerksamkeit auf das Gefühl heften und es zwingen, die Vorstellungen und Gefühle zu erwecken, die es vermag. Mit anderen Worten, wir müssen es zwingen, sich zu vermehren und soviel wie möglich Nachkommenschaft zu geben.

2. Sobald ein Gefühl fehlt, sobald es sich weigert zu erwachen, müssen wir untersuchen, mit welcher Vorstellung oder Vorstellungsgruppe es etwa zusammenhängen kann; dann die Aufmerksamkeit auf diese Vorstellungen heften, dieselben fest im Bewußtsein erhalten und warten, bis infolge des natürlichen Assoziationsvorganges das Gefühl erwacht.

3. Sobald ein unserm Vorhaben ungünstiges Gefühl ins Bewußtsein einbricht, müssen wir ihm die Aufmerksamkeit verweigern, uns bemühen, nicht daran zu denken, und es gewissermaßen infolge von Nahrungsmangel umkommen lassen.

4. Sobald ein ungünstiges Gefühl herangewachsen ist

und sich der Aufmerksamkeit aufzwängt, ohne daß wir sie ihm verweigern können, müssen wir eine mißgünstige Kritik an allen Vorstellungen üben, von denen dieses Gefühl abhängt, sowie am Gegenstande selbst des Gefühls.

5. Wir müssen auf die äußeren Umstände einen scharfen Blick richten, auf die geringsten Einzelheiten eingehen, sodaß wir alle Hülfsquellen wohlweislich ausnützen und alle Gefahren vermeiden.

Das ist sozusagen das allgemeine Programm, das wir zu Grunde zulegen suchen müssen.

Es sind aber einige Punkte vorhanden, bei denen wir zunächst stehen bleiben müssen. Sobald sich der Student von der Notwendigkeit gründlich überzeugt hat, daß er nicht „sich selbst fliehen darf", sobald er gehörig eingesehen hat, daß die Zerstreuung eine Schwäche ist, etwa ähnlich dem Zittern der Glieder, wird er Augenblicke zur Sammlung zu finden wissen. Er wird aufhören, seinen Geist zu zersplittern, wie es alle seine Kameraden thun. Er wird den Nachmittag über nicht zehn Zeitungen lesen, er wird nicht seine Zeit mit Kartenspielen, mit eifriger Erörterung von Plattheiten, mit allerlei Betäubungen vertrödeln. Er wird sich's zur Ehre rechnen, sich selbst zu besitzen, und sich nicht willenlos von der Strömung fortreißen lassen, welche die anderen fortreißt.

Das wirksamste Mittel, zu diesem Selbstbesitz zu gelangen, ist nun aber, in seiner Seele kräftige Neigungen oder heftige Abneigungen zu erregen. Er wird daher

durch einfache, vertraute Ueberlegungen sich dahin zu bringen suchen, daß er die Arbeit lieb hat und das weichliche, nutzlose, dumme Leben des Müßigganges verabscheut. Diese Ueberlegungen wird ihm seine eigene Erfahrung in jedem Augenblick liefern. Er wird sie nicht sofort durch andere Vorstellungen aus seinen Gedanken verdrängen lassen. Er wird dafür sorgen, daß er Geschmack daran findet. Er wird sie zwingen, ihre ganze Entwicklung, ihre ganze Ausdehnung anzunehmen. Anstatt mit Worten zu denken, wie der gemeine Mann, wird er das, worüber er nachdenkt, in handgreiflicher, eingehender Weise sehen wollen. Im allgemeinen und gewissermaßen im Fluge zu sehen, ist die Methode der faulen Geister. Die besonnenen Geister lassen die verschiedenen Punkte der Betrachtung tropfenweise in ihre Gedanken hineinträufeln und „ihren Honig bilden".[1] Jeder weiß und wiederholt es zum Beispiel, daß die Arbeit so manche Freude aller Art bringt. Er zählt sie auf: zunächst sind es starke Befriedigungen der Eigenliebe; es ist die höchste Freude, zu fühlen, wie sich seine Fähigkeiten stählen, die Fähigkeit, das Glück seiner Eltern zu machen, sich selbst ein glückliches Greisenalter zu bereiten, u. s. w. Unser Student wird sich aber keineswegs begnügen mit einer derartigen Aufzählung, die doch in nichts als Worten besteht. Worte sind kurze, bequeme Zeichen, die für den Gedanken die Dinge ersetzen, die an sich stets verwickelt, stets durch ihre Fülle lästig sind und zu einer um so beträchtlicheren Gedankenanstrengung zwingen, je zahlreicher die Einzelheiten sind. Daher denken auch die mittelmäßigen Geister mit Worten,

[1] G. Sand, Lettre à Flaubert.

also mit abstrakten, toten Dingen; sodaß der Wiederhall im inneren Leben null ist. Wer sieht überdies nicht, daß sich die Worte sehr schnell folgen, und daß von jener Menge von durch sie wachgerufenen Bildern, die alle aufleben möchten, keines zur Klarheit gelangt? Das Ergebnis dieser oberflächlichen Belebungen ist für den Geist eine unfruchtbare Ermüdung, eine Art von Betäubung, hervorgerufen durch das Wimmern totgeborener, unreifer Bilder. Das Heilmittel für dieses Uebel heißt klar, Stück für Stück sehen. Sagen Sie zum Beispiel nicht: meine Eltern werden zufrieden sein! Rufen Sie die Erinnerung an Ihren Vater wach, sehen Sie den Ausdruck seiner Freude bei jedem Ihrer Erfolge, malen Sie ihn sich im Geiste aus, wie er die Glückwünsche der Freunde der Familie empfängt: stellen Sie sich den Stolz Ihrer Mutter vor, mit welchem Vergnügen sie in den Ferien am Arme des Sohnes einhergeht, auf den sie stolz ist; wohnen Sie in Gedanken dem Abendessen bei, wo von Ihnen die Rede ist: ja sogar die unschuldige Eitelkeit der kleinen Schwester auf den großen Bruder werden Sie im Geiste genießen. Mit anderen Worten: suchen Sie durch die genaue Vergegenwärtigung gewisser Einzelheiten, gewisser Handbewegungen, gewisser Worte das Glück aller dieser geliebten Wesen tief mitzuempfinden, die sich die schwersten Opfer auferlegen, ohne sie zu spüren, die sich so mancher Freude berauben, um Ihre Jugend glücklicher zu machen, und die die Bürden des Daseins auf sich nehmen, um Ihre Schultern zu entlasten.

Und ebenso werden Sie sich bis in die kleinsten greifbaren Einzelheiten die Freuden des Alters vergegenwärtigen müssen, das ein Leben der Arbeit krönt. Das An-

sehn unseres Wortes, dessen, was wir schreiben, die Achtung aller, die große geistige Anteilnahme, die dem Leben verbleibt, selbst wenn es aller äußeren Vergnügungen beraubt ist, u. s. w. So werden Sie wiederum tief empfinden, „schmecken" müssen die Erwägungen hinsichtlich der Unabhängigkeit, welche die Arbeit giebt, das Gefühl der Kraft, der Macht, das die Arbeit entwickelt, das vielfältige Glück, das sie den Thatkräftigen verleiht, oder dessen Genuß sie verdoppelt . . .

Sobald man alle diese Erwägungen und noch andere öfter durchdacht hat, sobald man den Gedanken sich lange und häufig von ihrem Duft hat durchdringen lassen, ist es unmöglich, daß nicht eine ruhig, aber männlich starke Begeisterung unsern Willen belebt. Aber nochmals: sobald sich eine glühende Bewegung anzeigt, muß man beharrlich bemüht sein, ihr ihre ganze Ausdehnung, ihre ganze, volle Kraft zu geben. Ja, wenn es sich um ein ganz plötzlich zum Bewußtsein gelangendes Gefühl handelt, wie zum Beispiel infolge eines äußeren Ereignisses, beispielsweise einer Feierlichkeit zu Ehren eines Gelehrten, — auch dann muß man es sich sofort angelegen sein lassen, das Gefühl zu entwickeln, zu kräftigen.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß, sobald die Erwägungen geeignet sind eine Abneigung gegen das Leben hervorzurufen, das wir vermeiden möchten, wir gleichfalls uns eine lebendige, kräftige Vorstellung der genauesten Einzelheiten bilden müssen. Man muß gewissermaßen die Häßlichkeiten des faulen Lebens nochmals durchkauen. Wenn wir ein Pfefferkörnchen verschlucken, bemerkt ein alter Schriftsteller, so spüren wir es nicht. Wenn wir es dagegen kauen und nach allen Richtungen mit der Zunge

wenden, dann beißt es den Gaumen, giebt einen unerträglich ſcharfen Geſchmack, reizt zum Nieſen und Weinen. Bildlich muß man ſo betreffs des Lebens in Faulheit und Sinnlichkeit verfahren, ſodaß man bei ſich Ekel und Scham hervorruft. Dieſer Ekel ſoll ſich nicht auf das Uebel allein beziehen, ſondern „auf alles, wovon es abhängt, und was von ihm abhängt". Man darf es nicht ſo anfangen, wie jener Schlecker, dem die Aerzte die Melonen verboten, die bei ihm jedesmal ſchwere Rückfälle hervorriefen. „Er ißt keine, weil ihm der Arzt mit dem Tode droht, falls er welche ißt; dieſe Entſagung quält ihn aber, er redet davon . . . er will die Melone wenigſtens riechen und ſchätzt die ſehr glücklich, die welche eſſen dürfen . . . ."[1] Ebenſo ſoll man nicht nur das faule Leben, dieſen elenden Zuſtand, in dem ſich der unbeſchäftigte, leere Geiſt ſelbſt verzehrt, kleinlichen, lächerlichen Sorgen zum Opfer fällt, verabſcheuen, ſondern man muß ſich auch enthalten, das Daſein der Müßiggänger zu beneiden, davon zu reden. Haſſen müſſen Sie die Kameraden, die Sie zum Müßiggang geneigt machen; haſſen müſſen wir die Vergnügungen, die uns dazu führen. Wir müſſen in einem Worte nicht nur die Krankheit verabſcheuen, ſondern auch die Melone, die die Rückfälle veranlaßt.

Wie man ſieht, beſteht das große Geheimnis, um in uns ein beliebiges Gefühl zu kräftigen, darin, im Bewußtſein die Vorſtellungen, mit denen das Gefühl zuſammenhängt, lange und wiederholt zu erhalten. Das heißt, dieſen Vorſtellungen Körper, Kraft, große Genauigkeit verleihen. Und hierzu iſt es unerläßlich, handgreif-

[1] Einleitung in La vie dévote.

lich, in den lebendigen, wesentlichen Einzelheiten zu sehen. Ja, diese Methode gestattet dem Gefühl, sich zu entwickeln durch die eigene Anziehung, die sie auf ähnliche Gefühle ausübt, sowie durch die Fülle von Erwägungen, die einander wachrufen.

Um diese Arbeit zu unterstützen, wird es unter Umständen gut sein, mit der bestimmten Absicht, die Entstehung dieses oder jenes besonderen Gefühls zu begünstigen, zu lesen. Die Beispiele, die ich hierfür im praktischen Teile des Buches entwickeln werde, werden denen, welche nicht die Gewohnheit solcher Betrachtungen haben, von großem Nutzen sein können. Alle Bücher, welche die Wohlthaten oder Freuden des Studiums und die Häßlichkeiten eines müßigen Lebens darlegen, werden als Hülfe ausgezeichnet sein. Das Lesen gewisser Denkwürdigkeiten, wie die von Mill, der Briefe Darwins u. s. w., können gute Wirkungen üben.

Ist das Nachsinnen gehörig geleitet, hat man es verstanden, außen und innen die Ruhe, die Stille herzustellen, welche den seelischen Erregungen gestatten, sich bis in die Tiefen des Bewußtseins fortzupflanzen, so wird man schließlich zu einem Entschluß gelangen. Ja, selbst wenn sich kein Entschluß bilden sollte, so dürften wir keineswegs glauben, alle diese Anstrengungen seien für unser Fortschreiten verloren. So bemerkt Mill[1]: Sobald der Mensch in diesem ausnahmsweisen Zustande ist, werden seine Bestrebungen und Fähigkeiten das Muster, mit dem er seine Gefühle und Handlungen in den anderen Augenblicken vergleicht, und nach dem er sie beurteilt. Die gewöhn-

[1] The Subjection of women.

lichen Neigungen richten und gestalten sich nach diesen Bewegungen edler Erregung, und zwar trotz ihrer Flüchtigkeit." In der That, es ist bei uns, wie bei jenen Instrumenten, die, wie man sagt, unter den Fingern eines großen Künstlers besser werden. Sobald wir mit festem Blick unser ganzes Leben betrachtet haben, ist es unmöglich, daß der gegenwärtige Augenblick für uns nicht eine ganz andere Bedeutung annimmt, als wenn man in den Tag hineinlebt, und sobald man im Geiste alle Freuden durchlebt hat, welche die Arbeit giebt, und alle Bitterkeiten des schwächlichen Lebens eines Willensloſen erlitten hat, ist es nicht möglich, daß unser ganzes Denken und unser Thun nicht einen starken, kräftigen Antrieb erhalten. Wenn wir auf die skizzierte Zeichnung nicht oft zurückkommen, um den Entwurf zu vervollständigen und die Linien nachzuziehen, dann fegt der Strom äußerer Besorgnisse leider von neuem quer durch das Bewußtsein, und bald hat er es dahingebracht, alles zu verwischen. Die guten Regungen werden, wenn wir sie nicht immer wiederholen, keineswegs die Ernte der Thaten zeitigen.

5.

Es ist also von hauptsächlicher Wichtigkeit, sich nicht hastig in den großen Haufen der Eindrücke von außen zu stürzen. Man muß sich sammeln, den Anläufen der Begeisterung für die Arbeit, dem Widerwillen gegen die Faulheit Zeit geben, schließlich zu ihrem Ziele zu gelangen, d. h. feste Entschlüsse zu erzeugen.

Der klar ausgedrückte, lebhafte Entschluß ist bei diesem

Werk der Selbsterneuerung durchaus notwendig. Gewissermaßen giebt es zwei Arten von Entschlüssen, die alle beide durch das Nachsinnen erzeugt werden. Es giebt große allgemeine Entschlüsse, die das gesamte Dasein umfassen: sie stellen das Leben genau nach einem Pole ein. Diese Entschlüsse folgen allgemein auf lange Schwankungen zwischen mehreren möglichen Lebenswegen. Allgemeiner noch entscheiden sie über mühseliges Ringen, sie bezeichnen bei großen Seelen die plötzliche, endgültige Umkehr zu einer begeisterungsvollen Krisis des so starken Einflusses der Besorgnisse der Familie, der weltlichen Beziehungen, welche leicht das Leben des jungen Mannes auf den gewöhnlichen, von der großen Zahl betretenen Weg drängen.

Für die schwachen Seelen, die Hammelnaturen, ist der Entschluß der schimpfliche, feige Friede der Besiegten: es ist der Triumph der Mittelmäßigkeit in ihnen, das endgültige Aufgeben jedes Ringens, die Annahme des Lebens jedermanns und die Weigerung, weiter auf das Drängen eines Ideals zu hören, das erhabener ist, als es die schlechte Beschaffenheit ihrer Seele zuläßt. Zwischen diesen beiden klaren, auf unwiderrufliche Entscheidungen hinauslaufenden Fällen findet man alle Grade von Schwäche bei den jungen Leuten, die sich immer wieder zusammennehmen, denen es nicht gelingt, den wiederholten Ruf eines höheren Lebens zum Schweigen zu bringen, die aber aus Mangel an Willen unaufhörlich in das von ihnen verachtete Leben zurücksinken. Empörte, erbitterte Sklaven, die keineswegs, wie die oben genannten, die Verwirkung ihrer Rechte ruhig hinnehmen, die vielmehr die Schönheit eines arbeitsamen Lebens fühlen und nicht zu arbeiten vermögen, die unter der Häßlichkeit eines faulen Lebens leiden und nichts thun!

Freilich Sklaven, welche die Kenntnis der Gesetze der Psychologie befreien kann, falls sie nicht allzufrüh an ihrer Loskaufung verzweifeln, und falls sie diese nicht grade sofort verlangen.

Wenn diese Entschlüsse eine so große Wichtigkeit haben, so liegt es daran, daß sie gewissermaßen ein Schluß sind. Sie sind die Uebersetzung in eine genaue knappe Formel, die Uebersetzung einer unzähligen Menge von Gelüsten, Versuchen, Betrachtungen, von verschiedenartigem Gelesenen, von Gefühlen, von Neigungen.

Bei der allgemeinen Leitung der Lebensführung zum Beispiel müssen wir zwischen zwei sich darbietenden großen Ansichten über den allgemeinen Zweck des Weltalls wählen. Entweder nehmen wir mit den Skeptikern an, die Welt, wie sie ist, sei gewissermaßen das Ergebnis eines glücklichen Wurfes, wie er nicht wieder eintreten wird, — das Leben, das Bewußtsein ist auf dieser Erde nur durch Zufall erschienen. Oder wir nehmen die entgegengesetzte Ansicht an: wir glauben, das Weltall ist in einer Fortentwicklung zu immer höherer Vollkommenheit begriffen.

Die skeptische Ansicht hat nur einen einzigen Beweisgrund für sich, und wir wissen nichts, wir sind abgeschlossen in „diesen verlorenen Winkel der Natur", in dieses „kleine Verließ", und es wäre große Anmaßung, das Nichts, das wir wissen, zu allgemein gültigen Gesetzen aufzubauschen. Die entgegenstehende Ansicht hat die thatsächliche Wahrheit für sich und gewissermaßen den Besitzstand. Wir kennen nur unsere Welt, diese Welt ist aber eine geordnete, und zwar seit langer Zeit, denn das Leben setzt die unwandelbare Beständigkeit der Gesetze der Natur voraus. Wenn zum Beispiel heutzutage neben den sichtbaren Eigenschaften des

Getreides gleichzeitig die Eigenschaften der Genießbarkeit bestehen, morgen aber davon verschiedene Kennzeichen, übermorgen giftige Eigenschaften bestünden, könnte sich in Zukunft kein Leben bilden. Ich lebe, also sind die Gesetze der Natur ständige. Da das Leben seit der silurischen Periode datiert, ist es bereits einige Millionen Jahre her, seit die Gesetze der Natur sind, was sie sind. Darauf spielte ich an, als ich sagte: die „moralistische" Ansicht hat den Besitzstand für sich.

Andererseits hat diese lange, seit soviel Jahrtausenden andauernde Entwicklung denkende Wesen hervorgebracht, und diese denkenden Wesen moralische Wesen. Wie will man da annehmen, daß der Gang der Dinge nicht dem Gedanken und der Sittlichkeit zustrebt? Die Naturgeschichte und die Menschengeschichte lehren, daß alle Greuel des struggle for life zur Bildung einer höheren Menschheit geführt haben.

Andererseits schließt der Gedanke Ordnung und Beständigkeit ein, ganz wie das Leben. Das Chaos ist undenkbar. Denken heißt organisieren, klassifizieren. Und sind denn nicht der Gedanke, das Bewußtsein die einzigen Wirklichkeiten, die wir kennen? Und heißt, die skeptische Ansicht annehmen, etwas anderes, als erklären, die einzige uns bekannte Wirklichkeit ist eine reine Chimäre? Und das zu erklären, hat für uns keinen großen Sinn. Das sind Sätze, in leeren Worten ausgesprochen, die man nicht begründen kann.

Theoretisch sind also die Gründe sehr stark zu gunsten der moralistischen Ansicht. Praktisch sind sie entscheidend. Die skeptische Ansicht führt zur Rechtfertigung des persönlichen Egoismus, zur Wertschätzung der Geschicklichkeit

allein. Wenn die Tugend einige Lobſprüche erhält, geſchieht es als überlegene Geſchicklichkeit.

Zu dieſen Erwägungen kommt, daß die Wahl nicht fakultativ iſt. Sie iſt obligatoriſch. Denn nicht wählen, heißt doch auch wählen. Ein Leben der Faulheit und des Vergnügens annehmen, heißt durch die That die Anſicht anerkennen, daß das menſchliche Leben nur als Werkzeug des Vergnügens Wert hat. Nun iſt das aber eine Anſicht, die, ſo einfältig und kindiſch ſie iſt, nichtsdeſtoweniger eine metaphyſiſche iſt. So manche Leute ſind metaphyſiſcher, als ſie denken: ſie ſind es einfach, ohne es zu wiſſen.

Es iſt alſo unmöglich, zwiſchen den beiden großen metaphyſiſchen Anſichten nicht zu wählen. Dieſer Wahl können jahrelange Studien und Betrachtungen voraufgehen. Dann tritt aber plötzlich eines ſchönen Tages ein Beweisgrund lebhafter in den Vordergrund, die Seele wird von der Schönheit und Größe der moraliſtiſchen Anſicht ergriffen, und wir faſſen unſeren Entſchluß. Entſchieden nehmen wir die moraliſche Anſicht an, da ſie allein einen Grund für unſer Daſein liefert, da ſie allein einen Sinn giebt unſeren Beſtrebungen nach dem Guten, unſerem Ringen gegen Ungerechtigkeit und Unſittlichkeit. Von Stund' an, ſobald die Wahl getroffen, geſtatten wir den ſkeptiſchen Gründen auch nicht einen Augenblick mehr in den Geiſt einzudringen, wir ſtoßen ſie mit Verachtung zurück, weil uns weit über das Vergnügen zu philoſophieren eine Pflicht geht, die Pflicht zu handeln, und zwar rechtſchaffen zu handeln. Eiferſüchtig hüten wir unſeren moraliſchen Glauben; er wird uns ein Lebensgrundſatz und verleiht unſerem Daſein einen Wohlgeſchmack, eine Erhabenheit, eine Jugendfriſche, welche die Dilettanten nie kennen lernen werden, bei denen

der Gedanke ohnmächtig bleibt, feste Gemütszustände und eine männlich kräftige Thätigkeit zu erzeugen.

Mit diesem feierlichen Entschluß ist das Leben sofort auf sein Ziel gerichtet. Nicht mehr schwanken unsere Handlungen je nach den äußeren Ereignissen. Nicht weiter sind wir ein gelehriges Werkzeug in den Händen von kräftigeren Männern als wir. Selbst vom Sturm gepeitscht, werden wir unseren Weg einzuhalten wissen; wir sind nun reif für höhere Aufgaben: dieser Entschluß ist gewissermaßen das Gepräge auf den Münzen. Einzelne Züge können durch den Gebrauch verwischt werden, stets aber wird man die Hauptlinien des der Bronze aufgedrückten Gesichtes erkennen können.

Dieser große moralische Entschluß muß bei einem Arbeitsamen von einem anderen Entschluß begleitet sein: wie Herkules zwischen Laster und Tugend schwankend muß er entschlossen das arbeitsame Leben annehmen und das faule verwerfen.

Soviel über die allgemeinen Entschlüsse, die man während des Lebens kaum mehr als einmal zu fassen hat. Diese feierlichen Entschlüsse sind die Aufnahme eines Ideals, die Bekräftigung einer gefühlten Wahrheit. . .

Sobald aber das Ziel feststeht, erreichen wir es nicht mit einem Male, und wir erreichen es nur, wenn wir die Mittel wollen. Die geeignetsten Mittel zeigt uns eine aufmerksame Untersuchung an. Diese Mittel müssen wir wollen, und jede Willensmeinung schließt einen Entschluß in sich. Diese Teilentschlüsse werden aber merkwürdig leicht, sobald der Hauptentschluß wohl und gehörig gefaßt ist. Sie gehen aus ihm hervor, wie die Folgerungen aus einem mathematischen Lehrsatz. Fällt uns jedoch ein

besonderer Entschluß schwer, zum Beispiel der Entschluß, einen bestimmten Text des Aristoteles zu übersetzen, so können wir an die Erwägungen denken, die geeignet sind, uns Lust zu jener Aufgabe zu machen. Ist der Text an sich abstoßend, so ist die Anstrengung, die erforderlich ist, um in eine Seite Sinn zu bringen, die vielleicht nie einen gehabt hat, unleugbar eine kräftige Gymnastik, und der große Scharfsinn, den dieses Ringen, Zoll um Zoll, gegen jedes Wort, gegen jeden Satz entwickelt, sowie die Bemühung, einen logischen Zusammenhang zu finden, — er wird sofort uns klar werden, wenn wir uns nach acht Tagen solcher Arbeit mit unseren kriegsgeübten Kräften an eine Seite der Betrachtungen von Descartes oder an ein Kapitel von Stuart Mill machen. Es geht uns wie jenen römischen Soldaten, welche ihre Uebungen mit einer doppelt so großen Last als die zur Kriegszeit erforderlichen machten. Es geschieht selten, daß — solange der Gesamtbeschluß uns gehörig gegenwärtig bleibt — nicht einige einfache, genau bekannte, völlig vertraute Erwägungen betreffs irgend eines besonderen Entschlusses genügen, den Willen zu erregen.

Das Vorhergehende zeigt uns, wie sich beim Unterricht die Lehrer ein wichtiges Mittel zum Erfolg entgehen lassen, wenn sie nicht jeder Studienreihe eine eindringliche Zusammenstellung der großen allgemeinen und besonderen Vorteile voraufschicken, welche die Schüler aus jenen Studien ziehen werden. Ich kann sagen, ich habe jahrelang das Latein mit Widerwillen getrieben: niemand hatte mir den Nutzen desselben gezeigt: andererseits habe ich Schüler, die von diesem Widerwillen befallen waren, davon geheilt, einfach indem ich ihnen Fouillées ausgezeichnete Skizze

über die Notwendigkeit der klaſſiſchen Studien zu leſen gab und ſie durch weitere Winke ergänzte.

6.

Jedoch tritt ein Einwurf ohne Zweifel hartnäckig einigen von den Leſern immer wieder vor die Seele. Sie haben ſo oft wiederholen hören, es beſtünde ein innerer Widerſpruch zwiſchen Thätigkeit und verlängerter Betrachtung, die Denker ſeien im gewöhnlichen Leben unpraktiſch, der Nutzen einer längeren beſchaulichen Betrachtung für die Handlung erſcheine ihnen nicht gewiß. Sie verwechſeln nämlich die Geſchäftigen und die Männer des Handelns, die dieſes Namens wahrhaftig würdig ſind. Der Geſchäftige iſt das Gegenteil von dem Mann des Handelns. Der Geſchäftige hat das Schaffen nötig: ſeine Thätigkeit verrät ſich durch das häufige, unzuſammenhängende Handeln von einem Tag zum anderen. Da ſich nun aber alle Erfolge im Leben, in der Politik, u. ſ. w. nur durch den Zuſammenhang der Anſtrengungen in einer und derſelben Richtung erzielen laſſen, ſo macht dieſe ſummende Thätigkeit zwar viel Lärm, aber von Arbeit, beſonders von guter Arbeit iſt wenig oder gar nichts zu merken. Die ihrer ſichere, auf das Ziel gerichtete Thätigkeit ſchließt die vertiefte Betrachtung ein. Und alle großen Männer, die wie Heinrich IV und Napoleon thätig geweſen ſind, haben vor dem Handeln entweder ſelbſt lange überlegt, oder durch ihre Miniſter (Sully). Wer nicht nachſinnt, wer das allgemeine zu verfolgende Ziel nicht ſtets im Ge-

dächtnis gegenwärtig hat, wer nicht unabläſſig die beſten Mittel zur Erreichung der Teilziele ſucht, der wird notwendigerweiſe das Spielzeug der Umſtände: das Unvorhergeſehene ſtört ihn und zwingt ihn in jedem Augenblick am Steuerruder zu rucken, ſodaß er ſchließlich die allgemeine zu befolgende Richtung verliert. Die Handlung muß jedoch, wie wir ſehen werden, ſtets auf die beſchauliche Betrachtung folgen: für ſich ganz allein genügt dieſe keineswegs, obſchon ſie die notwendige Vorbedingung jedes fruchtbaren thätigen Lebens iſt.

Die notwendige Vorbedingung, ſagen wir, denn wir alle ſind uns ſelbſt mehr fremd, als wir meinen. Man kann mit vollem Recht traurig werden, wenn man beobachtet, daß auf tauſend nicht einmal ein Menſch kommt, der eine ſelbſtändige Perſon wäre: faſt alle werden, ſowohl in der Geſamtheit ihrer Lebensführung, als in ihren einzelnen Handlungen, wie Drahtpuppen durch eine Geſamtheit von Kräften in Bewegung geſetzt, die in geradezu ungeheuerlichem Maße mächtiger ſind als die ihrigen. Sie leben kein ſelbſtändigeres Leben als das Stück Holz, das ich in den Strom werfe, und das mit fortgeriſſen wird, ohne zu wiſſen warum oder wie. Um ein berühmtes Bild wieder aufzunehmen, werden ſie alle wie Wetterfahnen bewegt, die ſich zwar ihrer Bewegungen bewußt ſind, aber nicht des Windes, der ſie bewegt. Die Erziehung, die ſo ſtarken Eingebungen der Sprache, der überaus mächtige Druck der Meinung der Kameraden und der Welt, die Sprichwörter von anſcheinend zwingender Wahrheit und endlich die natürlichen Neigungen leiten die meiſten unter uns, und ſehr ſelten ſind diejenigen, die, obwohl von ſo vielen unerwarteten Strömungen hin und

her geworfen, entschlossen ihren Lauf nach einem von vornherein gewählten Hafen richten und wohlweislich häufig innehalten, um ihren Haltepunkt festzustellen und ihre Linie zu berichtigen.

Selbst für diejenigen, welche diese Besitzergreifung ihrer selbst zu versuchen wagen, ist doch die Zeit des Selbstbesitzes so sehr beschränkt! Bis zu siebenundzwanzig Jahren wird man vor sich her geschoben, ohne viel über sein Geschick nachzudenken, und wenn man anfängt, die Leitung des Lebens in die Hand nehmen zu wollen, so ist man in ein Räderwerk eingepfercht, das uns mit sich fortreißt. Den dritten Teil des Lebens nimmt der Schlaf in Anspruch; die regelmäßigen Geschäfte, ankleiden, essen, verdauen, die Anforderungen der Gesellschaft, die Pflichten des Amtes, Unpäßlichkeiten, Krankheiten lassen für das höhere Leben sehr wenig Zeit! Man läuft, man läuft; die Tage folgen sich, und man ist alt, wenn man anfängt, in seinem Dasein klar zu sehen. Daher rührt die wunderbare Macht der katholischen Kirche: sie weiß, wohin sie die Leute führt, sie wird durch die Beichte und durch die Leitung der Gewissen mit den tiefsten Wahrheiten der praktischen Psychologie bekannt und entwirft nun eine breite Straße für die gewisse Herde der Drahtpuppen, unterstützt die Schwachen, wenn sie schwanken, und drängt nach einer deutlich einheitlichen Richtung hin die Menge, die sonst, vom Gesichtspunkt der Sittlichkeit, auf den Standpunkt des Tieres hinabgesunken oder auf demselben geblieben sein würde.

Ja wohl, fast alle erleiden in einem unglaublichen Grade von außen kommende Beeinflussungen. Zunächst ist es die in der Familie erhaltene Erziehung; Philosophen-

familien sind nämlich selten! Selten daher die Kinder, die eine vernunftmäßige Erziehung erhalten. Ja diejenigen, die eine solche Erziehung erhalten, schwimmen gewissermaßen in einer Atmosphäre der Dummheit.

Die Umgebung, die Dienstboten, die Freunde — die doch alle dem Einfluß der öffentlichen Meinung mächtig unterliegen, werden bald genug das Gedächtnis des Kindes mit den in der Gesellschaft gäng und gäben Formeln vollstopfen. Selbst wenn die Familie luftdichte Wände gegen diese Vorurteile zu errichten vermöchte, so wird das Kind doch Lehrer bekommen, von denen sehr wenige nachdenken, und Kameraden, die vom allgemeinen Geist angesteckt sind. Ja, das Kind lebt unter seinesgleichen, es wird daher, sogut erzogen es sein mag, die Sprache seinesgleichen reden müssen. Jeder weiß nun aber, daß die Sprache volkstümlichen Ursprungs ist. Die Menge hat eine Sprache nach ihrem Bilde geschaffen. Sie hat ihre Mittelmäßigkeit hineingegossen, ihren Haß gegen alles wahrhaft Erhabene, ihr plumpes, kindisches, beim Anschein stehen bleibendes Urteil. Daher findet man auch in der Sprache eine Fülle rühmlicher Anschauungsgruppen für das Vermögen, die Gewalt, die Kriegsthaten, und verächtlicher für die Güte, die Selbstlosigkeit, das einfache Leben, die geistige Arbeit. Und in hohem Grade erleiden wir alle diesen Einfluß der Sprache. Soll ich's beweisen? Man spreche vor uns das Wort „Größe" aus, und es steht hundert gegen eins zu wetten, daß das Wort Vorstellungen der Macht, des Prunkes in uns hervorruft, ehe es uns an sittliche Größe mahnt. Allen wird Cäsar vorschweben, keinem Epiktet. Handelt es sich um Glück, so tauchen im Geiste sofort die Vorstellungen des Vermögens, der

Macht, des Beifalles auf! Stellen Sie, wie ich es gethan, die Probe mit etwa fünfzehn Worten an, nehmen Sie die bezeichnendſten für alles, was dem Leben Wert verleiht, was dem Denker der Mühe, es zu leben, wert erſcheinen läßt. Geben Sie vor, Sie ſuchen vom pſychologiſchen Standpunkt aus die Bilder, die das Wort begleiten, damit niemand die ſittliche Tragweite dieſer Uebung ahnt, und Sie werden erbaut ſein. Sie werden daraus ſchließen, daß die Sprache das mächtigſte Beeinfluſſungsmittel iſt, das dumme, gewöhnliche Unwiſſenheit zum Schaden bedeutender Geiſter beſitzt.

Auf dieſe allgemeine Dummheit beſitzt nun jeder Kamerad unſeres Studenten einen Stoß von Anteilſcheinen, die er in Kleingeld umſetzen wird je nach dem gelegentlichen Erfordernis ſeiner täglichen Ausgaben. Die Sprichwörter enthalten in lebendiger, bündiger Form die Weisheit der Völker, d. h. die Beobachtungen der Leute, welche nicht die Grundregeln einer guten Beobachtung kennen und nicht ahnen, worin ein ſtichhaltiger Verſuch wohl beſtehen kann. Dieſe Sprichwörter werden unaufhörlich wiederholt, bis ſie ſchließlich ein Anſehen erhalten, das in Frage zu ziehen gegen den guten Ton verſtößt. Redet man von einem jungen Manne, der alle dieſes Namens wirklich würdigen Vergnügungen dummerweiſe der Eitelkeit opfert, irgend ein ungebildetes, eigenſinniges Weib von Kneipe zu Kneipe zu ſchleppen, ſo ſagt irgend eine würdige Perſönlichkeit: „Jugend hat keine Tugend, Jugend muß austoben!“ Das heißt eben, freie Anſchauungen haben. Es iſt ein wahres Glück, wenn er den jungen Mann nicht noch ermutigt, indem er das lebhafte Bedauern darüber bezeugt, daß für ihn ſelbſt die Zeit dieſer Thorheiten vorüber iſt.

Nun, man muß den Mut haben es zu sagen: solche altehrwürdige Redensarten thun dem jungen Manne ganz unermeßlichen Schaden: sie hindern ihn nachzudenken, die Wahrheit zu sehen. Nun werden wir in allen Ländern Europas und Amerikas beim Verlassen des Gymnasiums ohne jede wirkliche Ueberwachung, ohne jeden sittlichen Schutz in irgend eine große Stadt geschleudert; nie hat man uns gewarnt vor der verhängnisvollen Atmosphäre von unvernünftigen Vorurteilen, die man inmitten von Studenten einatmet, und daher läßt sich unser zerfahrenes, heilloses Benehmen sehr wohl erklären. Diese Scharen lärmender Studenten, die ein ordentlicher Mensch verabscheut, sind die kritiklosen in Wirklichkeit und Körperlichkeit übergegangenen Ideen, die das Hirn des „ordentlichen Menschen" belästigen.

Dieser Einfluß ist so stark, daß diejenigen zu beneiden sind, die sich von ihm schließlich in reifem Alter freimachen. Mit Hülfe der Schwäche des Willens und der Stärke niederer Neigungen suchen viele eifrigst mit einer Menge von Sprüchen ihre verdorbene Jugend und deren Fortsetzung ins reifere Alter zu beschönigen. Alle diese von der Erziehung, dem Beispiel, der Sprache, der Umgebung angehäuften, von den Neigungen begünstigten Irrtümer, bilden im Geiste gewissermaßen einen dichten Nebel, der das Aussehen der Dinge verzerrt. Diesen Nebel zu zerstreuen, giebt es nur ein Mittel: man flüchte sich oft in die beschauliche Einsamkeit, man setze in seinem Innern an Stelle der mittelmäßigen Eingebungen der Umgebung die eines großen Geistes und lasse in aller Ruhe diese wohlthätigen Eingebungen bis in die Tiefe der Seele dringen. Die dieser Durchdringung günstige Einsamkeit wird dem

Studenten leicht: nie in der Folge wird er eine so volle Freiheit wieder finden, und es ist wahrhaftig traurig, daß man zur Zeit der unbeschränkten Unabhängigkeit so wenig Herr seiner selbst ist.

Es bleibt darum nicht minder wahr, daß wir bei dieser Einkehr in uns selbst entweder durch uns allein, oder mit Hülfe von Betrachtungen unsere Täuschungen zerstreuen können. Anstatt die Dinge nach der Schätzung anderer zu beurteilen, werden wir uns gewöhnen, sie an sich zu betrachten. Wir werden vor allem mit der Gewohnheit brechen, unsere Vergnügungen und unsere Eindrücke nach fremder Meinung zu beurteilen. Wir sehen dann, wie sich der gewöhnliche Haufe mit niederen Vergnügungen infolge seiner Unfähigkeit für höhere begnügt, und so nicht nur die ersteren mit lügnerischem Anschein bekleidet und für sie alle die rühmlichen Ausdrücke der Sprache bereit hält, — sondern auch die höheren Vergnügungen mit Verachtung und Spott überschüttet und alles, was Achtung verdient, in den Staub zieht. Ein Philosoph, der stets nachsinnt und keineswegs dem Strome folgt, ist da ein hohlköpfiger Träumer, ein Sonderling, ein Narr. Wer grübelt, ist gar ein Goldmacher und fällt in irgend einen Brunnen, während er nach den Sternen schaut. Alle preisenden Beiwörter, die schwungvollen Loblieder gelten dem Laster, die schwerfälligen Reden für die Tugend: so anmutig, zierlich das eine ist, so starr und schulmeisterlich streng die andere. Molière selbst hätte es bei all seinem Genie nicht vermocht, uns über das Laster lachen zu machen. Celimene, die herzlose Gefallsüchtige ohne jede Freimütigkeit, ist nicht lächerlich; der ehrliche Mann, dessen Worte und Bewegungen alle von

höchſter Geradheit zeugen, iſt es; Alceſte hat die Gabe komiſch zu ſein. Und es iſt ein großes Erſtaunen ſeitens der Schüler beiderlei Geſchlechts, ſobald ſie hören, daß Alceſte ein feiner junger Mann iſt; ſo mächtig zieht das Wort Tugend die in der herkömmlichen Sprache enthaltenen Eingebungen nach ſich. Die Sprache iſt etwa, um es nochmals zu wiederholen, der von allem Gemeinen und Niederen bewahrte Bodenſatz. Max Müller ſchätzt die Zahl der von einem gebildeten Engländer gebrauchten Wörter auf drei oder vier tauſend; die Zahl der von den großen Meiſtern gebrauchten Wörter auf fünfzehn bis zwanzig tauſend. Gut, im Verzeichnis der Worte, die in der Unterhaltung ſehr ſelten gebraucht werden und die den Unterſchied zwiſchen dem Gepäck des Geſellſchaftsmenſchen und dem des Denkers bilden, findet ſich gerade alles Große, Edle, Erhabene. Leider geht es bei dieſer vom Gedanken veranlaßten Erhebung in der Sprache wie bei den Bergen: der Haufe kann wohl kurze Ausflüge nach den Gipfeln machen, er bewohnt aber die Ebenen.

Aus dieſem Grunde eben richten ſich die Anſchauungsgruppen gegen alles Erhabene. „Von Kindesbeinen an haben wir gewiſſe Dinge als Güter, andere als Uebel darſtellen hören. Die zu uns davon ſprachen, haben uns die Vorſtellung ihrer Gemütsbewegungen aufgedrückt, und wir ſind gewöhnt, ſie ebenſo anzuſehen und dieſelben Regungen und Leidenſchaften damit zu verbinden.“[1] So beurteilt man ſie nicht mehr nach ihrem wahren Preiſe, ſondern nach dem Preiſe, den ſie in der Meinung der Menſchen haben.“

[1] Nicole, Danger des entretiens...

Noch einmal: in dem aufmerksamen Nachsinnen wird der Student das Heilmittel finden und so lernen, selbständig zu sehen. Er mag sich wie die anderen ins Leben stürzen, er muß es ja: sonst hätte er keine Erfahrung und würde keine Gefahr zu vermeiden wissen. Nachdem er aber die Erfahrung des täglichen Lebens gemacht hat, kehre er wieder ein bei sich selbst und zergliedere sorgfältig seine Eindrücke: sofort wird er aufhören, sich über den Wert, die Größe und vor allem über die Beziehung der Dinge zu ihm selbst zu täuschen: er wird das herausstutzen, was fremder Einführung ist. Bald genug wird er aus dem gewöhnlichen Studentenleben den zusammenfassenden Schluß gezogen haben: nämlich, es ist meistenteils das Opfer der dauerhaften Vergnügungen, der hohen und heiteren Freuden, ihre Hinopferung an die Eitelkeit. Die Eitelkeit, frei zu scheinen, die Kneipe mit Schreien und Lärmen zu erfüllen, wie ein Trunkenbold zu zechen, aus Prahlerei morgens um zwei Uhr heimzukommen, sich überall öffentlich in Gesellschaft von Frauen bloßzustellen, die er morgen am Arme von Nachfolgern sehen kann, die nicht minder stolz sind, sich mit ihnen bloßzustellen.

Nach dem Zwange des Internates, nach der so besorgten Ueberwachung seitens der Eltern ist es klar, daß in diesem Gebaren eine offenbare Bethätigung der Unabhängigkeit liegt. Wozu aber bethätigen? Ist das wirkliche Gefühl seiner Unabhängigkeit nicht die einzige wahre Freude? Das übrige ist nur Eitelkeit. Der Reingehalt an Glück in diesem lärmenden Leben wird durchaus falsch abgeschätzt. Und was die Eitelkeit betrifft, so ist es so leicht, sie in verständiger Weise zu befriedigen! Wie weit läßt die Freude, von den Professoren geschätzt zu

werden, ausgezeichnete Prüfungen zu bestehen, die heißen Wünsche der Eltern zu erfüllen, in seinem Städtchen für einen großen Mann erklärt zu werden, nicht die eitele Genugthuung des vergnügungssüchtigen Studenten hinter sich, jene Genugthuung, die im Bereiche des dümmsten Lastträgers oder des Ladengehülfen liegt, der seinen Lohn gekriegt hat!

Der Student halte also Einkehr bei sich selbst, er unterziehe einer scharfen Musterung alle die Vergnügungen, die nur Ermüdungen und Enttäuschungen sind im trügerischen Gewande der Eitelkeit. Er seziere außerdem nacheinander alle Vorurteile, die Scheingründe, von denen es wimmelt gegen die geistige Arbeit: er mache die Augen weit auf und betrachte in der Nähe und im einzelnen einige seiner Tage und die Grundsätze, von denen er sich leiten läßt. Diese Betrachtungen unterstütze er durch wohl gewählte Lesestoffe und lasse alles beiseite, was seinem Willen nicht zu Hülfe kommt. So wird er eine neue Welt entdecken. Er wird nicht mehr verurteilt sein, wie die in der Höhle angeketteten Gefangenen Platos die Schatten der Dinge zu betrachten: er wird das Licht der Wahrheit von Angesicht zu Angesicht schauen.

So wird er sich einen Luftkreis heilsamer männlicher Eindrücke schaffen, er wird eine Persönlichkeit sein, eine Intelligenz, die ihrer selbst Herr ist. Er wird sich nicht nach ganz entgegengesetzten Richtungen drängen lassen durch Anreizungen, die ihm von seinen blinden Trieben kommen, oder von der Sprache, oder von den Kameraden, der Gesellschaft oder der Umgebung.

Doch ist es klar, daß man sich mitten in der Welt in Gedanken in die tiefste Einsamkeit zurückziehen und dort

Noch einmal: in dem aufmerksamen Nachsinnen wird der Student das Heilmittel finden und so lernen, selbständig zu sehen. Er mag sich wie die anderen ins Leben stürzen, er muß es ja: sonst hätte er keine Erfahrung und würde keine Gefahr zu vermeiden wissen. Nachdem er aber die Erfahrung des täglichen Lebens gemacht hat, kehre er wieder ein bei sich selbst und zergliedere sorgfältig seine Eindrücke: sofort wird er aufhören, sich über den Wert, die Größe und vor allem über die Beziehung der Dinge zu ihm selbst zu täuschen: er wird das herausstutzen, was fremder Einführung ist. Bald genug wird er aus dem gewöhnlichen Studentenleben den zusammenfassenden Schluß gezogen haben: nämlich, es ist meistenteils das Opfer der dauerhaften Vergnügungen, der hohen und heiteren Freuden, ihre Hinopferung an die Eitelkeit. Die Eitelkeit, frei zu scheinen, die Kneipe mit Schreien und Lärmen zu erfüllen, wie ein Trunkenbold zu zechen, aus Prahlerei morgens um zwei Uhr heimzukommen, sich überall öffentlich in Gesellschaft von Frauen bloßzustellen, die er morgen am Arme von Nachfolgern sehen kann, die nicht minder stolz sind, sich mit ihnen bloßzustellen.

Nach dem Zwange des Internates, nach der so besorgten Ueberwachung seitens der Eltern ist es klar, daß in diesem Gebaren eine offenbare Bethätigung der Unabhängigkeit liegt. Wozu aber bethätigen? Ist das wirkliche Gefühl seiner Unabhängigkeit nicht die einzige wahre Freude? Das übrige ist nur Eitelkeit. Der Reingehalt an Glück in diesem lärmenden Leben wird durchaus falsch abgeschätzt. Und was die Eitelkeit betrifft, so ist es so leicht, sie in verständiger Weise zu befriedigen! Wie weit läßt die Freude, von den Professoren geschätzt zu

werden, ausgezeichnete Prüfungen zu bestehen, die heißen Wünsche der Eltern zu erfüllen, in seinem Städtchen für einen großen Mann erklärt zu werden, nicht die eitele Genugthuung des vergnügungssüchtigen Studenten hinter sich, jene Genugthuung, die im Bereiche des dümmsten Lastträgers oder des Ladengehülfen liegt, der seinen Lohn gekriegt hat!

Der Student halte also Einkehr bei sich selbst, er unterziehe einer scharfen Musterung alle die Vergnügungen, die nur Ermüdungen und Enttäuschungen sind im trügerischen Gewande der Eitelkeit. Er seziere außerdem nacheinander alle Vorurteile, die Scheingründe, von denen es wimmelt gegen die geistige Arbeit: er mache die Augen weit auf und betrachte in der Nähe und im einzelnen einige seiner Tage und die Grundsätze, von denen er sich leiten läßt. Diese Betrachtungen unterstütze er durch wohl gewählte Lesestoffe und lasse alles beiseite, was seinem Willen nicht zu Hülfe kommt. So wird er eine neue Welt entdecken. Er wird nicht mehr verurteilt sein, wie die in der Höhle angeketteten Gefangenen Platos die Schatten der Dinge zu betrachten: er wird das Licht der Wahrheit von Angesicht zu Angesicht schauen.

So wird er sich einen Luftkreis heilsamer männlicher Eindrücke schaffen, er wird eine Persönlichkeit sein, eine Intelligenz, die ihrer selbst Herr ist. Er wird sich nicht nach ganz entgegengesetzten Richtungen drängen lassen durch Anreizungen, die ihm von seinen blinden Trieben kommen, oder von der Sprache, oder von den Kameraden, der Gesellschaft oder der Umgebung.

Doch ist es klar, daß man sich mitten in der Welt in Gedanken in die tiefste Einsamkeit zurückziehen und dort

leben kann. Die Einſamkeit, die wir meinen, beſteht darin, kleinlichen Sorgen den Zutritt zu wehren, ſich zu zwingen nur die Gegenſtände und Erwägungen aufzunehmen, welche fähig ſind, in der Seele die gewünſchten Gefühle zu erregen. Dieſes Werk erheiſcht nicht eine Klauſe in der Grande-Chartreuſe, es iſt vielmehr völlig verträglich mit den gewöhnlichen Beſchäftigungen: es genügt, daß wir es verſtehen, uns auf dem Spaziergange oder zu Hauſe eine „innerliche Klauſe" zu ſichern und unſere Aufmerkſamkeit mehr oder weniger lange jeden Tag oder jede Woche einzig und allein auf die Beweggründe zu richten, die fähig ſind, Gefühle des Widerwillens oder der Liebe zu erregen.

7.

Und jetzt wird unſer junger Mann nicht nur der Leibeigenſchaft der gewöhnlichen Eingebungen und den von der Leidenſchaft hervorgerufenen Irrtümern entgehen; nicht nur wird ſich ſeine Lebensführung noch mehr nach der Wahrheit formen; nein, er wird ſchweren Gefahren entrinnen. Selbſtbemeiſterung ſchließt in der That Wiederbeſitznahme ſeiner ſelbſt ein den tauſend Eingebungen der Außenwelt gegenüber; ſie ſchließt aber auch und zwar beſonders die Herrſchaft des Verſtandes über die blinden Mächte der Empfindſamkeit in ſich. Wenn man einen aufmerkſamen Blick auf das Benehmen der Kinder wirft, ſowie der meiſten Frauen und der großen Mehrzahl der Männer, ſo iſt man überraſcht von dem Streben, das ſie alle haben, nach dem Antrieb des erſten Augenblicks zu handeln,

sowie von ihrer ganz offenbaren Unfähigkeit, ihr Benehmen, wenn auch noch so wenig entfernten Zielen anzupassen. In jedem Augenblick sind es die in ihnen herrschenden Gemütsbewegungen, die sie dahin drängen, diese oder jene Handlung zu vollführen. Auf eine Welle der Eitelkeit folgt in ihrem Bewußtsein eine Welle des Zornes, eine Wallung der Liebe u. s. w.; und wenn man von gewöhnlichen oder notgedrungenen Handlungen absieht, hat, was übrig bleibt, besonders in Gesellschaft, das Bedürfnis zum Grundsatz, Leuten, deren Urteilskraft für gewöhnlich sehr wenig hoch ist, eine gute Meinung von sich zu machen. Und die Neigung, sich kindlich genug für ein Urbild des Guten zu halten, ist so stark, daß das Publikum einzig und allein die Rührigen, die nicht auf dem Platze bleiben können, die Geschäftigen, für Männer des Handelns hält. Wer sich auch immer in seiner Einsamkeit abschließt, um nachzusinnen und zu denken, zieht sich Tadel zu. Indes ist alles Große und Dauernde in dieser Welt von Grüblern, von Denkern vollführt worden. Die fruchtbare Arbeit der Menschheit ist ruhig, ohne Hast, ohne Lärm von jenen Träumern vollführt worden, von denen wir sprachen, „die in einen Brunnen fallen, während sie nach den Sternen schauen". Die anderen, die Lärmer, die Politiker, die Eroberer, die Geschäftigen, welche die Weltgeschichte mit ihren Dummheiten vollpfropfen, haben, in einer gewissen Entfernung gesehen, nur eine ganz mittelmäßige Rolle im Gange der Menschheit. Wann erst die Geschichte, wie man sie thatsächlich versteht — die kaum mehr ist als ein Haufen Anekdoten, bestimmt die etwas einfältige Neugier des lieben gebildeten Publikums zu befriedigen — der von Denkern für Denker geschriebenen Geschichte Platz gemacht hat, dann

wird man mit Staunen ſehen, wie wenig die Handlung der „rührigen Großen" den breiten Strom der Geſittung abgeändert hat. Die wahrhaften Helden der Geſchichte — die großen Erfinder in der Wiſſenſchaft, in den Künſten, in der Litteratur, in der Philoſophie, in den Gewerben — werden dann die ihnen von Rechts wegen zukommende Stellung, die erſte Stelle, einnehmen. Ein ſinnender Armer, wie Ampère, der es nie verſtanden hat, Geld zu verdienen, deſſen Wirtin Thränen lachen mußte, hat durch ſeine Entdeckungen mehr beigetragen zur Revolutionierung der gegenwärtigen Geſellſchaft, zu der heutigen Kriegsführung, als ein Bismarck und Moltke zuſammengenommen. Ein Georges Ville hat für den Ackerbau mehr gethan, und wird in der Folge noch mehr thun, als fünfzig Ackerbauminiſter aneinander gebunden.

Wie ſoll der Student der allgemeinen Meinung widerſtehen, welche die Geſchäftigkeit mit der fruchtbaren Thätigkeit verwechſelt und mit Lobeserhebungen überhäuft? Wie ſoll er es nicht als Notwendigkeit anſehen, wenigſtens ſich ſelbſt den trügeriſchen Schein zu erwecken, als lebe er, d. h. Lärm zu machen und unüberlegt zu handeln, da das ja nach der angenommenen Formel leben heißt? All unſer Unglück rührt von dieſem verhängnisvollen Bedürfnis her, ſofort zu handeln, einem Bedürfnis, das durch die Lobſprüche der Meinung noch angeſtachelt wird. Dieſe Geſchäftigkeit hätte an ſich in der Einſamkeit keine große Gefahr, da ſie nicht recht wüßte, worin ſie ſich erſchöpfen ſollte. Durch dieſes Streben aber, unüberlegt zu handeln, wird der Student das Spielzeug der äußeren Verhältniſſe. Die Ankunft eines Kameraden zur Stunde der Arbeit, eine öffentliche Verſammlung, eine Feſtlichkeit, irgend ein Er-

eignis zieht ihn mit sich fort. Denn, wie man leicht bemerken kann, stimmt das Unvorhergesehene einen schwachen Willen herab. Das Heil ist nur im beschaulichen Nachsinnen zu finden: die Voraussicht äußerer Ereignisse kann sogar die fehlende Thatkraft ersetzen. Der Student kann nun aber das Unvorhergesehene aus dem Dasein ausmerzen. Er kann leicht die Gelegenheiten zur Ablenkung, die sich ihm wohl darbieten können, voraussehen. Er weiß zum Beispiel, daß ihn dieser oder jener Kamerad entweder zur Kneipe, oder zum Spaziergang mitzuschleppen suchen wird — da kann er ja vorher die Worte der Weigerung bereit halten — oder wenn ihm die einfache, offene Weigerung schwer fällt, so kann er eine Entschuldigung vorbereiten und jedes weitere Drängen[1] abschneiden. Hat man sich aber nicht von vornherein fest vorgenommen, heim zu gehen, um eine bestimmte Arbeit zu machen, und hat man eine Ausrede nicht bereit, die jeden Versuch, einen der Arbeit abspenstig zu machen, kurz abschneidet, dann hat man alle Aussicht, um seinen Tag gebracht zu werden. Voraussehen heißt, vom psychologischen Standpunkte aus,

---

[1] Wir billigen keineswegs die Unversöhnlichkeit Kants über diesen Punkt. Warum sollte es mir erlaubt sein, einen Menschen zu töten, wenn ich mich in berechtigter Notwehr befinde? Und eine Notlüge wäre in dem gleichen Fall der Notwehr gegen Neugierige nicht erlaubt? Es ist mehr als ein Recht, es ist eine Pflicht, seine Arbeit und seine Gedanken gegen sie zu verteidigen. Sehr oft ist es die einzige Waffe, die man hat, um sich zu schützen, ohne den andern schwer zu beleidigen. Unverzeihlich, abscheulich ist eine Ausflucht, wenn sie jemand schadet. Wird eine Wahrheit in der Absicht zu schaden gesagt, so ist sie ebenso verwerflich, als eine Ungenauigkeit. Was die Handlung zu einer schuldigen macht, ist die böswillige Absicht.

die Ereignisse im voraus bilden und durchleben. Wenn diese Vorherbildung lebhaft und klar ist, so kommt sie einem derartigen Zustande halber Spannung gleich, daß Antwort oder Handlung mit großer Geschwindigkeit erfolgt: zwischen dem Gedanken einer Handlung oder einer zu gebenden Antwort und der thatsächlichen Verwirklichung dieses Gedankens liegt keine genügende Zeit, daß die Anreizungen äußerer Ereignisse oder die Ermahnungen der Kameraden dazwischen treten könnten. Die unserer Entscheidung feindlichen Ereignisse rufen nur gewissermaßen die automatische Ausführung der unserer Entscheidung entsprechenden Handlungen hervor.

Nur für schwache Wesen besteht das Leben aus Unvorhergesehenem. Für den, der kein klar vorgezeichnetes Ziel hat, oder der zwar ein solches hat, seine Blicke aber nicht fest auf dasselbe gerichtet zu halten versteht, sondern sich beständig davon ablenken läßt, — für den wird das Leben zusammenhangslos. Für den dagegen, der häufig innehält, um seinen Standpunkt festzustellen und die Richtung zu berichtigen, ist nichts unvorhergesehen: dazu müssen wir uns aber ziemlich klar bewußt werden, was wir sind, sowie unserer gewöhnlichen Fehler, der Ursachen, die uns für gewöhnlich um unsere Zeit bringen — und uns demgemäß eine Verhaltungslinie vorzeichnen: wir dürfen uns gewissermaßen nicht aus dem Auge verlieren.

So kann es uns gelingen, von Tag zu Tag den Anteil des Zufalls an unserm Dasein zu mindern. Nicht allein werden wir dann ohne Zögerung wissen, was wir bei diesem oder jenem äußeren Vorfall sagen oder thun sollen (beispielsweise mit diesem oder jenem Kameraden brechen, umziehen, wo anders speisen, uns für einige

Zeit aufs Land flüchten); sondern wir werden auch einen vollständigen, durchgearbeiteten Schlachtplan gegen alle inneren Zufälle entwerfen können.

Dieser Plan ist von höchster Wichtigkeit. Sobald er gehörig entworfen ist, weiß man, was man thun muß, wenn eine geschlechtliche Regung sich in den Gedanken eindrängt und sich daraus nicht verjagen läßt; man weiß dann, wie man die Anfälle verschwommener Rührseligkeit beseitigt, wie man Traurigkeit, Mutlosigkeit überwindet. Wie ein tüchtiger Feldherr hat man alle aus den Vorzügen des Feindes, aus den Schwierigkeiten des Bodens, aus den Mängeln der eigenen Truppen entspringende Hindernisse ermessen — man hat aber auch die Aussichten auf Erfolg abgeschätzt, indem man die Mangelhaftigkeiten des feindlichen Oberbefehls, die Vorteile dieser oder jener Bodenerhöhung oder Vertiefung, sowie das Maß der Begeisterung der Truppen berücksichtigt. Dann kann man vorwärts gehen. Aeußere und innere Feinde sind bekannt, bekannt auch ihre Kriegskunst, ihre schwachen Punkte: der schließliche Friede ist dann nicht zweifelhaft, man hat ja alles vorausgesehen, selbst den wohlgeordneten Rückzug nach einer teilweisen Niederlage.

Grade diese inneren und äußeren Gefahren befallen leicht den Studenten; ihnen müssen wir unsere Aufmerksamkeit schenken. Wir müssen die zu ihrer Ueberwindung führende Taktik studieren. Dann werden wir sehen, wie man die äußeren Umstände ausnutzen und, was sonst unsere sittliche Erschlaffung beschleunigen hilft, zwingen kann, zur Erziehung unseres Willens durch uns selbst beizutragen. Nur zu wahr ist es, daß die Ueberlegung, der Verstand sichere Befreier sind. Nur zu sicher ist mit der

Zeit der Triumph dieſer Mächte des Lichtes über die ſchwerfälligen, blinden Mächte der Sinnlichkeit.

8.

Wie man ſieht, iſt das beſchauliche Nachſinnen von wunderbarer Fruchtbarkeit an Erfolgen: es ruft mächtige Gefühlsbewegungen hervor, es wandelt Gelüſte in kräftige Entſchlüſſe um; es hebt den Einfluß der Eingebungen der Sprache und der Leidenſchaft auf; es geſtattet, einen ſcharfen Blick in die Zukunft zu werfen, die Gefahren äußeren Urſprungs vorauszuſehen, die äußeren Verhältniſſe, die Umgebung zu hindern, unſerer angeborenen Faulheit zu Hülfe zu kommen. Sind dieſe wichtigen Vorteile die einzigen, die wir von dieſer wohlthätigen Macht erwarten können? Nein, denn abgeſehen von der Hülfe, die ſie uns unmittelbar verſchafft, iſt ſie reich an mittelbaren Ergebniſſen.

Sie geſtattet, aus der täglichen Erfahrung zunächſt vorläufige Regeln zu ziehen, die ſich mehr und mehr beſtätigen, genauer werden und ſchließlich das Anſehn und die Klarheit leitender Grundſätze für unſer Verhalten erlangen. Dieſe Grundſätze bilden ſich durch den langſamen Gedankenbodenſatz vielfältiger Einzelbeobachtungen: bei den Unbeſonnenen und Geſchäftigen kommt er gar nicht zuſtande: daher ziehen ſie auch keinen Nutzen aus der Vergangenheit, und wie bei unaufmerkſamen Schülern beobachtet man bei ihnen ſtets dieſelben groben und leichten Fehler — nur ſind es keine ſprachlichen, ſondern Verhaltungsfehler. Bei denen dagegen, welche nachdenken,

sind Vergangenheit und Gegenwart gewissermaßen eine immerwährende Lehre, eine Lehre, die es uns ermöglicht, in Zukunft die vermeidlichen Fehler nicht mehr zu wiederholen. Und diese Lehren verdichten sich mehr und mehr zu Regeln, welche gewissermaßen die konzentrierte und zu einem Elixir eingekochte Erfahrung sind. Diese in ganz klare Sinnsprüche gefaßten Regeln helfen, die wandelbaren Wünsche, die nach verschiedenen Richtungen auseinandergehenden Regungen zügeln, und einer ständigen und sicheren Ordnung zur Herrschaft im Leben zu verhelfen.

Diese jedem klar ausgesprochenen Grundsatze innewohnende Kraft rührt von zwei zusammenwirkenden Ursachen her.

Zunächst ist es eine fast unumschränkte Regel in der Psychologie: nämlich jede Vorstellung einer zu vollziehenden, oder nicht zu vollziehenden Handlung hat, wenn sie sehr genau ist, in Abwesenheit feindlicher Gemütszustände eine Macht der Verwirklichung, die sich durch die Thatsache erklärt, daß zwischen Vorstellung und Handlung kein wesentlicher Unterschied besteht. Eine geplante Handlung ist bereits eine beginnende Handlung. Die Voreinbildung ist gewissermaßen die letzte Probe der Handlung; es ist die Halbspannung, die der Schlußspannung voraufgeht, so daß die vorgeplante Handlung sehr schnell ausgeführt wird. Die Meute der Neigungen erhält nicht Zeit laut zu werden. Hat man zum Beispiel beschlossen, heimzugehen und zu arbeiten, und vorausgesehen, daß dieser oder jener Kamerad, der einen schon gebeten hat, ihn zum Theater zu begleiten, quälen wird, so bereitet man die Antwort vor, und sobald man ihn sieht, kommt man ihm zuvor: „Es thut mir sehr leid, ich wollte dich begleiten,

dieses oder jenes unvorhergesehene Ereignis zwingt mich aber unbedingt heimzugehen." Der entschiedene, ganz feste Ton, mit dem man das sagt, benimmt einem jede Möglichkeit der Umkehr und raubt gleichfalls dem Freunde jede Möglichkeit zu drängen.

Wie in der Politik die kurz und kühn Entschlossenen die Unentschiedenen, Schüchternen, Hinundherredenden mit sich ziehen, so bleiben auch im Bewußtsein die klaren, entschiedenen Zustände Herren der Lage. Wenn man daher das einzuschlagende Verfahren bis in die Einzelheiten festsetzt, kommt die Vollführung des im voraus beschlossenen Programms den Einflüsterungen der Faulheit, der Eitelkeit . . . zuvor.

Das ist also die erste Ursache der Macht der Grundsätze. Es ist keineswegs die einzige, ja nicht einmal die wichtigste. In der That können wir nicht, um zu denken, eine unbequeme Last von Bildern mit uns schleppen. Wir ersetzen die Klassen besonderer Gegenstände durch bequeme Abkürzungen, durch sehr handliche Zeichen, die nichts anderes sind als die Worte. Wir wissen es: so oft wir wollen, genügt es, einen Augenblick die Aufmerksamkeit auf das Zeichen gerichtet zu halten, und wir sehen die besonderen Bilder sich erheben, wie Hunderte von getrockneten Rädertierchen wieder erstehen, wenn man einen Tropfen Wasser auf sie fallen läßt. Ebenso ist es mit unseren Gefühlen. Das sind schwerfällige, unbequeme, für den Gedanken schwer zu handhabende Sachen: daher ersetzt man sie für den täglichen Gebrauch durch Worte, durch kurze, handliche Zeichen, die durch unwillkürliche Gesellung überaus geeignet sind, die dargestellten Gefühle zu erwecken. Gewisse Worte erzittern sozusagen infolge der Gemütsbe-

wegung, die sie bedeuten: so die Worte Ehre, Seelengröße, Menschenwürde . . . Verrat, Feigheit . . . Gut also! Die Grundsätze sind ebenfalls knappe, kräftige Abkürzungen, äußerst geeignet, die mehr oder minder mächtigen, verwickelten Gefühle wachzurufen, die sie im gewöhnlichen Bewußtsein darstellen. Hat das Nachsinnen in der Seele liebevolle Bewegungen oder Bewegungen des Widerwillens hervorgerufen, so ist es gut, da diese Bewegungen bald verschwinden, einen Ausdruck, eine Formel zu bewahren, die sie im Fall des Bedürfnisses zurückrufen kann, und die sie gewissermaßen in sich zusammenfaßt. Das ist um so nützlicher, als sich eine genaue Formel mit großer Festigkeit in den Gedanken einprägt. Leicht aufgerufen, bringt sie die verbündeten Gefühle mit sich, deren praktisches Zeichen sie ist: sie hat von ihnen die Macht und teilt ihnen als Entgelt ihre Klarheit mit, ihre Erregbarkeit und Uebertragbarkeit. Wenn man bei der Selbsterziehung nicht klare Regeln hat, verliert man jede Geschmeidigkeit, jeden Gesamtüberblick im Ringen gegen die Umgebung und gegen die Leidenschaften. Ohne sie kämpft man im Schatten, und die schönsten Siege bleiben unfruchtbar.

So geben die Lebensregeln unserem Willen die Entschiedenheit, die schnelle Kraft, die den Triumph sichert: sie sind ein bequemer Ersatz für die Gefühle, die wir wachrufen wollen. Diese neuen unschätzbaren Hülfstruppen unserer Befreiung erweckt uns wiederum das beschauliche Nachsinnen: es allein gestattet ja dem Geiste, von unseren unaufhörlichen Erfahrungen die begleitenden Erscheinungen und die beständigen Folgen zu trennen, aus denen unsere Wissenschaft des Lebens besteht, das heißt unsere Macht, die Zukunft vorauszusehen und zu leiten.

Kurz zuſammengefaßt, erzeugt das beſchauliche Nachſinnen in der Seele Gemütswallungen, die gradezu koſtbar ſind, ſobald man ſie nutzbar zu machen verſteht — ja, es iſt der größte Befreier, der es uns geſtattet, dem Brodeln der Gefühle, Leidenſchaften, Vorſtellungen, die ſich ordnungslos dem Lichte des Bewußtſeins zudrängen, zu widerſtehen. Es geſtattet ferner, daß wir mitten im Strome der von der Außenwelt ausgegangenen Anreizungen innehalten, und dieſe Macht, ſich wieder zu faſſen, derſelbe zu bleiben, iſt eine fruchtbare Urſache des Glückes, da wir nun uns nicht widerſtandslos fortreißen zu laſſen brauchen, ohne uns je umzuwenden, ſondern vielmehr auf die angenehmen Erinnerungen des Daſeins zurückkommen, ſie durchdenken, ſie von neuem durchleben können.

Außerdem, iſt es denn nichts, wenn man ſich ſeiner Perſönlichkeit ſtark bewußt wird? Empfindet man denn nicht etwas von der Freude eines guten Schwimmers, der gegen die Wogen ankämpft, ſie bald anſchwellen und unter ſich weggleiten läßt wie eine Liebkoſung, bald ihnen trotzt und ſie quer durchteilt? Wenn das Gefühl unſerer Macht in dem Kampfe gegen die Elemente ſtets in uns tiefe, angenehme Gemütsbewegungen hervorruft, welche herzliche Teilnahme werden wir dann nicht jenem Kampfe des Willens gegen die rohen Mächte der Sinnlichkeit ſchenken? Gewiß ſteht Corneille, weil er die Freuden der Selbſtbemeiſterung geſchildert, ſo hoch in der Bewunderung der Nachwelt, und hätten ſeine Perſonen den Sieg

weniger leicht gehabt, hätte ihr Ringen gegen die verhängnisvollen Triebe unſerer tieriſchen Natur länger gedauert, ſo wären ſeine Bühnenwerke tiefer menſchlich geweſen, und da uns Corneille ein ſehr edles Ideal darſtellt, würde er nicht nur der erſte unſerer dramatiſchen Dichter geworden ſein, ſondern der höchſte und wunderbarſte Genius aller Zeiten.

Zweites Kapitel.

Was heißt Nachſinnen, und wie geſchieht es?

1.

Wenn das beſchauliche Nachſinnen eine ſo hohe Bedeutung für unſere Arbeit der Befreiung hat, iſt es dringend notwendig zu erforſchen, wie man nachſinnen ſoll, und die gewiſſermaßen materiellen Hülfeleiſtungen zu prüfen, die uns die Kenntnis der pſychologiſchen Geſetze und die Erfahrung bei dieſer Uebung gewähren können.

Noch einmal: beim beſchaulichen Nachſinnen handelt es ſich darum, in uns mächtige Bewegungen der Liebe oder des Haſſes zu erregen, Entſchließungen hervorzurufen, Verhaltungsregeln aufzuſtellen, dem doppelten Wirbelſturm der Bewußtſeinszuſtände inneren Urſprungs und der von der Außenwelt hervorgerufenen zu entrinnen.

Die große Hauptregel, in nützlicher Weiſe zu überlegen

und nachzuſinnen, ergiebt ſich unmittelbar aus der Prüfung der Natur des Gedankens. Wir denken mit Worten. Wie wir oben angedeutet haben, haben wir uns, um zu denken, der wirklichen Bilder entledigen müſſen, weil ſie ſchwerfällig, überläſtig, mühſam zu handhaben ſind. Wir haben ſie durch kurze, leicht zu behandelnde, anderen leicht zu übermittelnde Zeichen erſetzt: dieſe Zeichen ſind nun die allgemeinen Worte. Dieſe den Dingen zugeſellten Worte haben die Eigentümlichkeit, daß ſie dieſe Dinge, ſobald man es will, aufrufen können, vorausgeſetzt, daß das Wort nach der Erfahrung der Dinge ins Gedächtnis getreten iſt, oder daß man ihm wenigſtens die Erfahrung der Dinge beigegeben hat. Leider lernen wir, wenn wir Kinder ſind, die Worte zuerſt (außer, was die elementaren Kenntniſſe, die einfachen Wahrnehmungen u. ſ. w. anbetrifft). Und bei der größten Zahl dieſer Worte haben wir nicht die Zeit, oder nicht die Möglichkeit, oder nicht den Mut gehabt, zu „ihrem Stroh auch das Korn der Dinge" hinzuzufügen. Es ſind leichte, oder gar leere Aehren. Alle ohne Ausnahme haben wir ſolche Worte in großer Zahl im Gedächtnis. Und der große Haufe ganz beſonders. Wenn wir die gewöhnlichen, täglich gehörten Redensarten, oder die Sprache der Zeitungen und der gewöhnlichen Litteratur prüfen, ſo werden wir mit Staunen ſehen, wie verſchwommen viele unſerer Gedanken ſind. Ja wir entdecken, daß auch die Gebildetſten oft wie Papageien ſprechen, ohne daß irgend eine Wirklichkeit ihren Worten entſpräche.

Nachſinnen heißt nun gewiſſermaßen das Getreide dreſchen, um das Korn zu erhalten. Die Regel, die hier alles beherrſcht, iſt, ſtets die Worte durch die Dinge erſetzen.

Und zwar nicht etwa durch ein verschwommenes, unbestimmtes Bild der Dinge, sondern durch die bis in die kleinsten Einzelheiten gesehenen Dinge. Wir müssen unseren Gedanken stets spezialisieren, handgreiflich machen. Wenn es beispielsweise darauf ankommt, sich selbst soweit zu bringen, den Entschluß zu fassen, nicht mehr zu rauchen, so prüft man alle mit dem Rauchen verbundenen Uebelstände, ohne auch nur einen zu übergehen, von den geschwärzten Zähnen bis zu den hundert Franken jährlich, die eine einzige nach jeder Mahlzeit geraucht Zigarre kostet. Man wird die so zutreffende Bemerkung Tolstois bestätigt finden, daß der Tabak die Geistesschärfe abstumpft. An einem Tage völliger geistiger Klarheit versucht man eine geistvolle philosophische Darstellung zu verfolgen. Dann fahre man damit fort, indem man raucht. Man wird gewahr werden, welche Mühe man hat, seinen Gedanken festzuhalten, zu verstehen, sobald man geraucht hat. Einige derartige Versuche werden uns überzeugen, daß der Tabak wirklich die höhere feine Schärfe des Geistes abstumpft. Andererseits wird man denken, daß das Vergnügen zu rauchen eins jener rein physischen ist, welche als „Vergnügen" bald genug verschwinden werden, um einer tyrannischen Gewohnheit Platz zu machen. Es werden uns all die Fälle einfallen, wo wir unter dieser Tyrannei litten. Durch solche und durch ähnliche Bemerkungen werden wir dem Entschluß, nicht mehr zu rauchen, den wir in den Augenblicken des Selbstbesitzes gefaßt haben, eine große Kraft verleihen. Ebenso werden wir verfahren müssen bei den Einzelheiten der vielfältigen Befriedigungen, welche die Arbeit gewährt.

Wiederum werden wir auf die kleinsten Einzelheiten

der Zergliederung eingehen müssen, wenn es uns gelingen soll, die Eingebungen der Sprache, die Täuschungen der Leidenschaft zu zerstreuen, indem wir mit peinlicher Genauigkeit die lügnerischen Behauptungen auf ihre Wahrheit prüfen. So werden wir im praktischen Teile des Buches die oft gehörte Behauptung, man könne nur in Paris ordentlich arbeiten, prüfen.

Endlich wird wiederum durch im einzelnen genaue Beobachtung die Voraussicht der von unseren Leidenschaften und unserer Faulheit herrührenden Gefahren Aussicht haben unfehlbar zu sein, ganz wie die Voraussicht der Gefahren und Hülfeleistungen, die von der Umgebung, dem Berufe, zufälligen Ereignissen u. s. w. kommen mögen.

Um uns in unserm Nachsinnen zu unterstützen, müssen wir Geräusch vermeiden, uns sammeln, dann Bücher zu Rate ziehen, die auf den Gegenstand unserer augenblicklichen Betrachtung Bezug haben, unsere Notizen wieder lesen und uns endlich durch eine kräftige Arbeit der Einbildungskraft in klarer, deutlicher, faßlicher Weise alle Einzelheiten der Gefahr vergegenwärtigen, die wir laufen, sowie der Vorteile dieses oder jenes Verfahrens. Es genügt nicht, all das schnell zu überfliegen; wir müssen sehen, hören, fühlen, berühren. Wir müssen durch eingehendes Nachdenken dafür sorgen, daß der untersuchte Gegenstand uns so gegenwärtig ist, als wäre er thatsächlich — wörtlich gegenwärtig. Nein, gegenwärtiger! Denn gleichwie die Kunst eine Scene, eine Landschaft logischer, einheitlicher, mithin wahrer als die Wirklichkeit macht, so soll uns unsere Einbildungskraft den Gegenstand des Nachsinnens klarer, logischer, wahrer machen, als er es in Wirklichkeit ist, und mithin, lebendiger, einflußreicher.

Es giebt unbestreitbare Gehülfen, sodaß unser Nachdenken seine volle Wirkung hervorbringen kann. Die großen katholischen Gewissensleiter sind so reich an Erfahrungen ihrer Vorgänger, so reich an eigenen, unaufhörlich durch die Beichte berichtigten Beobachtungen. Für sie ist die Erregung mächtiger seelischer Bewegungen, nicht wie für uns, ein Mittel, sondern der höchste Zweck. Und diese Männer zeigen, wie unendlich wichtig in der Psychologie die kleinsten Verrichtungen sind. Wir können einer kirchlichen Feierlichkeit nicht beiwohnen, ohne von Bewunderung durchdrungen zu sein für die unfehlbare Wissenschaft, welche über die kleinsten Einzelheiten wacht. Bei einer Begräbnisfeierlichkeit zum Beispiel vereinigen sich alle Bewegungen, alle Stellungen, alle Gesänge, die Orgel, ja das Licht der gemalten Fenster mit wunderbarer Verstandesschärfe, um den Schmerz der Angehörigen in erhebende religiöse Gefühle umzuwandeln. Bei denen, die solchen Feierlichkeiten mit aufrichtigem Glauben beiwohnen, muß die Erregung die Seele bis in die innersten Tiefen durchdringen.

Aber selbst in der Kirche sind diese so wirksamen Feierlichkeiten die Ausnahme, die Beichtväter raten daher eine gewisse Zahl von praktischen Uebungen, die ganz sicher die Seele erregen werden. Ich will nicht vom Kloster reden, sondern mich nur mit den Verrichtungen beschäftigen, die sie in der Einsamkeit anraten, und da muß man überrascht sein, wieviel Hülfe sie vom Leiblichen verlangen,

um die Seele zu ſtützen. Sankt Dominik erfindet den Roſenkranz und belebt ſo mit einer Handbeſchäftigung, gewiſſermaßen mit einem Spiel die beſchauliche Betrachtung. Sankt Franziscus von Sales empfiehlt, beſonders in den Augenblicken der Dürre, zu äußeren Handlungen die Zuflucht zu nehmen, zu Stellungen, die geeignet ſind, uns Gedanken einzugeben, zum Leſen, zu womöglich laut ausgeſprochenen Worten. Spricht nicht Pascal beſtändig davon, „den Automaten zu beugen?" Leibniz ſelbſt ſagt (systema theologicum) an einer wenig bekannten Stelle: „Ich kann den Gedanken derjenigen nicht teilen, die unter dem Vorwande, im Geiſt und in der Wahrheit anzubeten, aus dem Gottesdienſt alles das verbannen, was auf die Sinne wirkt, die Einbildung erregt . . . man nimmt auf die menſchliche Schwäche nicht genügend Rückſicht . . . wir können weder auf unſere inneren Vorſtellungen unſere Aufmerkſamkeit heften, noch dieſelben unſerm Geiſte einprägen, ohne einige äußere Hülfsmittel hinzuzufügen . . . und ſolche Zeichen ſind um ſo wirkſamer, als ſie ausdrucksvoller ſind."

Daher müſſen wir auch die Erfahrung benutzen, und wenn beim beſchaulichen Nachſinnen die Eingebung nicht kommt, zu Leſeſtoffen, die für unſer Ziel ganz beſonders geeignet ſind, unſere Zuflucht nehmen. Wir müſſen unſere Aufmerkſamkeit durch laut geſprochene Worte aufrecht erhalten, was, wie wir bereits geſehen haben, ein ſicheres Mittel iſt, unſere Vorſtellungen zu bewältigen und zum Gehorſam zu zwingen. Wir müſſen ſogar unſere beſchaulichen Betrachtungen niederſchreiben, mit einem Worte, um unſere Vorſtellungen nach Gefallen zu leiten, müſſen wir das Uebergewicht benutzen, das die Vorſtellungszu-

stände und besonders die von uns anempfohlenen (gesprochene Worte, Niederschrift u. s. w.) über sie haben. So werden wir imstande sein, aus dem Bewußtsein die Haupthindernisse des Nachdenkens zu vertreiben, nämlich die Erinnerungen, die sinnlichen Vergnügungen und die Ablenkungen der Einbildungskraft, — und an ihrer Stelle das Gewebe von uns gewollter Vorstellungen einzufügen.

Was die für dergleichen gemütvolle Betrachtungen angemessenste Zeit anbetrifft, so scheint es uns die Woche zu sein, welche die Ferien abschließt, die also dem Wiederbeginn der Vorlesungen voraufgeht. Zu jeder Ferienzeit, also dreimal im Jahre, ist es gut, die nützlichen beschaulichen Betrachtungen vollständig wieder aufzunehmen in einer Art stiller Zurückgezogenheit, am angenehmsten etwa im Walde oder am Ufer des Meeres. Solche Zurückgezogenheiten sind unendlich vorteilhaft. Sie stählen den Willen von neuem, machen den Studenten zu einer bewußten Persönlichkeit. Aber auch während des Schuljahrs muß man für zahlreiche Augenblicke der Selbsteinkehr in den Zwischenzeiten der Handlung sorgen. Abends beim Einschlafen, oder nachts, wenn man aufwacht, oder in den Augenblicken der Ruhe sollte man nicht kleinliche Sorgen das Bewußtsein behelligen lassen. Ist es nicht viel leichter, seine guten Entschlüsse zu erneuern, seine Beschäftigung, seine Erholung festzusetzen? Welche Beschäftigung wäre morgens, wenn man erwacht, während man sich ankleidet, wenn man sich zur Arbeit begiebt, nützlicher als „die Pflanze der guten Vorsätze zu bewässern" und seinen Lebensplan für den Tag zu entwerfen? Diese Gewohnheit häufigen Nachsinnens nimmt man sehr schnell an. Ihre Annahme ist überdies so fruchtbar an guten Ergebnissen,

daß wir den jungen Leuten gar nicht genug die Anſtrengung anraten können, die erforderlich iſt, um dieſe Gewohnheit ſozuſagen zu einem Bedürfnis zu machen.

Drittes Kapitel.

Die Rolle der Handlung bei der Erziehung des Willens.

1.

Das beſchauliche Nachſinnen iſt unerläßlich: für ſich allein iſt es aber ohnmächtig. Es vereint zu gemeinſamer Handlung die verſtreuten Kräfte der Seele, es begeiſtert; wie aber der mächtigſte Windeshauch der hohen See ſich ſchließlich unnütz erſchöpft, wenn er nicht auf ein zu ſchwellendes und zu treibendes Segel ſtößt, ebenſo ſterben die kräftigſten Erregungen unfruchtbar dahin, wenn nicht jeder ihrer Antriebe etwas von ihrer Vollkraft in unſerer Thätigkeit kapitaliſiert. Wenn ſich beim Studenten ein Teil der vollzogenen Arbeit in Geſtalt von Erinnerungen im Gedächtnis niederſchlägt, ſo ſammelt ſich in uns unſere Thätigkeit in Geſtalt von thätigen Gewohnheiten. Nichts geht in unſerem ſeeliſchen Leben verloren: die Natur iſt ein peinlich genauer Buchhalter. Unſere ſcheinbar unbe-

deutendsten Handlungen bilden, wenn wir sie nur wiederholen, mit den Wochen, Monaten, Jahren ein ungeheuerliches Kapital, das im organischen Gedächtnis in Gestalt unausrottbarer Gewohnheiten verzeichnet bleibt. Die Zeit, dieser so kostbare Verbündete unserer Befreiung, arbeitet mit derselben ruhigen Hartnäckigkeit gegen uns, wenn wir sie nicht zwingen, für uns zu arbeiten. Sie nutzt in uns, für oder gegen uns, das herrschende Gesetz der Psychologie, das Gesetz der Gewohnheit aus. Unumschränkte, ihres Triumphes sichere Herrscherin, schreitet die Gewohnheit hinterlistig einher, als wolle sie sich nicht beeilen. Es ist, als wüßte sie, wie wunderbar wirksam unendlich oft wiederholte Thätigkeiten werden. Eine erste Handlung mag uns schwer fallen; ist sie vollführt, so kostet die Wiederholung schon weniger Mühe. Beim dritten, vierten Male wird die Anstrengung noch geringer; sie wird immer schwächer, bis sie schwindet. Nein, sie schwindet nicht nur! Die anfangs schwer fallende Handlung wird nach und nach zum Bedürfnis, und anfangs gradezu unangenehm, fällt schließlich ihre Nichtvollführung schwer! Welch kostbaren Verbündeten haben wir da nicht in der Zeit für Handlungen, die wir wollen, und wie gut versteht sie sich darauf, den steinichten Pfad, dessen Betretung uns widerstrebte, flugs in eine schöne breite Straße umzuwandeln! Sanft thut sie uns Gewalt an, um uns dorthin zu geleiten, wohin wir uns vorgenommen hatten zu gehen, wohin zu gehen unsere Faulheit sich aber weigerte!

Nun vermag aber diese Umbildung unserer vollen Kraft zu festen Gewohnheiten keineswegs das beschauliche Nachsinnen, sondern nur die Handlung zu vollführen. Es genügt aber nicht, die Notwendigkeit der Handlung in all-

gemeinen Ausdrücken zu erklären. Das Wort Handlung verdeckt, und häufig genug verhüllt es dem Blick die von ihm bezeichneten Wirklichkeiten. Was uns hier allein angeht, ist das Handeln des Studenten. Beim Studenten heißt handeln nun aber eine Menge besonderer Thätigkeiten vollziehen, und gleichwie es keinen Willen giebt, sondern nur willkürliche Handlungen, ebenso giebt es kein Handeln, sondern nur besondere Handlungen. Handeln heißt beispielsweise für den Studenten der Philosophie, um sieben Uhr aufstehen, mit durchdringender Aufmerksamkeit dieses oder jenes Kapitel von Leibniz oder von Descartes lesen; Notizen machen u. s. w. Das Lesen enthält sogar eine große Menge aufeinander folgender Anstrengungen der Aufmerksamkeit. Handeln heißt ferner, seine Notizen wieder durchlesen, sich einprägen; es heißt, den Stoff zu einer Abhandlung sammeln, ihren allgemeinen Plan entwerfen, dann die Disposition jedes einzelnen Paragraphen, es heißt nachsinnen, suchen, ausstreichen, verbessern u. s. w.

Selten sind im Leben die Gelegenheiten, glänzende Handlungen zu verrichten. Gleichwie sich ein Ausflug nach dem Mont-Blanc in einige Zehntausende von Schritten, Anstrengungen, Sprüngen, Eiseinschnitten auflöst; ebenso löst sich das Leben der größten Gelehrten in lange Reihen geduldiger Anstrengungen auf. Handeln heißt also tausend kleine Handlungen vollführen. Bossuet, der ein bewunderungswürdiger Beichtvater war, zog „den großen, außerordentlichen Anstrengungen, in denen man sich zu ungeahnten Höhen emporschwingt, von denen man aber jähen Sturzes herabfällt," „die kleinen Opfer vor, die uns bisweilen weit schmerzlichere Kreuzespein bereiten und uns schier vernichten," die bescheidenen, aber sicheren Gewinste,

die leichten, aber wiederholten und unmerklich zur Gewohnheit werdenden Handlungen . . . wenig genügt einem jeden Tag, wenn jeder Tag dieses wenige erwirbt . . .[1] In der That ist der Mutige keineswegs derjenige, der irgend eine mutige That vollbringt, sondern derjenige, der alle Handlungen des Lebens mutig vollbringt. Der Schüler ist es, der trotz seines Widerstrebens sich zwingt, aufzustehen und ein Wort im Lexikon nachzuschlagen, der seine Aufgabe trotz des Wunsches zu faulenzen beendet, der eine langweilige Seite zu Ende liest. Bei diesen tausend anscheinend unbedeutenden Anlässen stählt sich die Willenskraft; „alles Schaffen schafft Wachstum." In Ermangelung großer Anstrengungen müssen wir zu jeder Stunde kleine und zwar ausgezeichnet und mit Liebe verrichten. Qui spernit modica, paulatim decidet. Die Hauptregel ist hier, immer, selbst bei den kleinsten Handlungen, der Herrschaft der Faulheit, der Wünsche und der äußeren Antriebe zu entgehen. Wir sollen sogar Anlässe aufsuchen, solche kleine Siege davonzutragen. Sie werden während der Arbeit gerufen, unwillkürlich weigern Sie sich; erheben Sie sich sofort, zwingen Sie sich, schnell und freudig zu gehen, wohin man sie ruft. Nach der Vorlesung will Sie ein Freund fortschleppen, das Wetter ist sehr schön: schnell gehen Sie nach Hause und arbeiten Sie! Das Schaufenster dieses Buchhändlers zieht Sie an, grade wo Sie auf dem Heimweg sind: gehen Sie auf die andere Seite der Straße hinüber und eilen Sie weiter. Durch solche kleine „Kasteiungen" werden Sie sich gewöhnen, über Ihre Neigungen zu triumphieren, überall und immer thätig zu sein

[1] S. Bossuet von Lanson.

. . . selbst wenn Sie schlafen oder herumschlendern, so geschehe es, weil Sie diese Ruhe gewollt haben. So lernt auf den Bänken des Gymnasiums sogar, oder im Studiersaale, der Knabe eine weit kostbarere Wissenschaft als das Latein oder die Mathematik, — eine Wissenschaft, die er einst wissen wird; die Wissenschaft sich selbst zu beherrschen, gegen die Unaufmerksamkeit, gegen widerwärtige Schwierigkeiten, gegen die Langeweile des Nachschlagens in Grammatik und Wörterbuch, gegen den Wunsch die Zeit zu verträumen anzukämpfen. Und als tröstliche Wirkung findet es sich, daß die im Studium gemachten Fortschritte, was man auch immer sagen mag, in gradem Verhältnis zu den in der Selbstbemeisterung gemachten Fortschritten stehen. Es ist nur zu wahr, die Vollkraft des Willens ist zu gleicher Zeit die kostbarste und die an glücklichen Folgen fruchtbarste der Eroberungen.

Und warum haben diese kleinen Anstrengungen soviel Wichtigkeit? Keine derselben geht nämlich verloren: eine jede trägt zur Bildung der Gewohnheit ihren Anteil bei; eine jede macht die folgenden Handlungen leichter. Unser Handeln wirkt auf uns, indem es in uns Gewohnheiten als Bodensatz zurückläßt: die Gewohnheit aufzumerken, die Gewohnheit geschwind an die Arbeit zu gehen, die Gewohnheit auf die Quälereien unserer Wünsche nicht mehr zu achten als auf die Neckereien der Fliegen.

Außerdem unterstützt das Handeln, wie wir oben gesehen haben, das Denken selbst wirksam. Es bringt in jedem Augenblick Vorstellungszustände gleicher Art wie unsere Ideen zum Bewußtsein und kräftigt so die Aufmerksamkeit, belebt sie wieder, so oft sie erlischt. Seine Gedanken niederschreiben, beim Lesen sich Notizen machen, seinen Ent-

würfen durch wörtlichen Ausdruck genauere Form geben, . . . das spielt, wie gesagt, dieselbe Rolle bei der Unterstützung des Denkens, wie die Handarbeiten in Laboratorium für den Gelehrten, die Formeln für den Mathematiker.

Es giebt aber ein anderes äußerst wichtiges Ergebnis des Handelns. Handeln heißt in der That, unseren Willen bethätigen, offen aussprechen. Unsere Handlungen verpflichten uns öffentlich für eine Partei. Alle Sittenlehrer betonen die Notwendigkeit für jedweden, der eine der Pflicht entsprechende Lebensweise einschlagen will, sich „kühn und entschlossen in die rechte Straße zu stürzen, in völligem Gegensatz zu allen unseren früheren Gewohnheiten und Neigungen . . . wir müssen allem Trotz bieten, uns von unserm alten Ich losreißen" und nach Veuillots derbem Ausdruck Gott „unverfroren" dienen. Man kann nämlich garnicht die Kraft übertreiben, die eine öffentliche, Aufsehen erregende Kundgebung den Gefühlen und dem Willen hinzufügt. Unsere früheren Handlungen binden uns weit mehr, als man sich einbildet: zunächst gilt uns infolge eines Bedürfnisses von Logik ein zusammenhangsloses Leben für so anstößig, daß man sich lieber gleich bleibt, ehe man sich im guten Sinne verändert; dann lehrt uns eine sehr mächtige und ganz berechtigte menschliche Achtung, daß diese Zusammenhangslosigkeit in unseren Handlungen als ein Zeichen einer an Narrheit grenzenden Willensschwäche erscheint. Aus diesem Grunde also ist es wichtig, sobald man mit einem Leben der Faulheit bricht, unter Aufsehen zu brechen und vor sich und anderen seine Ehre zu verpfänden. Man wechselt sein Speisehaus, seine Wohnung, seinen Umgang; jedes Wort, das man ausspricht, muß nun eine Bekräftigung unseres Willens sein, recht zu handeln: jeden

entmutigenden Trugschluß stößt man höflich, aber kräftig zurück. Nie läßt man in seiner Gegenwart die Arbeit bespötteln, nie läßt man das Leben des vom Strudel fortgeschlämmten Studenten loben. Bei anderen, denen wir gleich sein möchten, Glauben zu finden, verdoppelt unsere Macht der Besserung, denn das stellt in den Dienst unserer Schwäche jenes so tiefe von uns allen empfundene Bedürfnis der Billigung der anderen, ja der Billigung von Leuten, die wir nicht kennen.

Zu diesen verschiedenartigen Einflüssen des Handelns kommt das Vergnügen zu handeln, ein so lebhaftes Vergnügen, daß viele handeln, um zu handeln, ohne Ziel, ohne Vorteil, ja oft zu ihrem großen Nachteil. Dieses Vergnügen hat etwas Berauschendes, zu Kopfe Steigendes, und das rührt vielleicht daher, daß das Handeln, mehr als alles andere, uns das Gefühl unseres Daseins und unserer Kraft giebt.

Es ist also in jeder Beziehung unerläßlich, mit dem Nachsinnen das Handeln zu verbinden: unerläßlich, weil das Handeln allein feste Gewohnheiten herausbilden kann, ja anfangs gradezu unangenehme Handlungen zu Bedürfnissen umzugestalten vermag. Durch Handeln werden wir kriegstüchtig und fähig, gegen die verhängnisvollen Triebe unserer Natur anzukämpfen, beständig und in jeder Minute über alles zu triumphieren, was der vollen Selbstbemeisterung feindlich ist. Ja, indem das Handeln nach außen unser Wollen kundgiebt, verpfändet es unsere Ehre, es kräftigt unsere Entschlüsse sowohl durch sich selbst, als auch dadurch, daß es die Macht der öffentlichen Meinung zu Hülfe ruft — zum Uebermaß bringt es uns als Belohnung seine männlich kräftigen Freuden.

2.

Leider ist die Zeit der freiwilligen Thätigkeit sehr kurz, und ein großer Teil des Daseins wird von den physiologischen und sozialen Erfordernissen verschlungen. Bis zu fünf oder sechs Jahren lebt das Kind ein tierisches Leben. Sein Dasein besteht in Schlafen, Essen, Spielen: es hat genug damit zu thun, das Chaos äußerer Eindrücke, welche die Schwelle seines Bewußtseins bestürmen, zu entwirren, und weit entfernt, die Außenwelt zu beherrschen, ist es von derselben förmlich betäubt. Bis zum achtzehnten Jahre hat man zuviel zu thun, das was die anderen gedacht haben, zu studieren, als daß man für sich selbst denken könnte. Sobald der höhere Schulunterricht abgeschlossen ist, könnte man, scheint es, sich angehören und dem Studium seiner selbst und der Beobachtung der Gesellschaft, in die man nun eintritt, alle seine durch jahrelange selbstlose Pflege geschärften und gestählten Fähigkeiten zuwenden. Kennen wir die physische Welt, in der wir uns bewegen, genügend, so verschleiern sich leider unsere Blicke plötzlich, eine Wolke senkt sich zwischen unsere Beobachtungsfähigkeiten und uns selbst einerseits, zwischen unseren kritischen Geist und die Gesellschaft andererseits. Verschwommene Träumereien, eine große, ziellose Sehnsucht erfüllt unser Bewußtsein: in diesem Alter vollzieht sich ja im Körper des Jünglings eine Umwälzung: die Mannbarkeit beginnt. Und in dem Alter, wo er sich hätte beherrschen können, bestürmen die Leidenschaften seine Seele. Wehe ihm, wenn er sich — wie es in allen Fakultäten Europas

und Amerikas geschieht — dann einer vollen Freiheit überlassen findet, ohne Stützen, ohne einen Gewissensleiter, ohne Möglichkeit, die ihn erstickende dichte Atmosphäre von Täuschungen zu durchbrechen! Der Student fühlt sich förmlich betäubt, unfähig sich zu benehmen, von den um ihn herrschenden Vorurteilen geleitet. Wo ist der reife Mann, der nicht, wenn er zurückdenkt an diese Zeit, die Unvorsorglichkeit der Gesellschaft verwünscht, die uns beim Verlassen des Gymnasiums oder der Realschule vollständig vereinsamt in eine große Stadt schleudert, ohne sittlichen Halt, ohne andere Beratung als die üblichen thörichten Redensarten, die mit glänzenden Farben schmücken, was doch nur ein Leben der Roheit ist? Seltsam, bei vielen Familienvätern findet man eine Art Vorurteil gegen das Leben eines ehrlichen, fleißigen Studenten. So groß ist der Einfluß der herrschenden Strömung!

Hierzu kommt, daß der junge Mann in seiner Vereinsamung nicht einmal zu arbeiten versteht; niemals hat man ihm eine seinen Kräften und der Natur seines Geistes angepaßte Methode gegeben. Daher sind die Jahre der höheren Studien auch allgemein verloren für das Werk der Selbstbefreiung. Und doch sind es die schönen, strahlenden Jahre des Lebens. Der Student gehört sich fast unumschränkt an. Die tausenderlei Verpflichtungen des gesellschaftlichen Lebens lasten kaum auf ihm. An seinem Halse ist noch gar keine Spur des Halsriemens zu sehen, das heißt des Berufs, der eingeschlagenen Laufbahn. Ebenso wenig hat er die Sorgen des Familienoberhauptes, die er später einmal haben wird. Seine Tage sind sein, ganz sein. Aber ach! Was ist die äußere Freiheit für den, der nicht Herr über sich ist? Sie befehlen hier

jedem, könnte man zu ihm sagen, nur nicht sich selbst.[1] Die Tage fließen oft unfruchtbar dahin. Uebrigens rauben selbst in dieser Fülle von Freiheit die Unvermeidlichkeiten des Daseins viele Zeit. Das Aufstehen, eine halbe Stunde zum Ankleiden, die notwendigen Laufereien vom Zimmer zur Universität, vom Zimmer zum Speisehaus; die Mahlzeiten, die für die Verdauung erforderliche Zeit, die jede geistige Arbeit ausschließt; einige Besuche, einige zu schreibende Briefe, unvorhergesehene Störungen, das notwendige Spazierengehen, die von Unpäßlichkeit in Anspruch genommenen Stunden, all diese gebieterischen Notwendigkeiten verschlingen, wenn man die acht Stunden Schlaf hinzunimmt, die der Arbeitende nötig hat, nahezu sechzehn Stunden täglich. Die Rechnung ist leicht gemacht. Später kommen zu allen diesen Notwendigkeiten noch die des Berufes, und jetzt mag man möglichst sparen an der Zeit für die Mahlzeiten und den Spaziergang, selten wird einer über fünf Stunden täglich zu verfügen haben, die er ganz für sich, für eine Lieblingsarbeit und für ruhige beschauliche Betrachtungen hat! Wenn wir andererseits von der anscheinenden Arbeit die Zeit für das Nachschlagen in den Büchern abrechnen, die zum Abschreiben, zum Notieren erforderliche Zeit, und selbst die zum Atmen verbrauchte Zeit, während der keine weitere Anstrengung möglich ist, so sehen wir, wie kurz die Zeit ist, in der wir wirklich geistige Anstrengungen machen. Und wer nur immer aufrichtig überlegt, wird sich entrüsten über die verlogenen Biographien, durch die die jungen Leute nur entmutigt werden können, — die uns von Gelehrten, von Staatsmännern fabeln, die täglich fünfzehn Stunden arbeiten!

[1] Beaumarchais, Le mariage de Figaro.

Zum Glück genügt, wie Bossuet an einer bereits angeführten Stelle bemerkt, wenig für jeden Tag, wenn jeder Tag dieses wenige erwirbt: man kommt selbst bei dem langsamsten Schritt vorwärts, sobald man niemals stehen bleibt. Das Wichtigste für die geistige Arbeit ist nicht die Regelmäßigkeit, sondern die Ununterbrochenheit. Der Genius ist nur eine lange Geduld, hat man gesagt. Alle großen Arbeiten sind durch ausdauernde Geduld vollführt worden. Dadurch daß Newton stets daran dachte, hat er die allgemeine Schwerkraft entdeckt. „Es ist unerhört, was man mit der Zeit fertig bekommt, sobald man die Geduld hat, abzuwarten und sich nicht zu beeilen," schreibt Lacordaire. Man sehe die Natur an: ein Wolkenbruch, der das Thal von Saint-Gervais verwüstet hat, führt nur eine unbedeutende Menge von Satz mit sich. Dagegen zerbröckelt die langsame Thätigkeit von Frost und Regen, das kaum merkliche Vorrücken der Gletscher, jahraus, jahrein, Stein für Stein sozusagen, die Felswände und führt den Thälern wunderbare Massen von Anschwemmungen zu. Mancher Gebirgsbach, der Kiessand mit sich führt, scheuert täglich den Granit aus, über den er fließt, und bringt es mit den Jahrhunderten soweit, daß er mächtig tiefe Schluchten in den Felsen höhlt. Ebenso ist es mit den menschlichen Werken: alle erfolgen durch die Häufung so kleiner Anstrengungen, daß sie für sich betrachtet, außer jedem Verhältnis zum vollführten Werke erscheinen. Gallien, einst mit Wäldern und Sümpfen bedeckt, ist urbar gemacht, mit Landstraßen, Kanälen, Eisenbahnen durchfurcht, mit Dörfern und Städten besäet worden, allein durch Hunderttausende von an sich unbedeutenden Muskelanstrengungen. Jeden einzigen Buchstaben, aus

denen die riesige Somme des heiligen Thomas von Aquino besteht, hat der heilige Thomas schreiben müssen; dann haben die Arbeiter die Bleilettern einzeln aus den Fächern zum Druck herausnehmen müssen — und aus dieser unaufhörlich einige Stunden täglich fünfzig Jahre lang wiederholten Arbeit, ist dieses wunderbar große Werk hervorgegangen. Die Handlung, die mutige Thätigkeit nimmt in der That zwei Formen ungleichen Wertes an. Bald geht sie in starken Ansätzen, in plötzlichen kräftigen Stößen vor, bald dagegen wird sie zur hartnäckigen, ausdauernden, geduldigen Arbeit. Selbst im Kriege ist Widerstandsfähigkeit den Strapazen und der Entmutigung gegenüber ein hauptsächlicher Vorzug, und aus ihm erwachsen von Zeit zu Zeit glänzende Thaten. Bei der Arbeit giebt es aber nicht einmal solche feurige Raketen: plötzliche Anläufe übertriebener Arbeit sind von keinem Gesichtspunkte aus zu empfehlen; fast immer folgen auf sie sehr lange Zeiten der Ermattung und Faulheit. Nein, der wahre Mut besteht hier in der langen, ausdauernden Geduld, niemals müßig zu sein. Die Zeit — das sieht man leicht ein — hat einen unvergleichlichen Wert, da die verlorenen Augenblicke für immer, unwiderruflich verloren sind. Wir müssen also sparsam mit ihr umgehen. Ich bin jedoch keineswegs ein Anhänger jener strengen Regeln, jener Zeiteinteilungen, in schönen genauen Tabellen, wo die Verwendung der Stunden im voraus festgesetzt ist. Selten werden sie genau befolgt, und unsere Faulheit ist so geschickt in der Erfindung von Scheingründen, daß man sich ihrer häufig als Entschuldigung bedient, um nichts zu thun in den für die Arbeit angesetzten Stunden. Die einzigen Artikel, die man gewissenhaft achtet, sind diejenigen, welche Ruhe oder

Spazierengehen vorschreiben. Und andererseits wird der Wille durch die Unmöglichkeit, sich zu zwingen, solche bis in die Einzelheiten festgesetzten Regeln zu befolgen, zu sehr daran gewöhnt, sich in seinen Anstrengungen geschlagen zu sehen: und dieses Gefühl, daß wir in diesem Kampf für die Regel stets besiegt sind und sein werden, ist nur zu sehr geeignet, Entmutigung hervorzurufen. Ferner geschieht es oft, daß man in den für die Arbeit angesetzten Stunden schlecht aufgelegt, in den für den Spaziergang bestimmten Stunden aber grade gut zum Arbeiten aufgelegt ist.

Es bedarf bei der geistigen Arbeit größerer Freiheit und Selbständigkeit; denn das bei dieser Erziehung unserer Kraft zu verfolgende Ziel ist keineswegs der enge Gehorsam des preußischen Rekruten seinem Unteroffizier gegenüber. Nein, sicher nicht. Das Ziel, das sich der Student stecken soll, ist ein ganz anderes: er soll sich bemühen, stets und überall thätig zu sein. Für diese Aufgabe giebt es keine besonderen Stunden, da alle Stunden geeignet sind. Thätig sein heißt am Morgen mutig zum Bett herausspringen, schnell und hurtig sich ankleiden, sich ohne zu trödeln, ohne irgend einer fremden Sorge den Zutritt in den Geist zu gestatten, an den Arbeitstisch setzen. Bei der Arbeit thätig sein, heißt niemals gedankenlos lesen, beständig Anstrengungen machen. Ebenfalls aber heißt es thätig sein, wenn man sich entschlossen erhebt, um einen Spaziergang zu machen, wenn man zum Besuche eines Museums aufbricht, so oft man spürt, wie sich der Vorrat nervöser Kraft erschöpft und die Anstrengungen nicht mehr fruchtbar sind. Denn es ist eine große Dummheit, zu lange in unfruchtbaren, erschöpfenden und entmutigenden An-

ſtrengungen zu verharren. Wir müſſen es verſtehen, dieſe Augenblicke der Erſchlaffung zum Beſuch von Gemäldeſammlungen u. ſ. w., zu Unterhaltungen mit intelligenten Freunden zu benutzen. Man kann ſogar beim Eſſen thätig ſein, indem man ſich bemüht, ſeine Nahrungsmittel ſo zu kauen, daß man dem Magen ein Uebermaß von Arbeit erſpart. Das große Elend des Studenten ſind jene Augenblicke der Trägheit, des Nichtwollens, die er in ſchmählicher Faulheit verzettelt. So braucht er Stunden, ſich anzukleiden, er vertrödelt ſeine Vormittage, indem er gähnend und teilnahmslos erſt dies, dann jenes Buch durchblättert. Er kann keinen klaren Entſchluß faſſen, weder den geradezu nichts zu thun, noch den zu arbeiten. Wir brauchen keineswegs nach Anläſſen, thätig zu ſein, zu ſuchen: dieſe Anläſſe ſpielen ſich täglich vom Erwachen bis zum Zubettgehen ab.

Das Hauptmittel, zu dieſer Bemeiſterung ſeiner vollen Kraft zu gelangen, beſteht darin, niemals einzuſchlafen, ohne genau die Aufgabe für den folgenden Tag zu beſtimmen. Ich meine hier nicht die Menge des zu Thuenden, denn für dieſes genaue Maß gilt, was wir eben von der Verwendung der Zeit ſagten: ich rede nur von der Natur der Arbeit. Dann, am nächſten Morgen, beim Erwachen, faßt man ſich ſofort, man zwingt ſeinen Geiſt, ohne ihm Zeit zur Ablenkung zu laſſen, ſich ſogleich an die Arbeit zu ſpannen; ja ſchon während des Ankleidens. Man ſchleppt den Körper förmlich mit Gewalt zum Arbeitstiſch, man ſetzt ihn nieder, die Feder in der Hand, ohne ihm auch nur die Zeit zu laſſen, ſich zu ſträuben.

Außerdem muß man es ſofort ausnutzen, wenn ſich beim Spazierengehen oder während des Leſens im Gewiſſen ein Vorwurf des Müßigganges regt, wenn man

ſich von der Gnade getroffen fühlt, wenn man feſtſtellt, daß ſich in der Seele eine gute Regung zeigt. Keineswegs darf man diejenigen nachahmen, die am Freitagmorgen heldenmütig beſchließen, ſich unfehlbar am Montag an die Arbeit zu machen: wenn ſie ſich nicht ſofort daran machen, iſt ihr vorgeblicher Beſchluß nichts als Selbſtbelügung, nichts als eine ohnmächtige, erbärmliche Anwandlung. Wir müſſen, wie Leibniz ſagt, unſere guten Regungen benutzen, „wie die Stimme Gottes, die uns ruft": dieſe guten Regungen verzetteln, ſie durch Verſchiebung ihrer Ausführung auf ſpäter vereiteln, ſie nicht ſofort benutzen, um gute Gewohnheiten zu ſchaffen und um unſere Seele die männlichen Freuden der Arbeit koſten zu laſſen, ſo daß ſie den Geſchmack dafür behielte — das iſt das größte Verbrechen, das man gegen die Erziehung der Thatkraft begehen kann.

Da es nicht unſer Ziel iſt, unſere Thätigkeit einer Arbeitsordnung zu unterſtellen, ſondern überall und ſtets kräftig einzugreifen, müſſen wir die Viertelſtunden und die Minuten ausnutzen. Hören wir, was von Darwin ſein Sohn ſagt.[1] „Ein Zug ſeines Charakters war ſeine Achtung vor der Zeit. Nie vergaß er, wie koſtbar ſie iſt . . . er geizte mit den Minuten . . . nie verlor er einige Minuten, die ſich ihm boten, in der Meinung, es lohne ſich nicht, ſich an die Arbeit zu ſetzen . . . alles that er eifrig ſchnell mit Ausdauer." Dieſe Minuten, dieſe Viertelſtunden, die faſt alle ſo thöricht verloren gehen laſſen unter dem Vorwande, es lohne ſich nicht, etwas anzufangen, — ſie bilden ſchließlich am Ende des Jahres eine ungeheuere Summe. Ich glaube, bei d'Agueſſeau war es, wo das Frühſtück

[1] Vie et Correspondance de Ch. Darwin. Paris 1888, Reinwald, 2 Bände I 135 u. flgg.

nie bereit war. Eines Tages überreichte er seiner Frau als Zwischengericht ein Buch, das er während des viertelstündigen täglichen Wartens geschrieben hatte. Es ist so leicht, in fünf oder zehn Minuten seinen Geist zu „spannen", einen Paragraphen mit Feuereifer zu lesen, seine Arbeit um einige Zeilen weiter zu bringen, eine Stelle abzuschreiben, das alphabetische Verzeichnis seiner Notizen und Lesestoffe in Ordnung zu halten!

Daher hat man auch recht zu sagen, daß es dem nie an Zeit fehlt, der es versteht, sie sich zu nehmen. Wie richtig ist doch die Bemerkung, daß grade diejenigen, die am meisten Muße haben, am wenigsten Zeit haben zu thun, was sie thun sollen: daher ist es nur wahr, daß wer sich beklagt, er habe keine Zeit zum Arbeiten, zugesteht, daß er feig ist und sich vor jeder Anstrengung scheut.

Wenn wir aber danach forschen, warum wir Zeit verlieren, so werden wir sehen, daß meistenteils unsere Schwäche gewissermaßen durch die Unbestimmtheit der zu vollführenden Aufgabe aufrecht erhalten wird. Für mich ist es eine beständige Erfahrung, daß der nächste Vormittag für mich unfruchtbar ist, wenn ich abends zuvor beim Einschlafen nicht das Tagewerk klar vor Augen gehabt habe. Niemals muß man sich ein allgemeines Ziel stecken, niemals muß man sagen: „Morgen wird gearbeitet," auch nicht einmal: „Morgen wird Kants Sittenlehre angefangen;" stets muß man sich eine klar umgrenzte, besondere Aufgabe stellen. Man sagt sich: „Morgen fange ich bestimmt und vom Anfang an, Kants praktische Vernunft zu lesen, oder ich studiere dieses oder jenes Kapitel der Physiologie und mache mir die erforderlichen Auszüge."

Zu dieser Vorschrift, stets seine Aufgabe klar festzu-

ſtellen, muß eine andere hinzukommen: die, ſtets zu Ende zu arbeiten, und gewiſſenhaft, was man begonnen, zu beenden, damit man nicht darauf zurückzukommen nötig hat. Wenn man niemals nötig hat, eine Arbeit wieder aufzunehmen, wenn man dafür ſorgt, daß alles, was wir thun, endgültig iſt, ſo iſt das eine außerordentliche Zeiterſparnis. So muß der Student gründlich und fleißig leſen, das Geleſene ſchriftlich ausziehen, nötigenfalls die Auszüge, die ihm vorausſichtlich nützlich ſein werden, beſonders abſchreiben und ſofort ſeine Notizen unter der betreffenden Ueberſchrift ſeines Inhaltsverzeichniſſes einreihen, damit er ſie, ſo oft er will, wieder finden kann. So wird er nie mehr nötig haben, noch einmal zu leſen, außer etwa, wenn es ein Hauptwerk iſt. Auf dieſe Weiſe kommt man zwar langſam vorwärts, da man aber keinen Schritt thut, ehe man ſich nicht gehörig den Rücken gedeckt hat, braucht man niemals zurückzuweichen, und man rückt langſamen, aber feſten Schrittes ununterbrochen vor, ja man kommt, wie die Schildkröte der Fabel, vor dem behenderen, aber weniger beſonnenen Haſen an. Unſerer Meinung nach giebt es keine weſentlichere Regel für die Arbeit: Age quod agis; alles nach der Reihe, gründlich, ohne Uebereilung, ohne Aufregung. Der zweite Statthalter de Witt leitete alle Angelegenheiten der Republik und fand doch noch Muße, in Geſellſchaften zu gehen und außer dem Hauſe zu ſpeiſen. Man fragte ihn, wie er Zeit finden könne, um ſo vielfältige Geſchäfte zu erledigen und ſich dann noch zu unterhalten. Er erwiderte: „Nichts iſt leichter; man braucht nur ſtets eine Sache auf einmal zu thun und nichts auf den nächſten Morgen zu verſchieben, was ſich am ſelben Tage thun läßt.“ Lord Cheſterfield

empfahl seinem Sohne, nie Zeit zu verlieren, selbst auf dem W. C. nicht, und führt ihm als Vorbild einen Mann an, der stets einige Seiten einer gewöhnlichen Horazausgabe dorthin mitnahm, „die er dann bei der Gelegenheit der Cloacina opferte". Soweit braucht man die Zeiterspartnis nicht zu treiben; sicher bleibt aber die Benutzung aller Augenblicke zu Gunsten eines einzigen Zwecks von großer Fruchtbarkeit. Eine Thätigkeit, die sich nicht dem Gesetze fügen kann, nur eine Sache auf einmal zu thun, ist eine unordentliche: ohne Einheitlichkeit flattert sie von einem Gegenstand zum anderen und ist vielleicht schlimmer als der Müßiggang, denn dieser erregt schließlich Ueberdruß, während diese Aufregung infolge ihrer Unfruchtbarkeit hinterher gegen die Arbeit einnimmt. Sie setzt an die Stelle der so starken Freude über eine fortschreitende Arbeit Unbehagen, Zerstreutheit, Widerwillen als Folgen der vielfältigen Aufgaben, mit denen man nicht fertig wird. St. François de Sales sieht in diesen immerwährenden Abwechselungen eine List des Teufels. Man soll, sagt er, nicht mehrere Uebungen auf einmal und ganz gleichzeitig verfolgen, „denn oft verleitet uns der böse Feind, mehrere Aufgaben zu unternehmen und zu beginnen, damit wir von der Ueberlast erdrückt nicht vollenden und alles liegen lassen . . . Bisweilen lockt er uns gar, daß wir eine ausgezeichnete Arbeit unternehmen wollen, die wir, wie er voraussieht, nicht vollführen werden. Damit will er uns ablenken von der Verfolgung eines minder ausgezeichneten Zieles, das wir leicht hätten erreichen können."[1]

Andererseits ist es eine oft von mir gemachte Bemerkung, daß grade die angefangenen und nicht vollendeten

[1] Traité de l'amour de Dieu VIII, 11.

ſtellen, muß eine andere hinzukommen: die, ſtets zu Ende zu arbeiten, und gewiſſenhaft, was man begonnen, zu beenden, damit man nicht darauf zurückzukommen nötig hat. Wenn man niemals nötig hat, eine Arbeit wieder aufzunehmen, wenn man dafür ſorgt, daß alles, was wir thun, endgültig iſt, ſo iſt das eine außerordentliche Zeiterſparnis. So muß der Student gründlich und fleißig leſen, das Geleſene ſchriftlich ausziehen, nötigenfalls die Auszüge, die ihm vorausſichtlich nützlich ſein werden, beſonders abſchreiben und ſofort ſeine Notizen unter der betreffenden Ueberſchrift ſeines Inhaltsverzeichniſſes einreihen, damit er ſie, ſo oft er will, wieder finden kann. So wird er nie mehr nötig haben, noch einmal zu leſen, außer etwa, wenn es ein Hauptwerk iſt. Auf dieſe Weiſe kommt man zwar langſam vorwärts, da man aber keinen Schritt thut, ehe man ſich nicht gehörig den Rücken gedeckt hat, braucht man niemals zurückzuweichen, und man rückt langſamen, aber feſten Schrittes ununterbrochen vor, ja man kommt, wie die Schildkröte der Fabel, vor dem behenderen, aber weniger beſonnenen Haſen an. Unſerer Meinung nach giebt es keine weſentlichere Regel für die Arbeit: Age quod agis; alles nach der Reihe, gründlich, ohne Uebereilung, ohne Aufregung. Der zweite Statthalter de Witt leitete alle Angelegenheiten der Republik und fand doch noch Muße, in Geſellſchaften zu gehen und außer dem Hauſe zu ſpeiſen. Man fragte ihn, wie er Zeit finden könne, um ſo vielfältige Geſchäfte zu erledigen und ſich dann noch zu unterhalten. Er erwiderte: „Nichts iſt leichter; man braucht nur ſtets eine Sache auf einmal zu thun und nichts auf den nächſten Morgen zu verſchieben, was ſich am ſelben Tage thun läßt.“ Lord Cheſterfield

empfahl seinem Sohne, nie Zeit zu verlieren, selbst auf dem W. C. nicht, und führt ihm als Vorbild einen Mann an, der stets einige Seiten einer gewöhnlichen Horazausgabe dorthin mitnahm, „die er dann bei der Gelegenheit der Cloacina opferte". Soweit braucht man die Zeiterspanis nicht zu treiben; sicher bleibt aber die Benutzung aller Augenblicke zu Gunsten eines einzigen Zwecks von großer Fruchtbarkeit. Eine Thätigkeit, die sich nicht dem Gesetze fügen kann, nur eine Sache auf einmal zu thun, ist eine unordentliche: ohne Einheitlichkeit flattert sie von einem Gegenstand zum anderen und ist vielleicht schlimmer als der Müßiggang, denn dieser erregt schließlich Ueberdruß, während diese Aufregung infolge ihrer Unfruchtbarkeit hinterher gegen die Arbeit einnimmt. Sie setzt an die Stelle der so starken Freude über eine fortschreitende Arbeit Unbehagen, Zerstreutheit, Widerwillen als Folgen der vielfältigen Aufgaben, mit denen man nicht fertig wird. St. François de Sales sieht in diesen immerwährenden Abwechselungen eine List des Teufels. Man soll, sagt er, nicht mehrere Uebungen auf einmal und ganz gleichzeitig verfolgen, „denn oft verleitet uns der böse Feind, mehrere Aufgaben zu unternehmen und zu beginnen, damit wir von der Ueberlast erdrückt nicht vollenden und alles liegen lassen . . . Bisweilen lockt er uns gar, daß wir eine ausgezeichnete Arbeit unternehmen wollen, die wir, wie er voraussieht, nicht vollführen werden. Damit will er uns ablenken von der Verfolgung eines minder ausgezeichneten Zieles, das wir leicht hätten erreichen können."[1]

Andererseits ist es eine oft von mir gemachte Bemerkung, daß grade die angefangenen und nicht vollendeten

[1] Traité de l'amour de Dieu VIII, 11.

Sachen zum meisten Zeitverlust führen. Sie hinterlassen ein ähnliches Unbehagen wie die lange und vergebliche Bemühung, eine mathematische Aufgabe zu lösen: man empfindet eine Unzufriedenheit. Der Gegenstand der von uns aufgegebenen Arbeit rächt sich wegen unserer Mißachtung dadurch, daß er unseren Geist einnimmt und uns bei unseren anderen Arbeiten stört: das liegt daran, daß die erregte Aufmerksamkeit nicht ihre berechtigte Befriedigung erhalten hat. Dagegen hinterläßt die ehrlich erfüllte Arbeit dem Geiste ein Gefühl der Zufriedenheit und gewissermaßen eine befriedigte Eßlust: der Gedanke ist nunmehr um eine Sorge erleichtert und ist frei, sich neuen Beschäftigungen hinzugeben.

Was für eine unterbrochene Arbeit gilt, gilt auch für eine Arbeit, die man thun soll, aber nicht thut. Man hat zum Beispiel den ganz klaren Eindruck, daß man einen Brief schreiben muß; schreibt ihn aber nicht. Tage gehen darüber hin: man behält den Gedanken wie einen Gewissensbiß, der immer bitterer wird. Man schreibt immer noch nicht. Da wird dann der Druck so lästig, daß man sich endlich zu der Arbeit entschließt. Es ist aber vorbei: sie bringt zu dieser späten Stunde nicht mehr die Freude, die sonst jede vollendete Aufgabe mit sich führt.

Thun wir also jede Sache in dem Augenblick, wo wir sie thun sollen, und thun wir alles gründlich.

3.

Sobald bei einem jungen Manne diese wichtige und folgenreiche Gewohnheit, sich schnell zu entschließen, ohne fieberhafte Erregung, geradezu, einfach und offen zu han-

deln, erst befestigt ist, so giebt es kein noch so hohes geistiges Geschick, nach dem er nicht streben könnte. Hat er einige neue Ideen, oder sieht er alte Fragen in einer neuen Weise an, so trägt er diese Idee nun acht bis zehn Jahre emsiger Arbeit hindurch in seinen Gedanken. Sie ziehen Hunderte von Bildern, Vergleichen und für alle anderen verborgenen Aehnlichkeiten an sich; sie gliedern und ordnen diese Stoffe, verarbeiten sie und werden so kräftiger und größer. Und wie aus dem Samen der Eiche mächtige Bäume hervorgehen, so werden aus diesen von jahrelanger Aufmerksamkeit befruchteten Ideen kräftige Bücher hervorgehen, die für die ehrlichen Leute in ihrem Kampfe gegen das Uebel das sein werden, was für die Soldaten die zum Angriff blasenden Trompeten sind. Ja vielleicht werden sich diese Gedanken in einem ganz einheitlichen, ganz von ehrlicher, edelmütiger Thätigkeit erfüllten Leben verkörpern, verwirklichen.

Und wir dürfen es uns nicht verhehlen: wenn wir das große Glück gehabt haben, das Geistesleben erreichen zu können, so ist der uns durch die Bildung verliehene Adel ebenso tödlich verhaßt, wie der Geldadel, wenn wir unsere geistige Ueberlegenheit nicht durch die Ueberlegenheit unseres sittlichen Lebens verzeihlich machen. Sie alle, die Sie beim Verlassen der höheren Lehranstalt Studenten der Rechte, der Philosophie, der Medizin geworden sind, Sie haben die Pflicht, die thätigsten, die beharrlichsten Wohlthäter derer zu sein, die ihren Lebensunterhalt schwer verdienen müssen und keinen Blick über die gegenwärtige Stunde hinaus werfen können. Die Studenten werden notwendigerweise in allen Ländern die leitende Klasse sein, sogar in den Ländern

des allgemeinen Stimmrechts. Denn die Menge ist unfähig, sich selbst zu leiten; sie wird sich hierin stets auf die Erleuchtung derer verlassen, welche ihren Geist durch jahrelange selbstlose Bildung geschmeidig und stark gemacht haben. Diese Lage erzeugt für alle jungen Leute, welche die Wohlthat höherer Bildung erhalten haben, sehr klare Pflichten: denn es ist unzweifelhaft, daß man, um andere zu leiten, erst verstehen muß, sich selbst zu leiten. Um anderen Mäßigung, Selbstlosigkeit, Hingebung zu predigen, muß man selbst ein Vorbild sein und freudig ein Leben der Arbeit und kräftiger Thätigkeit in Wort und That auf sich zu nehmen verstehen.

Ach, wenn in jedem Jahre ein halbes Dutzend Studenten heimkehrten in ihr Dorf, ihr Städtchen als Aerzte, Anwälte, Lehrer, fest entschlossen, keine Gelegenheit, zu Gunsten des Guten zu reden und zu handeln, vorübergehen zu lassen, — entschlossen, jedem Manne, so bescheiden seine Lage auch ist, die größte Achtung zu bezeugen, nie eine Ungerechtigkeit ohne thätigen und beharrlichen Einspruch geschehen zu lassen, in die sozialen Beziehungen mehr Güte, mehr wahre Gerechtigkeit, mehr Duldung einzuführen: so würde sich in zwanzig Jahren zum Glück des Vaterlandes, jedes Vaterlandes, eine neue Aristokratie aufbauen, die unbedingt geachtet und allmächtig wäre für das allgemeine Wohl. Jeder junge Mann, der die Universität verläßt und in der Laufbahn des Anwalts, des Arztes u. s. w. nur das Geld sieht, das dieselbe ihm einbringen kann, und nur daran denkt, sich in thörichter und gemeiner Weise zu vergnügen, ist nur ein elender Wicht, und über diesen Punkt täuscht sich die öffentliche Meinung zum Glück immer weniger.

Aber, so wird man uns entgegenhalten, die fortwährende Arbeit, die beständige Beschäftigung mit einer Idee, diese stets rege Thätigkeit muß doch der Gesundheit sehr schädlich sein? Dieser Einwurf rührt von der falschen Vorstellung her, die man sich von der geistigen Arbeit macht. Beständigkeit ist hier wirklich nur im menschlichen Sinne genommen. Natürlich unterbricht der Schlaf die Arbeit und bringt Ruhe mit sich: ebenso natürlich lenkt, wie wir oben bereits sagten, die meiste wache Zeit über dieses oder jenes von geistigen Beschäftigungen ab. Arbeiten heißt nur unseren Geist zu zwingen, einzig an den Gegenstand unseres Studiums zu denken die ganze Zeit über, wo wir nichts anderes zu thun haben. Andererseits darf dieses Wort nicht das Bild eines Studenten hervorrufen, der mit der Brust über den Tisch gebeugt dasitzt: man kann beim Spazierengehen lesen, nachsinnen, aufbauen; es ist die beste, die am wenigsten ermüdende und zu den reichsten Entdeckungen führende Methode. Das Spazierengehen erleichtert ganz merkwürdig die Verarbeitung und Verwertung der geistigen Stoffe.

In der That kann man ein geistiger Arbeiter sein, ohne daß damit gesagt wird, daß man selbstverständlich unbesonnen ist. Heutzutage besonders, wo wir die Beziehungen von Leib und Seele gut genug kennen, verdienten wir, das Gespött der Dummköpfe zu werden, wenn wir es nicht verständen, unsere Gesundheit zu schonen. Um so mehr als die Erwerbung der Stoffe der minderwerte Teil

der Arbeit ist: ihre Auswahl und ihre Gliederung haben eine ganz andere Wichtigkeit. Ein Gelehrter ist keineswegs derjenige, der am meisten Einzelheiten weiß, sondern derjenige, der einen stets thätigen, stets arbeitenden Geist besitzt. Man darf nicht Wissenschaft und Gelehrsamkeit verwechseln. Gelehrsamkeit ist nur zu oft Geisteträgheit. Ein gutes Gedächtnis genügt nicht, um zu schaffen: der Geist muß die Stoffe beherrschen, sie dürfen ihn nicht erdrücken.

Sicher gehört es durchaus zum guten Ton zu thun, als sei man von zu vielem Arbeiten krank; es sieht auch ganz aus, als gereiche es unserem Willen zur Ehre. Doch wird man wohl zugeben, daß es nötig wäre nachzuweisen, daß die Arbeit allein an unserer Erschöpfung schuld ist. Der Beweis ist unmöglich zu führen. Man müßte imstande sein, alle anderen Ursachen der Erschöpfung in Rechnung zu stellen: ein wahnsinniges Unternehmen. Und sagen wir es geradezu: nie weiß man, ob das, was man der Arbeit zuschreibt, nicht zum Beispiel von der Sinnlichkeit herrührt. Ich glaube nicht, daß man auf dem Gymnasium oder später auf der Universität junge Leute zu sehen bekommt, die wirklich „überarbeitete Weise" sind: die einzige Ueberarbeitung rührt in diesem Alter leider von lasterhaften Gewohnheiten her.

Wenn wir diese beklagenswerte Auswucherung durch die Sinnlichkeit in Anrechnung bringen, und dann trotzdem eine Ueberarbeitung übrig bleibt, so rührt sie von Enttäuschungen, von Neid, Eifersucht und besonders von einer krankhaften, überreizten Eigenliebe her, die auf einer falschen Ansicht von unserer Stellung in der Welt und einer übertriebenen Schätzung unserer Persönlichkeit beruht. Wenn wir kräftig genug sind, diese nagenden Gefühle aus unserem

Bewußtsein zu verscheuchen, wird dadurch allein schon eine große Ursache der Ermattung ausgemerzt.

Es will uns scheinen, daß die wohl geordnete geistige Arbeit, welche vor der Gesundheit, das heißt vor dem Leben, das heißt wiederum vor der Zeit, die ja allein uns die höchsten Entwicklungen des Gedankens gestatten kann, Achtung hat, — daß die sich von den Einflüsterungen der Sinnlichkeit frei haltende Arbeit, die freudige, zuversichtliche Arbeit ohne Eifersucht, ohne verletzte Eitelkeit ungemein geeignet ist, die Gesundheit zu kräftigen. Wenn man der Aufmerksamkeit schöne und fruchtbare Ideen liefert, arbeitet der Gedanke sie aus und ordnet sie dem Ganzen ein; wenn man es dem Zufall der Eindrücke überläßt, die Stoffe zu liefern, so ist die Ermüdung deutlich dieselbe, als wenn der Wille ihre Wahl leitet. Selten aber unterläßt es der Zufall, dieser Feind unserer Ruhe, einen Schwarm von Widerwärtigkeiten mitzubringen. In der That lebt der Mensch in Gesellschaft, und er bedarf der Achtung, ja des Lobes der anderen. Da die anderen selten eine so gute Meinung von uns haben wie wir selbst, da es ferner einer großen Zahl unserer Mitmenschen an Feingefühl und oft sogar an Nächstenliebe fehlt, so geschieht es ganz gewöhnlich, daß in allen Lagen das gesellschaftliche Leben überreich an kleinen Kränkungen ist. Das ist für den Fleißigen eine Ermutigung mehr, wenn er sieht, wie die Faulen ihre Faulheit schwer büßen, da in ihrem leeren Geiste eine Menge Unkraut, wie auf einem unbebauten Felde, wächst. Sie bringen ihre Zeit damit hin, unbedeutende Ideen, unbedeutende Kränkungen, unbedeutende Eifersüchteleien und Ehrgeizbestrebungen wiederzukauen.

Nichts ist für das Glück so wichtig, als Sorgen gegen Beschäftigungen umzutauschen. Glück heißt Gesundheit. Es ist nur zu wahr, daß die Arbeit das Grundgesetz der Menschheit ist, und wer sich irgend von diesem Gesetze frei macht, verzichtet zugleich auf alle höheren und dauernden Freuden!

Bemerken wir noch, daß jede zersplitterte Arbeit, jede Arbeit ohne Methode ermüdet, sowie daß man oft auf die Arbeit selbst schiebt, was an einer bedauerlichen Leitung derselben liegt. Was ermüdet, ist die Vielfältigkeit der Beschäftigungen, von denen keine die freudige Ruhe beendigter Aufgaben mit sich bringt. Der nach verschiedenen Seiten gezogene Geist behält bei jeder Arbeit gewissermaßen eine dumpfe Unruhe. Die in skizzierten Zustand gelassenen Arbeiten erzeugen ein immer wiederkehrendes höchst peinliches Gefühl. Michelet sagte de Goncourt, daß er Ende seiner Zwanziger an entsetzlichem halbseitigen Kopfschmerz zu leiden hatte, der davon herrührte, daß er so vielerlei that: er beschloß, nun keine Bücher mehr zu lesen, sondern welche zu schreiben: „Von diesem Tage an wußte ich, sobald ich aufstand, sehr genau, was ich zu thun hatte, und da mein Denken nur noch auf einen einzigen Gegenstand gerichtet war, so war ich geheilt."[1] Nichts ist wahrer: wer mehrere Werke nebeneinander führen will, der verfällt sicher der Ermüdung. Age quod agis: Was wir thun, wollen wir gründlich thun. Es ist nicht nur das Mittel, schnell vorwärts zu kommen, wie wir gesehen haben, sondern auch das sicherste Mittel, Ermattung zu vermeiden und die reichlichen Freuden durchgeführter Arbeiten zu ernten.

---

[1] Journal des Goncourt, 12. März 1864.

5.

Fassen wir kurz zusammen: wenn das Nachsinnen in der Seele mächtige Bewegungen erregt, so vermag sie nicht dieselben in Gestalt von Gewohnheiten zu kapitalisieren. Ohne Schaffung ausgezeichneter fester Gewohnheiten ist die Erziehung des Willens nun aber unmöglich: ohne solche müßten wir unsere Anstrengungen immer wieder von vorn anfangen. Sie allein gestatten, unsere Eroberungen festzuhalten und weiter vorzurücken. Diese Gewohnheiten kann nun aber, wie wir wissen, das Handeln allein schaffen.

Unter Handeln müssen wir verstehen, mutig eine jede der kleinen Handlungen zu vollführen, welche die Verfolgung eines Zieles umfassen. Das Handeln festigt das Denken, bindet uns öffentlich an eine Partei; es erzeugt innige Freude.

Leider wird die schon so kurze Zeit der Thätigkeit durch den Mangel an Methode seitens des Studenten bei seiner Arbeit noch mehr gekürzt. Trotzdem gilt, wie wir bereits gesagt haben: „Wenig genügt jedem Tage, wenn jeder Tag dieses Wenig bringt." Beharrlich und unausgesetzt erneuerte Anstrengungen führen zu wunderbaren Ergebnissen: die Gewohnheit ununterbrochener Thätigkeit muß der Student also erlangen. Um zum Ziele zu gelangen, muß er an jedem Abende die Aufgabe des folgenden Tages festsetzen, alle seine guten Regungen benutzen, jede begonnene Arbeit zum Abschluß bringen, stets nur eine Sache auf einmal thun und kein Teilchen seiner Zeit ver-

zetteln. Solche Gewohnheiten werden ihm dann gestatten, die höchsten Geschicke zu erhoffen, und ihn in den Stand setzen, der Gesellschaft die Erkenntlichkeitsschuld abzuzahlen, zu deren Anerkennung ihn die von ihr empfangenen Wohlthaten verpflichten.

Die so aufgefaßte Arbeit kann niemals überanstrengen: die der Arbeit zugeschriebene Ermüdung rührt wirklich fast immer von sinnlichen Ausschweifungen, von Beunruhigungen, von selbstsüchtigen Regungen, von schlechter Methode her: die richtig aufgefaßte Arbeit, die Gewohnheit erhabener, edler Gedanken kann die Gesundheit nur kräftigen, wenn die Physiologie recht hat zu behaupten, daß Ruhe, Seelenfrieden, Glück ausgezeichnete Grundbedingungen sind.

Viertes Kapitel.

Die körperliche Gesundheitspflege vom Gesichtspunkte der Erziehung des Willens bei dem Studenten.

1.

Bisher haben wir die psychologische Seite des Gegenstandes untersucht. Es bleiben uns noch die physiologischen Bedingungen der Selbstbemeisterung zu prüfen. Der Wille

und seine höchste Form, die Aufmerksamkeit, sind vom Nervensystem unzertrennlich. Wenn die Nervenzentren schnell erschöpft werden, oder wenn sie einmal erschöpft sind und ihre Kraft nur mit äußerster Langsamkeit wiederfinden, so ist keine Anstrengung, keine Ausdauer möglich. Körperliche Schwächung ist von schwachem Willen, von kurzer, schwächlicher Aufmerksamkeit begleitet. Und wenn man bemerkt, daß bei allen Arten von Thätigkeit der Erfolg mehr von der unermüdlichen inneren Kraft als von jeder anderen Ursache abhängt, so wird man leicht glauben, daß die erste Bedingung jedes Erfolges bei der Eroberung seiner selbst die ist, wie man zu sagen pflegt, „ein guter Kerl" zu sein. Fast immer besteht sittliche Begeisterung mit jenen Augenblicken zugleich, wo der Körper, vor Glück strahlend, wie ein wohl gestimmtes Instrument seine Stimme ohne falsche Töne spielt, und ohne das innere Bewußtsein auf sich zu ziehen. In diesen Augenblicken voller Kraft ist der Wille in uns allmächtig, und die Aufmerksamkeit kann sehr stark angespannt werden. Sind wir dagegen schwach, entkräftet, so fühlen wir als schwerlastend die Ketten, die unseren Geist an den Körper fesseln, und die Mißerfolge des Willensvermögens haben oft Mißstimmungen physiologischer Art zur Ursache. Ferner erwäge man, daß die natürliche Belohnung jeder Arbeit, welche die Kräfte anstrengt, ohne sie zu erschöpfen, ein Gefühl des Wohlbehagens ist, ein freudiges ziemlich lange andauerndes Gefühl. Tritt schon bei Beginn der Arbeit Erschöpfung ein, so erscheint jenes angenehme Gefühl wachsender Kraft nicht; an seiner Stelle vielmehr eine peinigende Empfindung der Ermüdung, des Widerwillens: für diese so Entkräfteten entbehrt die Arbeit jene durchdringende Freude, die

sonst ihr Lohn ist; sie ist nur noch eine schwere Aufgabe, eine Mühe, ein Schmerz.

Ja, alle Psychologen stimmen überein hinsichtlich der Wichtigkeit der physiologischen Bedingungen des Gedächtnisses. Sobald ein thätiger Umlauf ein wohlgenährtes, sehr reines Blut in das Hirn treibt, prägen sich die Erinnerungen, mithin auch die Gewohnheiten schleunigst und auf lange Zeit ein.

Die Gesundheit ist als Vorbedingung einer verlängerten und kräftigen Willensäußerung dem Gedächtnis ungemein günstig; sie beschränkt sich jedoch nicht darauf, die Arbeit durch die darauf folgende Freude zu belohnen, sie hat außerdem auf das Glück einen äußerst großen Einfluß. Sie ist, wie man richtig gesagt hat, die Ziffer, die vor die Nullen des Lebens tretend diesem den Wert verleiht. Das Bild ist glücklich, und Voltaire sagte es von Harlay, der eine reizende Frau und alle Glücksgüter hatte: „Er hat nichts, wenn er nicht verdaut."

Leider kann die schlecht verstandene geistige Arbeit sehr schädlich sein. Sie zwingt zur Unbeweglichkeit des Körpers, zur Häuslichkeit, zur Abgeschlossenheit in schlecht eingerichteten Zimmern; sie zwingt zur sitzenden Lebensweise. Diese schweren Mißstände, zu denen noch eine schlechte Ernährungsweise kommt, entkräften den Magen nur zu bald: die Verdauung wird mühsam, und da der Magen in ein enges Netz von Nerven eingeschlossen ist, ist die Rückwirkung der Störungen dieses Organs auf das Nervensystem beträchtlich. Nach der Mahlzeit steigt einem dann das Blut leicht zu Kopfe; die Füße werden kalt: man empfindet eine Schwerfälligkeit, eine Schläfrigkeit, die bald einer Reizbarkeit Platz macht, die merkwürdig gegen die

Freudigkeit der Bauern und Handwerker nach ihrem Frühstück absticht. Der Nervenzustand verschlimmert sich allmählich, und viele geistige Arbeiter kommen soweit, daß sie ihre Eindrücke nicht mehr bemeistern können: das Herz pocht ihnen bei der geringsten Widerwärtigkeit, der Magen zieht sich zusammen. Das ist der erste Grad der Nervosität, denn die Nervosität geht fast immer von einem mangelhaften Zustande der Ernährung aus. Das Hirn ist nicht mehr der große Regulator, und anstatt der ruhigen kräftigen Rhythmen des gesunden Lebens hat man die Reizbarkeit und die Unruhe des kranken Lebens.

Indessen verleiht uns die Zeit dieselbe Allmacht, wie zum Werke unserer Selbstbemeisterung, so auch zur Aenderung unserer Gemütsart und zur Kräftigung unserer Gesundheit. An einer berühmten Stelle vergleicht uns Huxley mit Schachspielern: wir haben als Mitspieler einen geduldigen, aber mitleidslosen Gegner, der uns nicht den geringsten Fehler verzeiht, der den guten Spieler aber mit überreichlicher Großmut lohnt. Dieser Gegner ist die Natur; um so schlimmer für den, der die Regeln des Spieles nicht kennt. Wenn man aber diese Regeln — die von den Gelehrten entdeckten Gesetze — studiert, und besonders wenn man sie anwendet, so gewinnt man sicher den Einsatz — die Gesundheit. Mit dieser Eroberung der Gesundheit verhält es sich aber wie mit der Eroberung unserer Freiheit: sie ist nicht das Ergebnis eines Fiat, sondern einer Menge kleiner Handlungen, die man Hunderte von Malen monatlich vollführt, oder zu vollführen sich weigert. Wir müssen unsere Aufmerksamkeit auf viele Punkte richten und jeder Einzelheit ihren Wert zuweisen. Wir müssen wachen über die Hitze, die Kälte, die Feuchtig-

sonst ihr Lohn ist; sie ist nur noch eine schwere Aufgabe, eine Mühe, ein Schmerz.

Ja, alle Psychologen stimmen überein hinsichtlich der Wichtigkeit der physiologischen Bedingungen des Gedächtnisses. Sobald ein thätiger Umlauf ein wohlgenährtes, sehr reines Blut in das Hirn treibt, prägen sich die Erinnerungen, mithin auch die Gewohnheiten schleunigst und auf lange Zeit ein.

Die Gesundheit ist als Vorbedingung einer verlängerten und kräftigen Willensäußerung dem Gedächtnis ungemein günstig; sie beschränkt sich jedoch nicht darauf, die Arbeit durch die darauf folgende Freude zu belohnen, sie hat außerdem auf das Glück einen äußerst großen Einfluß. Sie ist, wie man richtig gesagt hat, die Ziffer, die vor die Nullen des Lebens tretend diesem den Wert verleiht. Das Bild ist glücklich, und Voltaire sagte es von Harlay, der eine reizende Frau und alle Glücksgüter hatte: „Er hat nichts, wenn er nicht verdaut."

Leider kann die schlecht verstandene geistige Arbeit sehr schädlich sein. Sie zwingt zur Unbeweglichkeit des Körpers, zur Häuslichkeit, zur Abgeschlossenheit in schlecht eingerichteten Zimmern; sie zwingt zur sitzenden Lebensweise. Diese schweren Mißstände, zu denen noch eine schlechte Ernährungsweise kommt, entkräften den Magen nur zu bald: die Verdauung wird mühsam, und da der Magen in ein enges Netz von Nerven eingeschlossen ist, ist die Rückwirkung der Störungen dieses Organs auf das Nervensystem beträchtlich. Nach der Mahlzeit steigt einem dann das Blut leicht zu Kopfe; die Füße werden kalt: man empfindet eine Schwerfälligkeit, eine Schläfrigkeit, die bald einer Reizbarkeit Platz macht, die merkwürdig gegen die

Freudigkeit der Bauern und Handwerker nach ihrem Frühstück absticht. Der Nervenzustand verschlimmert sich allmählich, und viele geistige Arbeiter kommen soweit, daß sie ihre Eindrücke nicht mehr bemeistern können: das Herz pocht ihnen bei der geringsten Widerwärtigkeit, der Magen zieht sich zusammen. Das ist der erste Grad der Nervosität, denn die Nervosität geht fast immer von einem mangelhaften Zustande der Ernährung aus. Das Hirn ist nicht mehr der große Regulator, und anstatt der ruhigen kräftigen Rhythmen des gesunden Lebens hat man die Reizbarkeit und die Unruhe des kranken Lebens.

Indessen verleiht uns die Zeit dieselbe Allmacht, wie zum Werke unserer Selbstbemeisterung, so auch zur Aenderung unserer Gemütsart und zur Kräftigung unserer Gesundheit. An einer berühmten Stelle vergleicht uns Huxley mit Schachspielern: wir haben als Mitspieler einen geduldigen, aber mitleidslosen Gegner, der uns nicht den geringsten Fehler verzeiht, der den guten Spieler aber mit überreichlicher Großmut lohnt. Dieser Gegner ist die Natur; um so schlimmer für den, der die Regeln des Spieles nicht kennt. Wenn man aber diese Regeln — die von den Gelehrten entdeckten Gesetze — studiert, und besonders wenn man sie anwendet, so gewinnt man sicher den Einsatz — die Gesundheit. Mit dieser Eroberung der Gesundheit verhält es sich aber wie mit der Eroberung unserer Freiheit: sie ist nicht das Ergebnis eines Fiat, sondern einer Menge kleiner Handlungen, die man Hunderte von Malen monatlich vollführt, oder zu vollführen sich weigert. Wir müssen unsere Aufmerksamkeit auf viele Punkte richten und jeder Einzelheit ihren Wert zuweisen. Wir müssen wachen über die Hitze, die Kälte, die Feuchtig-

keit; wir müssen über die Reinheit der Luft wachen, über die Beleuchtung, die Mahlzeiten, müssen genügende Bewegungen machen u. s. w.

Solche Sorgen, so ruft man aus, machen ja das Leben lächerlich und bringen uns um alle Zeit! Ein reiner Trugschluß. Diese Sorgen sind Sache der Gewohnheit. Es bedarf nicht längerer Zeit, nach Gesundheitsregeln zu essen, als unverständig zu essen. Man braucht nicht mehr Zeit zum Spazierengehen als faul im Lehnstuhl sitzen zu bleiben und schlecht zu verdauen, oder im Café die Zeitungen zu lesen. Es ist doch nicht ein der Rede werter Zeitverlust, von Zeit zu Zeit die Luft seines Arbeitszimmers zu erneuern. Es genügt, ein für allemal die in unserer Lebensweise vorzunehmenden Aenderungen festzusetzen. Der einzige Beweggrund, den man haben kann, nicht vernünftig zu handeln, ist die Faulheit: geistige Faulheit im Voraussehen, leibliche Faulheit im Ausführen.

Noch einmal: die Belohnung wird die Gesundheit sein, d. h. die Vorbedingung alles übrigen, des Erfolges, wie des Glückes.

Die Verrichtungen, auf die wir am meisten Aufmerksamkeit richten müssen, sind die der Ernährung. Die wesentliche Frage ist hier die Art und Zahl der einzuführenden Nährstoffe. Bis zu den Arbeiten Berthelots war die Ernährungsfrage Sache der Erfahrung geblieben. Heutzutage stellt sich das Problem in ziemlich klarer Weise. Thatsächlich weiß man, daß kein Fettstoff und kein Kohlenhydrat das Eiweiß bei dem Wiederaufbau der Gewebe ersetzen kann. Das Eiweiß ist also zur Ernährung notwendig. Andererseits aber, wenn man, anstatt eine genügende Menge von Eiweiß zu geben, die Gabe über-

treibt, so ist der erzielte Erfolg äußerst merkwürdig. Diese übertriebene Gabe ruft eine Eiweißausscheidung auf Kosten unserer Organe hervor, die weit größer ist als die eingeführte Eiweißmenge.[1] Es genügt, täglich eine Menge stickstoffhaltiger Nahrungsmittel von etwa 75 gr einzuführen. Alles, was über dieses Gewicht hinaus aufgenommen wird, wird nicht nur nicht verarbeitet, sondern ruft schließlich eine Eiweißausscheidung aus den Muskeln hervor. Das ist also ein erster Punkt: der Student ißt im Speisehaus zwei oder dreimal soviel Fleisch, als ihm gut ist.

Außerdem vollzieht sich die Eiweißausscheidung, gleichviel welche Menge Eiweiß eingeführt wird, sobald wir nicht zugleich Fettstoffe oder Kohlenhydrate zu uns nehmen; sie hört im entgegengesetzten Falle auf. Daher hat man diesen Nahrungsmitteln, wenn sie zu den 75 gr Eiweiß treten, den Namen „Stickstoff-Schutzration" gegeben.

Ferner ruft die Arbeit, wie man weiß, besonders die Zersetzung des Fettes oder des Stärkemehls hervor. Außerdem weiß man, daß der Mensch täglich 2800, ja bis 3400 Calorien verausgaben muß, wenn die Arbeit eine starke ist.[2] Nehmen wir nun als Durchschnitt 3000 Calorien, so bleiben für den geistigen Arbeiter, da 75 gr Eiweiß 307 Calorien geben, ungefähr 2700 Calorien zu finden. Da kaum mehr als 200 bis 250 gr Fett ($225 \times 9{,}3 = 2092$ Calorien) verarbeitet werden, bleiben uns ungefähr 600 Calorien von Kohlenhydraten zu verlangen (etwa 150 gr). Um seine tägliche Ernährung zusammenzustellen,

[1] Vgl. G. Sée, Formulaire alimentaire. Bataille et Cie, 1893.

[2] 1 gr Eiweiß giebt 4,1 Calorien, 1 gr Fett 9,3, 1 gr Kohlenhydrat 4,1.

braucht man nun bloß in den Fachschriften den Eiweißgehalt der einzelnen Nahrungsmittel nachzuschlagen.

Der Schluß, der sich uns nach dieser Erfahrung aufdrängt, ist, daß wir zu viel, besonders zu viel Fleisch essen. Wir laden dem Magen und den Eingeweiden eine unsinnige Arbeit auf. Bei den meisten Menschen der wohlhabenden Klassen wird der größere Teil der durch die Verdauungsarbeit erworbenen Kräfte wieder für die Verdauung aufgebraucht. Man glaube nicht, daß wir übertreiben. Während der Verdauungsthätigkeit würden wir in der That die Wände des Magens und der Eingeweide verdauen, wenn ihre Oberfläche nicht das Gewebe unaufhörlich erneute, das dieselben schützt und das sich ungemein schnell wieder bildet, ganz wie die Verdauungssäfte dasselbe angreifen. Diese Arbeit allein schon ist ungeheuer. Die Eingeweide sind sieben bis acht Mal so lang als der Körper, bei 30 Centimeter Breite, sobald man sie ausbreitet. Die in Arbeit befindliche Oberfläche der Eingeweide und des Magens beträgt mindestens 5 Quadratmeter. Zu der beträchtlichen Arbeit, welche die unaufhörliche Erneuerung der eine solche Fläche überziehenden Zotten mehrere Stunden lang täglich verursacht, kommt noch die zum Kauen verwendete Kraft, dann die Kräfte, welche aufgebraucht werden durch die kreisförmigen Bewegungen des Magens, durch die Bildung einer beträchtlichen Menge von Speichel, durch die Erzeugung der Verdauungssäfte des Magens, der Bauchspeicheldrüse, der Gallenblase, — und man wird die wunderbar große Verbrauchung von Kräften ermessen, die die Verdauungsthätigkeit notwendig macht...

Ist es nicht klar, daß die Menschen, welche zu viel essen, reine Tiere sind, die auf die wenig ehrenvolle

Rolle angewieſen ſind, Diener ihres Verdauungskanals? Hierzu kommt, daß die meiſten es bei der Menge der zu vertilgenden Gerichte langweilig finden, die Nahrungsmittel gehörig zu kauen, und erſchweren hierdurch wiederum die Verdauungsarbeit und verlängern ſie, da die Verdauungsſäfte zu wenig verkleinerte Maſſen nur langſam durchdringen können.

Wie nützlich würde ein kleines Heft ſein, das für jedes Nahrungsmittel den Gehalt an Eiweiß, Fett, Kohlenhydraten angäbe! Alle Fachſchriften geben den Gehalt an Stickſtoff, wir wiſſen heute aber, daß viele Stickſtoffverbindungen eigentlich keine wirklichen erneuernden Nahrungsmittel ſind. Mit einer ſolchen Tabelle könnte der Student ungefähr ſeine Speiſekarte mit dem doppelten Erfolge zuſammenſtellen: er würde ſich ordentlich ernähren und ſeinen Verdauungswerkzeugen eine übermäßige Arbeit auf Koſten der geiſtigen Arbeit erſparen. Die Frage der Zahl und der Stunde der Mahlzeiten erſcheint als eine ganz kleinliche Frage neben der hauptſächlichen Wichtigkeit der Zuſammenſtellung der Nahrungsmittel. Nicht als möchte ich den Studenten alle ſeine Gerichte wägen ſehen, wie Cornaro einſt that; nach einigen Wägungen würde er ungefähr ermeſſen, was er eſſen ſoll, und wenigſtens würde er die ungeheuere Verſchwendung von Kräften vermeiden, welcher der junge Mann verfällt, der Speiſehäuſer beſucht und mitten im Lärm der Unterhaltungen, der Erörterungen bis zur Ueberſättigung ißt.[1]

[1] Ich darf dieſen Gegenſtand nicht verlaſſen, ohne vom Genuß des Kaffees zu ſprechen. Man ſoll ihn nicht gänzlich verbieten. In zu großer Menge genoſſen und mit dem Filter, der ihn ganz auslaugt, hergeſtellt, entnervt er. In arabiſcher

Die Pflege der Atmung ist einfacher. Freilich scheint das Atmen reiner Luft kaum ein Bedürfnis. Wie oft habe ich junge Leute gesehen, die lieber eine verdorbene, ekele Luft atmeten, als daß sie mit reiner Luft etwas Kälte einließen. Die Hygiene der Erziehungsanstalten und der Wohnungen ist in dieser Beziehung in einem Urzustande zurückgeblieben. Trotzdem steht es fest, daß verdorbene Luft unruhig, mürrisch, unzufrieden macht. Wenn der Organismus nicht den gesunden Sporn hat, den ihm die reine Luft giebt, so ist er geneigt, nach unnatürlichen Anreizungen zu suchen. Der Student ist keineswegs in seinem Zimmer sklavisch gebunden, eine bereits einmal geatmete Luft „wiederzukauen": er kann oft lüften, er kann, was besser ist, in freier Luft arbeiten. Außerdem kann er in seinem Zimmer auf und ab gehen und laut sprechen. Bekanntlich haben die Taubstummen, da sie sich nicht im Sprechen üben, sehr schwache Lungen und sind kaum imstande eine Kerze auszublasen, wenn sie einige Centimeter von ihrem Munde entfernt steht: das Sprechen ist eine kräftige Uebung der Lunge.

Auch muß ich betonen, daß die gebeugte Haltung des Schreibenden oder Lesenden ein sehr starkes Hindernis für die Atmungsbewegungen ist, ein Hindernis, das auf die Dauer dem Arbeitenden sehr schädlich werden kann: um

Weise als Aufguß in kleinen Tassen hergestellt, ist er weniger erregend und liefert eine der Verdauungsarbeit nützliche Unterstützung. Sogar außerhalb der Mahlzeiten kann eine kleine Menge, zum Beispiel morgens, jene Gedankenschwerfälligkeit vertreiben, über die so viele klagen, und eine lebhafte geistige Erregung hervorrufen. Falls man ihn nicht mißbraucht, und andererseits jene Erregung alsbald benutzt, um sich an die Arbeit zu machen, liegt in seinem Genuß keine Unzuträglichkeit.

gegen diese Ursache der Schwächung anzukämpfen, muß man sich gewöhnen, den Oberkörper recht grade zu halten, um die Brust frei zu erhalten und die Ungezwungenheit der Atmungsbewegungen zu sichern.

Diese Vorsichtsmaßregeln sind jedoch unzureichend, und es ist unerläßlich, mit der Arbeit häufig innezuhalten, aufzustehen und die Lagrangeschen Atmungsbewegungen vorzunehmen. Sie bestehen in tiefen Einatmungen, die man künstlich vollzieht, indem man nachahmt, was wir morgens unwillkürlich thun, indem wir uns recken. Man erhebt die beiden Arme ganz langsam und spreizt sie aus, indem man so tief wie möglich atmet; dann läßt man sie herunter, indem man die eingeatmete Luft wieder ausstößt. Es ist auch gut, wenn man die Arme erhebt, sich langsam auf die Zehenspitzen zu stellen, als wolle man sich größer machen: diese Maßregel führt zur Wiederaufrichtung der Rückgratskrümmungen, die den Rippen gestattet, von unten nach oben einen merklich größeren Kreisabschnitt zu beschreiben, als das gewöhnlich geschieht. Außer daß diese Uebung die Verknöcherung der Rippeneinlenkungen verhindert, „glättet" sie eine große Zahl zerknitterter Lungenbläschen, zu denen der Sauerstoff nicht drang. Die Oberfläche für den Austausch zwischen Blut und Luft nimmt so zu: was die von Marey beobachtete Erscheinung erklärt, daß der Rhythmus der Atmung nach solchen verlängerten Uebungen selbst in der Ruhe noch verändert bleibt. Beachten wir, daß der Gebrauch der Hanteln hier nicht angezeigt erscheint, da keine Anstrengung ohne Anhalten der Atmung möglich ist.

Diese Vorsichtsmaßregeln, bei denen man sich sehr wohl befindet, sind indessen nur Linderungsmittel, Notbe-

helfe, die in keinem Falle uns die eigentliche Bewegung erlassen können.

Die körperliche Bewegung schafft natürlich an sich nichts. Sie wirkt mittelbar, indem sie die Gesamtheit der Ernährungsvorrichtungen verbessert.

In seinem Zimmer kann man, wie wir soeben gesehen haben, den Atmungsraum durch Uebungen vergrößern, zu denen man von Zeit zu Zeit die Zuflucht nimmt. Man kann aber nicht dafür sorgen, daß das Blut schneller umläuft und mithin häufiger in die Lungen gelangt. Atmung und Blutumlauf sind gewissermaßen dieselbe Verrichtung von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus. Alles, was die eine beschleunigt, wirkt auf die andere ein. Schon Lavoisier lenkte (1789) in einer Mitteilung an die Akademie der Wissenschaft die Aufmerksamkeit auf die Thatsache, daß ein Mensch nüchtern nach einer Muskelarbeit nahezu dreimal so viel Sauerstoff verarbeitet, als in der Ruhe. Demzufolge ist die erste Wirkung der körperlichen Bewegung, in den Organismus eine beträchtliche Menge Sauerstoff zu treiben. Und während der Student, der ein gewohnheitsmäßiger Stubenhocker ist, ein verringertes Leben lebt, tritt derjenige, der sich Bewegung in der frischen Luft macht, mit reicherem Blute, mit thätigerer Atmung an die Arbeit. Das Hirn wird zu kräftigeren und längeren Anstrengungen fähig. Die Arbeit des Herzens selber nimmt ab, obwohl sie gleichzeitig mehr leistet, denn während das Stubenhocken schließlich das Blut in den Haargefäßen zum Stauen bringt — eine Stauung, mit der eine Verlangsamung der Lebensverbrennung Hand in Hand geht — wird bei der Bewegung, durch eine Bethätigung „der Nachbarschaft", der Umlauf in den Haargefäßen durch die

thätigen Muskeln hervorgerufen, und dieses „peripherische Herz", das durch die Federkraft der feinen Arterien gebildet wird, entlastet um seine eigene Arbeit die Arbeit des Zentralorganes.

Das sind aber keineswegs die einzigen Wohlthaten der Muskelthätigkeit, denn die Muskeln sind, wie Paul Bert nachgewiesen hat, Sauerstoffspeicherer. Sie sind eigentlich Atmungsorgane: in ihnen vollzieht sich ein äußerst wichtiger Austausch von eingeatmetem Sauerstoff und auszuscheidender Kohlensäure. Je kräftiger nun aber dieser Austausch ist, desto kräftiger ist auch die Verbrennung der Fettstoffe der Ernährung: das Stubenhocken „verbrennt" nicht die Fettvorräte, befördert vielmehr allerwärts derartige Ansammlungen und führt stracks zur Fettleibigkeit. Diese Ablagerungen sind übrigens nicht die einzigen Unzuträglichkeiten der leiblichen Faulheit: es scheint erwiesen, daß Gelenkrheumatismus, Gicht, Stein, übler Atem ihre Hauptursache in der durch ungenügende Atmung veranlaßten unvollständigen Verbrennung der Produkte haben. Diese so wichtige Atmung der Muskeln dauert nun aber nicht nur während der Arbeit: denn, wie wir gesehen haben, bewahren diese Organe auch nachher ziemlich lange ihre Atmungsthätigkeit.

Man beachte außerdem, daß körperliche Bewegung für die meisten jungen Leute aus wohlhabender Familie, welche zuviel essen, durchaus unentbehrlich ist. Körperliche Bewegung, ja gewaltsame Körperbewegung ist ihnen nützlich, um das Uebermaß der eingeführten Stoffe zu verbrennen. Wenn man viel ißt und ein müßiges Leben führt, so strotzen alle Gefäße von Chylus. Häufig, besonders morgens, stellt sich Uebelbefinden ein, sobald die Nachtruhe

diese Ueberernährung noch verschlimmert hat. Der Magen wird dann faul, und das Blut ist buchstäblich verdickt, das heißt mit Brennstoffen überladen. Beim Erwachen tritt sehr häufig ein merkwürdiger, widerspruchsvoller Zustand ein: ich meine jene Mattigkeit, jene Starrheit, jene Faulheit des Geistes, welche von der Aufhäufung von Vorräten herrührt. Es giebt einen zwingenden Beweis, daß hierin der Ursprung jener Mattigkeit liegt: wenn man nämlich den Mut hat, sich entschlossen an die Arbeit zu setzen, so nimmt die Müdigkeit, anstatt mehr und mehr zu wachsen, ab, da durch ihre Sauerstoffverbindung die im Blut im Uebermaß aufgehäuften Stoffe abnehmen.

Kurz also: die körperliche Bewegung ruft eine lebhafte, kräftige Verarbeitung der eingeführten Stoffe hervor, den schnelleren Lauf eines reicheren Blutes und andererseits die schleunige Räumung der Zersetzungsstoffe.

Außer diesen allgemeinen Wirkungen auf die Gesundheit, beeinflußt der Spaziergang, wie wir das kaum zu betonen brauchen, die kreisförmigen (peristaltischen) Bewegungen des Magens sehr günstig.[1]

---

[1] Da die allgemeine Haltung des Studenten die sitzende oder die stehende ist, so befinden sich die die Baucheingeweide umschließenden Muskeln im allgemeinen im Zustande der Erschlaffung. Ihre Unthätigkeit läßt sie ohne Kraft den Fettablagerungen gegenüber, welche den Umfang des Unterleibes noch vermehren; ja sie hören sogar auf, den Magen, der sich ausdehnen möchte, kräftig zu unterstützen. Lagrange zeigt in seinem schönen Buche die Maßregeln, welche das schwedische Turnen zur Bekämpfung dieses Zustandes der Dinge anwendet. Es sind im ganzen sieben Bewegungen, die man leicht täglich bei sich zu Hause ausführen kann. Vgl. Exercice chez les adultes, S. 355 u. flgg.

Bisher haben wir die Aufgabe der körperlichen Bewegung nur vom Gesichtspunkte der Ernährungsverrichtungen betrachtet. Für unseren Gegenstand ist das der wesentlichste Gesichtspunkt, da Wille und Aufmerksamkeit in sehr enger Abhängigkeit vom guten Zustande des Organismus sind. Die Muskelübungen haben außerdem weniger wichtige, aber engere Beziehungen zum Willen. In der That beginnt der Wille beim Kinde sich schüchtern durch Muskelthätigkeit zu versuchen. Die lange Lehrzeit, die einem jeden von uns nötig ist, um Herr seiner Bewegungen zu werden, stählt unseren Willen und erzieht unsere Aufmerksamkeit zum Gehorsam. Wer von uns hat nicht auch jetzt noch die klare Empfindung, daß in den Stunden großer Faulheit der Versuch einer Bewegung, aufzustehen, hinauszugehen u. s. w., eine schwierige Willensthat ist? Und wer kann daher bestreiten, daß die Muskelthätigkeit oder besser lebhafte, genaue Bewegungen (denn das Gehen wird sehr bald rein automatisch und hat mithin von diesem Gesichtspunkte aus kaum noch Wert), ausgezeichnete Versuche des Willens und der Aufmerksamkeit sind? Das ist so wahr, daß man Nervenleidenden, die unfähig sind aufzumerken, Muskelbewegung verordnet. Eine Anstrengung schließt Willensäußerung in sich, und die Willenskraft entwickelt sich, wie alle Fähigkeiten, durch die Wiederholung. Ja, die Muskelarbeit wird, wenn sie zur Ermüdung führt, ein Schmerz, und heißt einem Schmerz widerstehen können denn nicht Willen haben, und zwar den höchsten Willen?

Man sieht es also, die körperliche Bewegung ist unmittelbar, an sich, förmlich eine Elementarschule des Willens.

Soll das heißen, sie sei ohne Einfluß auf den Verstand? Keineswegs. Dieser Einfluß ist wirklich da. Die körperliche Faulheit ist verhängnisvoll; unsere Wahrnehmungen erneuern sich wenig; wir bleiben gern zu Hause in düsterer, eintöniger Stimmung; wir lassen uns von Langeweile und Verdruß überwältigen. Und diese trostlose Verfassung, die wir alle an uns erfahren haben, rührt nur von einer Verlangsamung des physischen Lebens, von der Langsamkeit, mit der die Ideen erwachen, von der Abwesenheit äußerer Anregungen her; dieser Zustand sticht seltsam ab gegen die Klarheit der Ideen und die große Lebhaftigkeit und Fülle der Eindrücke dessen, der über Feld geht und seinen Gedanken nachhängt. Man kann also den ungeheuern Einfluß der Bewegung auf unsere Fähigkeiten nicht leugnen.

3.

Jedoch muß der Student die beträchtlichen Irrtümer, die über diese körperliche Bewegung, deren Wohlthaten wir beweisen, in Umlauf sind, näher betrachten. Oft verwechselt man zwei ganz verschiedene Dinge: Gesundheit und Muskelkraft. Was eine kräftige Gesundheit schafft, ist die Kraft des Atmungs- und des Verdauungsapparates. Sich wohl befinden, heißt gut verdauen, frei atmen, einen kräftigen, regelmäßigen Blutumlauf haben; es heißt ferner dem Wechsel des Wetters leicht widerstehen. Nun hat

aber dieſe Widerſtandfähigkeit keinerlei urſächlichen Zuſammenhang mit der Muskelkraft. Die Jahrmarktsathleten und die Kraftmenſchen der Markthallen können eine ſehr ſchwache Geſundheit haben, und mancher Stubenmenſch kann eine eiſerne Geſundheit beſitzen neben einer mittelmäßigen Muskelkraft. Wir ſollen die Athletenkraft nicht nur nicht ſuchen, wir ſollen ſie ſogar meiden. Denn ſie kräftigt ſich nur durch gewaltſame Uebung, und abgeſehen davon, daß ſolche Uebungen die regelmäßige Thätigkeit der Atmung ſchmälern und ganz augenſcheinlich Blutandrang in den Hals und Stirnadern hervorrufen, iſt es ganz gewiß, daß ſie ſchwächen. Nun iſt es aber unmöglich, nebeneinander ſtarke körperliche Anſtrengungen und kräftige geiſtige Anſtrengungen zu machen. Ueberdies läßt die durch Ueberanſtrengung herbeigeführte Erſchöpfung den Körper der Gefahr der Erkältungen ausgeſetzt, die bei Landleuten und Bergbewohnern ſo häufig ſind.

Hierzu kommt, daß die gewaltſame Bewegung nur in dem Falle nützlich iſt, wo man die von der Ueberernährung herrührenden Nahrungsvorräte verbrennen muß: nun verbraucht aber der geiſtige Arbeiter, der kräftige Anſtrengungen der Aufmerkſamkeit macht, ebenſoviel und vielleicht mehr Stoffe, als der Bauer, der das Feld pflügt. So iſt der Student, der dieſen Namen wirklich verdient, keineswegs mit dem Beamten zu vergleichen, der vor einer ſtets gleichen Arbeit am Schreibpult ſitzt, und deſſen Geiſt ganz ſo faul iſt wie der Körper. Je mehr man geiſtig arbeitet, deſto weniger hat man die Muskelarbeit nötig, die zur Verbrennung des Uebermaßes unverwendeter Stoffe beſtimmt iſt.

Merkwürdig genug loben wir in Frankreich die athle-

tische Erziehung, welche die jungen Engländer erhalten, und mit jenem völligen Mangel an wissenschaftlichem Sinn, der den heutigen öffentlichen Geist kennzeichnet, bewundern wir sie ohne Sinn und Verstand. Wir sind wie geblendet von den paar großen Hochschulen, wo die Jahrespension bis 4000 Mark kostet, von den überreichen Lordsöhnen, welche die Universitäten aus Liebhaberei besuchen: wir sehen gar nicht ein, daß diese Minderheit grade mit der Minderheit der Sportsmänner bei uns verglichen werden muß. Verständige Engländer sehen die Uebertreibung der leiblichen Uebungen in den englischen Schulen keineswegs mit Vergnügen. Wilkie Collins, stellt in der Vorrede zu „Mann und Weib" (1871 geschrieben) in der britischen Gesellschaft eine bedauerliche Zunahme der Grobheit und Roheit fest: und das Uebermaß der körperlichen Uebungen hat dazu im großen Maße beigetragen, sagt der Verfasser. Matthew Arnold, dessen Unbefangenheit niemand bestreiten wird, beneidet unser französisches Erziehungssystem. Was nach ihm die Barbaren und die Philister kennzeichnet, ist, daß die ersteren nur Würden, nur Befriedigung der Eitelkeit, körperliche Uebungen, Sport, geräuschvolle Vergnügungen lieben, während die letzteren nur die fieberhaft der Geschäfte schätzen, die Kunst, Geld zu verdienen, Bequemlichkeit, Klatsch. Nun führt aber nach ihm die englische Erziehung dazu, die Zahl der Philister und Barbaren zu vergrößern. Mit Recht bemerkt er, „daß die reinen Geistesarbeiter ebenso sittlich sind, wie die reinen Athleten"; er hätte hinzufügen können, daß die griechischen Gymnasien, wo die körperliche Uebung in hohen Ehren stand, durch widernatürliche Liebe entehrt wurden. Giebt es übrigens einen geistigen Arbeiter, der nicht seine persönliche Er-

fahrung zu Rate zu ziehen hätte? Unser Kapital von Kräften ist nicht in zwei durch luftdichte Mauern geschiedenen Abteilungen untergebracht: Abteilung der Hirnkräfte und Abteilung der Leibeskräfte. Alles, was wir in gewaltsamen Bewegungen zuviel ausgeben, ist für die Gedankenarbeit verloren. Der zum Nachdenken unfähige Schwachkopf mag sich mit Nahrungsmitteln und mit starken Getränken anfüllen und dann die ihm von der Verdauung übrig bleibenden Kräfte für ermüdende Bewegungen ausgeben. Er mag seine Athletenmuskeln mit Stolz betrachten; wir sehen darin nichts Ungehöriges. Ein solches Leben aber unseren zukünftigen Aerzten, unseren zukünftigen Anwälten, unseren Gelehrten, unseren Denkern und Dichtern zuzumuten, ist Unsinn. Die großen menschlichen Siege werden nirgends mit Muskeln gewonnen. Sie werden mit Entdeckungen gewonnen, mit großen Gefühlen, mit fruchtbaren Gedanken: und wir sollten die Muskeln von fünfhundert Erdarbeitern, dann die vollkommen überflüssigen aller Sportsmänner hingeben für den mächtigen Verstand eines Pasteur, eines Ampère oder eines Malebranche. Ueberdies wird der am besten trainierte Mensch niemals im Laufe ein Pferd, ja nicht einmal einen Hund übertreffen, und ein Gorilla braucht einen Jahrmarktsherkules im Ringkampf nicht zu fürchten. Unsere Ueberlegenheit besteht also keineswegs im Gewichte unserer Muskeln: wie hätte sonst der Mensch die mächtigsten Tiere gezähmt und Tiger und Löwen zur Freude der Kinder eingesperrt, welche die öffentlichen Gärten besuchen.

Es ist ganz augenscheinlich, daß die Rolle der Muskelkraft von Tag zu Tag abnimmt, weil der Verstand sie durch die unvergleichlich mächtigeren Kräfte der Maschinen er-

setzt, und es andererseits das Los der muskelstarken Männer ist, mehr und mehr selbst die Rolle von Maschinen übernehmen zu müssen: sie sind willige Werkzeuge in den Händen der Denkenden: ein nicht arbeitender Unternehmer leitet die Arbeiter, und die Unternehmer werden ihrerseits von einem Ingenieur mit schwielenlosen Händen geleitet.

Kurz und gut, der Feldzug, den man führt, um aus unseren Kindern Athleten zu machen, ist unsinnig. Er beruht auf einer groben Verwechselung von Gesundheit und Muskelkraft; er läuft darauf hinaus, aus unseren jungen Leuten auf Kosten ihrer Geisteskraft Ringkämpfer ohne jedes Zartgefühl zu machen. Unsere Wahl zwischen den im Uebersetzen Starken und den im Boxen Starken darf gar nicht zweifelhaft sein. Lassen Sie uns dieses Streben, uns zur Tierheit zurückzuführen, ja nicht für einen Fortschritt halten. Uebermaß gegen Uebermaß gehalten, würde ich das der Schulen des Mittelalters, die uns einen heiligen Thomas von Aquino, einen Montaigne und Rabelais gegeben haben, dem der Schulen vorziehen, die uns Sieger mit dem Ruder geben.

Offen gesagt, wenn man diesen Turnieren den Preis nähme, den ihnen eine einfältige Eitelkeit verleiht, (gewiß einfältig, denn welche Eitelkeit ist es doch, die sich an Ueberlegenheiten anklammert, die hinter denen vieler Tiere weit zurückstehen) — so würde sich niemand den Strapazen unterwerfen, welche die Vorbereitung zu einem Ruderwettstreit erfordert. Nicht das England des rohen Schlendrians sollen wir in dieser Beziehung nachahmen, sondern Schweden, das in seinen Schulen und bei seinen jungen Leuten auf schädliche körperliche Anstrengungen vollständig verzichtet hat. Dort bemüht man sich, kräftige, gesunde junge

Leute zu erzielen, und man hat eingeſehen, daß der Mißbrauch körperlicher Uebungen ſicherer zur Ueberanſtrengung führt als übermäßiges Studium. Aus dem vorhergehenden ergiebt ſich, daß bei den für Studenten empfehlenswerten körperlichen Bewegungen die Auswahl von einer unumſchränkten Regel beherrſcht iſt: dieſe Bewegungen ſollen weder entnerven, noch auch nur zur äußerſten Ermüdung gehen.

Wenn man ſo verhängnisvolle Irrtümer in betreff der körperlichen Bewegung begeht, ſo werden nicht minder ſchädliche Irrtümer ganz allgemein hinſichtlich der geiſtigen Arbeit zugelaſſen. Man ſtellt ſie ſich als notgedrungen ſitzend vor. Wie geſagt, die Vorſtellung eines geiſtigen Arbeiters erweckt alsbald das Bild eines Mannes, der, den Kopf in den Händen, daſitzt, um nachzudenken, oder die Bruſt gegen den Tiſch preßt, um zu ſchreiben. Ich wiederhole es, keine Vorſtellung iſt falſcher. Die erſte ſchwere Arbeit kann nur am Schreibtiſch vorgenommen werden. Zum Ueberſetzen braucht man Grammatik und Wörterbuch; um zu leſen, muß man die Aufmerkſamkeit bewahren und die Erinnerungen durch Notizen feſthalten, indem man die vom Verfaſſer angeregten Gedanken zu Papier bringt. Sobald dieſe erſte Arbeit aber einmal vollführt iſt, kann man alle übrige eigentliche Gedächtnisarbeit nicht nur bequem außerhalb des Hauſes verrichten, ſondern ſie gewinnt ſogar bedeutend, wenn ſie auf freiem Felde oder

in einem öffentlichen Garten verrichtet wird. Von dieser Gedächtnisarbeit abgesehen, wird das beschauliche Nachsinnen und die Aufsuchung eines Planes für den Aufbau des Stoffes durch einen Spaziergang in freier Luft beträchtlich erleichtert. Ich für meinen Teil gestehe, daß mir alle neuen Ideen, die ich zu entdecken das Glück gehabt habe, auf meinen Spaziergängen gekommen sind. Das Mittelmeer, die Alpen oder die lothringischen Wälder bilden gewissermaßen den Hintergrund meines geistigen Schaffens. Und wenn es wahr ist, wie Herbert Spencer[1] behauptet, den man nicht der Faulheit verdächtigen kann, — „daß die Verarbeitung der Kenntnisse viel wichtiger ist als ihre Erwerbung", und wenn, wie er sagt, „für diese Verarbeitung zwei Dinge notwendig sind, die Zeit und die selbständige Arbeit des Gedankens", so behaupte ich offen, daß diese Verarbeitung nie und nirgends so kräftig geschieht als auf freiem Felde. Quidquid conficio aut cogito, in ambulationis fere tempus confero.[2] Die Bewegung beim Spazierengehen, das muntere Kreisen des Blutes, die lebhafte, reine Luft, die den Körper mit reichlicherem Sauerstoff durchdringt, alle diese Umstände sorgen dafür, daß der Gedanke eine Kraft, eine Selbständigkeit erhält, wie selten bei sitzender Arbeit. Mill erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, daß er einen großen Teil seiner Logik verfaßt hat, indem er sich zu den Geschäftszimmern der Indischen Kompagnie begab. Es ist durchaus wahr, daß die fruchtbringende Arbeit zum größeren Teile in freier Luft und im vollsten Licht des hellen Sonnenscheins ausgeführt werden kann.

[1] Education.
[2] Cicero, Ad Quintil. 3.

5.

Jetzt, wo wir von der Bewegung gehandelt haben, bleibt uns noch übrig, von der Ruhe zu reden. Ruhe ist nicht Faulheit. Ja, Faulheit ist mit Ruhe unverträglich. Die Ruhe setzt in der That vorangegangene Arbeit voraus, und wo nicht Ermüdung, so doch wenigstens Bedürfnis der Erholung. Niemals hat ein Faulpelz die Freuden wohlverdienter Ruhe gekostet, denn wenn, wie Pascal sagt, die Kälte angenehm ist, wenn man sich wärmen kann, so ist die Arbeit um des Ruhens willen angenehm. Ruhe ohne Arbeit, die sie notwendig gemacht hat, ist Nichtsthun mit seiner düstern Langeweile, seiner Unerträglichkeit. Wie Ruskin sagt, ist die ruhmreiche Ruhe die der keuchend auf ihrem Granitbett liegenden Gemse, nicht die des im Stall sein Futter wiederkäuenden Rindes.

Die Ruhe in erster Linie ist der Schlaf. Ruhig und tief verhilft er zu vollständigem Kräfte-Ersatz. Gleich nach dem Erwachen empfindet man Wohlbehagen und fühlt in sich einen Kraft-Vorrat für die Arbeit des Tages. Leider steckt die Frage des Schlafens voller falscher Vorstellungen, mehr als jede andere. Die Gesundheitskünstler haben nun einmal den Wahn, alles regeln zu wollen mit einem um so lächerlicheren Dünkel, als ihr Wissen kaum mehr ist als ein Haufen erfahrungsmäßig erkannter Gesetze: so beschränken sie die Zeit des Schlafens auf sechs oder sieben Stunden. Die einzige hier anwendbare Regel: man nehme sich nur Eines, und das auch nur ganz im allgemeinen vor, nämlich nicht zu spät zu Bett zu gehen und gleich beim Erwachen aufzustehen.

Ich sage: nicht zu spät zu Bett gehen, weil man die sich bis Mitternacht hinziehende Arbeit durchaus verdammen muß. Bekanntlich fängt die Blutwärme gegen vier Uhr abends an zu sinken, und gegen die Nacht verstopft sich das Blut mehr und mehr mit Zersetzungsstoffen. Um diese Zeit ist die geistige Anstrengung niemals eine sehr angespannte, und wenn es auch aussieht, als sei man gehörig im Zuge, vielleicht mehr als tagsüber, so fürchte ich doch, daß es daran liegt, daß der abgestumpfte Geist sich allzuleicht mit einer trügerischen mittelmäßigen Arbeit begnügt.

Ueberdies ist diese späte Anspannung des Geistes dem Schlafe schädlich; sie verursacht eine Aufregung, welche die Ruhe leicht ganz unzulänglich macht. Man kann in sich eine Art Fieber erzeugen, grade wo alles zum Schlafen drängt; aber wie falsch ist diese Rechnung! Man überanstrengt sein Hirn für eine mittelmäßige Arbeit auf Kosten der Frische und Kraft des geistigen Schaffens am nächsten Tage. Die sicherste Folge eines so thörichten Eingriffs in die Naturgesetze ist erhöhte Reizbarkeit. Für den Abend soll man die mechanischen Arbeiten lassen, die Zusammenstellung der Bleistiftnotizen in den benutzten Büchern, das Nachschlagen anzuführender Stellen, das Zurechtlegen von Büchern.

Was die Arbeit am frühen Morgen anbetrifft, so möchte ich ihren Nutzen ebenfalls bestreiten. Zunächst ist es selten, daß man die Kraft besitzt, alle Morgen um vier Uhr aufzustehen. Man muß auf eine andere Hülfe als die des stets doch schwachen Willens rechnen können, wenn es sich darum handelt, im Winter zum Beispiel die wohlige Bettwärme mit der kalten Zimmerluft zu vertauschen. In

einer Stadt im Inneren des Landes hatte ich ein Zimmer bei einem Bäcker, dessen Gesellen den Befehl hatten, mich, wenn sie von der Arbeit gingen, zum Aufstehen zu zwingen, so sehr sich auch die „Bestie" in mir dagegen sträuben mochte. So saß ich einen ganzen Winter lang schon um fünf Uhr am Schreibtisch. Aus dieser langen Erfahrung habe ich den Schluß gezogen, daß ich, so lange es auch dauern mochte, doch endlich durch meine Ausdauer in den Gang kam. Die Arbeit ging auch bald genug ausgezeichnet von statten, und die Kenntnisse, die ich erwarb, waren bleibende; die übrige Zeit des Tages war ich aber etwas schläfrig — und alles in allem gerechnet ist die Benutzung der schönen Tagesstunden mehr wert, als jene Früharbeit. Der einzige Vorteil jener Methode ist, daß kein Tag verloren geht: ein jeder bringt seine eigene Arbeit; wer dagegen die Arbeit auf die freie Zeit verschiebt, vertändelt leicht die für die Anstrengungen bestimmte Zeit, wenn er willensschwach ist.

Die Ruhezeit im Bett darf man jedoch aus zwei Gründen nicht übertreiben: über die nötige, bei jedem verschiedene Zeit hinaus verlängert, „verdickt" der Schlaf das Blut; der ganze Vormittag wird dadurch verdorben: man ist mürrisch, gleichgültig, verstimmt. Es wird einem leicht kalt, man ist empfindlich. — Das ist aber nicht die schlimmste mit verlängerter Ruhe verknüpfte Unzuträglichkeit: man kann es als unumschränkte, ausnahmslose Regel hinstellen, daß jeder Student, der sehr spät im Bett faulenzt, der lange nach dem Erwachen liegen bleibt, widerstandslos zu geheimen Sünden getrieben wird. Sage mir, um wieviel Uhr du aufstehst, und ich will dir sagen, ob du ein Laster hast.

6.

Neben dem Schlaf nimmt die Ruhe die Gestalt von Erholungen an. Es ist unerläßlich, nicht ununterbrochen zu arbeiten. Der alte Vergleich des Geistes mit dem Bogen, der, stets gespannt, schließlich jede Kraft verliert, ist richtig. Ohne ihren natürlichen Lohn, ohne die Ruhe, wird die Arbeit zum Frondienst. Schon zur Verarbeitung unserer Erwerbungen, zu ihrer Entwicklung, zu ihrer Befruchtung muß man zwischen den verschiedenen Arbeiten eine gewisse Zeit verstreichen lassen. Diese Ruhepause ist für die Arbeit selbst einfach reiner Gewinn: die geistige Arbeit vollzieht sich in der That nicht ohne eine thätige Arbeit in den Nervenzentren. Umgekehrt findet es sich oft, daß eine thätige Arbeit in den Nervenzentren, selbst wenn diese Arbeit von keinerlei Bewußtsein begleitet ist, unsere geistigen Nachforschungen fördert. Heutzutage hat man nicht mehr nötig, die fruchtbare Entdeckung des Zusammenhanges zwischen den Ideen und einer „Nerven-Unterlage" zu verteidigen. Wenn nun aber die geistige Arbeit aufhört, geht die Thätigkeit der Nervenzentren keineswegs sofort zu Ende: die unbewußte Arbeit dauert fort, und schließlich zieht die Befestigung und Ausarbeitung der Erinnerungen daraus Nutzen. Es ist daher eine Dummheit, unverzüglich zu einer neuen Arbeit überzugehen. Erstlich büßt man den Vorteil jener selbständigen Arbeit ein, die sich in den halbbewußten Schichten des Geistes vollzieht; dann aber müssen wir gewissermaßen die bestehenden Blutströmungen zurückdämmen und nach einem neuen

Plane umleiten. Es ist wie bei einem dahinjagenden Zuge; man muß ihn zum Stehen bringen, mit ihm zur Weiche zurückfahren und ihn dann auf ein anderes Geleise bringen. Besser läßt man die erlangte Schwungkraft sich ganz natürlich erschöpfen, indem man sich etwas Ruhe gönnt, dann sich etwas Bewegung macht und abwartet, bis sich die Ruhe wieder hergestellt hat in der Hirnthätigkeit. In meiner langen Lehrererfahrung habe ich oft gesehen, wie Schüler, welche Mühe hatten, dem Gange des Unterrichts zu folgen, und welche die Verkettung der Fragen nicht recht einsahen, nach vierzehntägiger völliger geistiger Ruhe in den Osterferien förmlich umgewandelt zurückkamen. In ihrem Denken hat sich alles gesetzt, die Stoffe sind verarbeitet, und nun sind sie endgültig Herr ihres Pensums. Ohne jene wohlthuende Unterbrechung der Neuerwerbungen hätte sich bei ihnen wohl nichts derartiges gezeigt.

Man hat die Notwendigkeit der Ruhe für die Arbeit nicht gehörig betont. Wie richtig sagt Töpffer[1]: „Du mußt arbeiten, lieber Freund, und dann nichts thun, Menschen sehen, Luft schöpfen, umherschlendern, denn so verdaut man, was man lernt, so beobachtet man und verbindet man die Wissenschaft mit dem Leben, anstatt sie nur mit dem Gedächtnis zu verbinden."

Man darf aber die Ruhe nicht als Ziel verfolgen. Sie ist nur, und darf nur ein Mittel sein, unsere Vollkraft zu beleben.

Indessen giebt es so manche Art, sich auszuruhen, und die Wahl der Zerstreuung kann für den nicht gleichgültig

[1] Presbytère 51.

sein, der seinen Willen kräftigen will. Die wesentlichen Kennzeichen einer guten Zerstreuung müssen darin bestehen, den Blutumlauf und den Atmungsrhythmus zu beschleunigen und besonders eine ausgedehnte Arbeit der Brustmuskeln, der Wirbelsäule, der Muskelflächen des Magens hervorzurufen und die Sehkraft auszuruhen.

Von vornherein führen uns diese Erfordernisse dazu, die Kartenspiele, das Schach und im allgemeinen alle Spiele bedingungslos zu verbannen, die man in geschlossenem Raume, in einer selten erneuerten, mit Tabaksdampf überladenen Luft spielt: sie haben alle Unzuträglichkeiten des Stubenhockens und dabei nur zu oft die einer ungesunden Atmosphäre.

Dagegen erfüllen Gänge ins freie Feld, die zauberhaften Streifereien in den Wäldern einen Teil des geplanten Programms. Leider erfüllen diese Vergnügungen nicht alle angezeigten Bedingungen: sie lassen ja die Muskeln der Wirbelsäule, welche bei der Atmung in Frage kommen, und diejenigen, welche den Magen umschließen, unbeweglich. Als Entgelt überschwemmen sie die Lungen mit reiner Luft und ruhen die Augen angenehm aus. Das Schlittschuhlaufen, das anstrengendste Vergnügen körperlicher Bewegung, und eines der vollständigsten in Bezug auf Mannigfaltigkeit der Bewegungen; das Schwimmen im Sommer, die kräftigste der Atmungsübungen, haben eine wunderbare Macht der Erholung für den geistigen Arbeiter. Zu diesen Uebungen kommt das Rudern mit den hübschen, den Fluß einfassenden Landschaften; die Gartenarbeit mit den erforderlichen sehr mannigfaltigen Bewegungen.[1]

[1] Wir nennen hier weder die oft abmattende Jagd, die keinesfalls eine gewohnheitsmäßige Uebung sein kann, noch das

Im Hause, an Regentagen, ist das Billard und die Drechselbank eine ausgezeichnete Beschäftigung. Im Garten kann man Kegel schieben oder die alten Ballspiele treiben, die weder dem Croquet, noch dem Lawn Tennis weichen sollten. In den Ferien kommt nichts den fröhlichen Märschen gleich, mit dem Ränzel auf dem Rücken, in die Alpen, in die Vogesen, in die Bretagne. Während der Arbeitsmonate (in den Ferien hat das nichts zu sagen) muß man dafür sorgen, daß die körperliche Bewegung, wenn sie auch den Schweiß hervortreibt, doch nicht zur Uebermüdung führt. Jede Strapaze ist zuviel, denn wenn sie zur Geistesarbeit hinzukommt, so wird sie zu einer Ueberarbeitung.

Abgesehen von den unmittelbaren wohlthätigen Wirkungen der richtig gewählten Zerstreuungen hat die Freude gesunder körperlicher Bewegung, wie jede leichtere freudige Gemütsbewegung einen sehr großen gesundheitlichen Wert. Das beste Stärkungsmittel, hat man gesagt, ist die Freude; die physische Freude ist gewissermaßen der Triumphgesang des Organismus in gehörigem Gleichgewicht. Und wenn zu diesen rein animalen Freuden die hohe Befriedigung geistiger Arbeit hinzutritt, die keinerlei Glück ausschließt — ja, die den anderen Vergnügungen einen so freien, saftigen Wohlgeschmack verleiht — dann ist das Glück vollständig: für die jungen Leute, die ihrer selbst soweit Herr sind, um ihr Leben gehörig zu regeln, ist das Leben wohl die Mühe wert, gelebt zu werden: zu dieser auserlesenen Schar können wir alle gehören, wenn wir es verstehen, es zu wollen.

Fechten, das eine nervöse Ermüdung hervorruft und sich für Leute, die mit dem Hirn arbeiten, ausdrücklich verbietet. (S. Lagrange, l'Exercice chez les adultes. Paris, Alcan. S. 299 u. fflg.)

Kurz also, die Vollkraft des Willens, des beharrlichen Willens, schließt die Möglichkeit langer Anstrengungen in sich. Nun giebt es aber ohne Gesundheit keine dauernden Anstrengungen. Die Gesundheit ist also eine wesentliche Bedingung der sittlichen Vollkraft. Niemand tritt hier ein, es sei denn er ist Mathematiker, sagte Plato. Niemand tritt hier ein, möchten wir gern sagen, es sei denn, er folgt den Gesetzen der Gesundheitspflege, soweit sie sicher sind. Ebenso wie der Wille aus wiederholten kleinen Anstrengungen besteht, so besteht er in seinen Grundlagen aus kleinen gesundheitlichen Maßregeln: Maßregeln betreffs der Nahrung, der zu atmenden Luft, der Bewegung des Blutes. Er setzt Ruhe und wohlverstandene körperliche Bewegung voraus. Hierbei haben wir die heutige moderne Uebertreibung unserer platten Nachahmung Englands bekämpfen müssen; wir haben auch die Gewissenhaftigkeit soweit getrieben, kurz die schädlichen und die nützlichen Zerstreuungen zu mustern und im Vorbeigehen die Bedingungen einer fruchtbringenden geistigen Arbeit näher festgestellt. Unsere Ueberzeugung ist nämlich tiefgegründet, daß der Verstand, das Gefühlsvermögen und der Wille in hohem Maße von dem Zustande des Körpers abhängen. Wenn eine Seele, wie Bossuet sagt, Herrin des von ihr belebten Körpers ist, so bleibt sie nicht lange, wenn der Körper geschwächt, zu Grunde gerichtet ist. Unter solchen Umständen können wir eine heldenmütige Anstrengung versuchen, auf diese heldenmütige Anstrengung können aber

nicht sofort weitere andere folgen, denn völlige Erschöpfung wird die Folge der ersten Anstrengung sein. Und in dem Leben, wie es uns die Zivilisation geschaffen hat, sind Gelegenheiten zu Heldenmut selten, so selten, daß wir uns für sie nicht vorzubereiten brauchen, wohl aber für wiederholte, täglich, stündlich wiederholte Einzelanstrengungen. Ueberdies wird sich zeigen, daß ein durch solche immerwährende Anstrengungen gestählter Wille mehr als ein anderer zu glänzenden Thaten bereit sein wird, sobald die Stunde schlägt, sie zu vollführen. Solche wiederholte Anstrengungen heißen aber Beständigkeit, Festigkeit; und sobald Ausdauer in der Anstrengung besteht, muß auch Ausdauer in den sich erschließenden Kräften bestehen. Nie wird man sich klar, wie sehr die Alten recht hatten, wenn sie ihren berühmten Grundsatz aussprachen: mens sana in corpore sano. Seien wir also gesund, um unserem Willen die Vorräte körperlicher Vollkraft zu liefern, ohne die jede Anstrengung, welcher Art sie auch sei, hinfällig und unfruchtbar bleibt.

Fünftes Kapitel.

Allgemeiner Ueberblick.

So sind wir denn nun an dem Schluß des ersten Teils unserer Abhandlung angelangt.

Zuerst haben wir das Wesen der Feinde, die wir in diesem so edlen und so fruchtbringenden Kampfe gegen

die niederen Mächte unserer Natur zu bekämpfen haben, genau beschrieben. Wir haben eingesehen, daß die Leidenschaften in diesem Ringen nach der Selbsteroberung nur durch die Hülfe, die sie der großen Feindin liefern, eine so große Bedeutung haben: der Faulheit, der Naturkraft der Trägheit, die unaufhörlich bestrebt ist, den Menschen wieder auf die Stufe hinabzustoßen, von der er sich so mühsam durch jahrhundertelange Anstrengungen emporgehoben hat. Wir haben eingesehen, daß wir unter Selbstbemeisterung ja nicht etwa einen hier und da stockenden Willen verstehen dürfen, daß die höchste Vollkraft die ununterbrochene, Monate und Jahre lang fortgesetzte Thatkraft ist, und daß der Prüfstein der Willenskraft ihre Dauer ist.

Dann haben wir zwei philosophische Ansichten aus unserem Wege räumen müssen, die unserer Meinung nach gleich entmutigend sind: die eine behauptet, wir vermögen nichts über unseren Charakter, er sei vorher bestimmt, angeboren; wir seien nun einmal, was wir eben sind; wir können nichts zu unserer Befreiung versuchen — eine unsinnige Ansicht, die von einer solchen Gewohnheit, in Worten zu denken, und von einer solchen Unkenntnis der einfachsten Thatsachen der Psychologie zeugt, daß man staunen müßte, sie von gewichtigen Denkern verfochten zu sehen, wenn man nicht wüßte, wie mächtig der Einfluß vorgefaßter Anschauungen ist, der dem Geist gewissermaßen Scheuklappen vorbindet und ihn so hindert, die handgreiflichsten Thatsachen zu sehen.

Die andere Ansicht, die vom freien Willen, ist nicht weniger kindlich, aber auch nicht weniger verderblich, insofern als sie die Verbesserung des inneren Wesens als

das Werk eines Augenblicks ansieht und die Sittenlehrer sicherlich dem Studium der Psychologie entfremdet hat: man kann jedoch grade nur in der vertieften Kenntnis der Gesetze unseres Wesens die Fingerzeige finden, die uns die Besserung unseres Charakters ermöglichen.

Nachdem wir den Boden vor uns von diesen beiden Ansichten gereinigt hatten, sind wir auf das psychologische Studium unseres Gegenstandes eingegangen. Wir haben bemerkt, eine wie große Gewalt wir über unsere Ideen haben, und welch schwache Stütze sie uns unmittelbar geben können, während wir unmittelbar fast nichts vermögen über die uns gegenüber allmächtige Empfindung. Zum Glück können wir aber mit Hülfe der Zeit und einer scharfsichtigen Schlauheit alle diese Schwierigkeiten umgehen und es durch mittelbare Maßregeln dahin bringen, daß wir triumphieren, wo doch die Niederlage gewiß schien. Diese Maßregeln, die uns zur Gewinnung der Herrschaft über uns verhelfen, haben wir eingehend in den Kapiteln über das beschauliche Nachsinnen und über das Handeln erforscht, und, von den engen Beziehungen zwischen Leib und Seele durchdrungen, haben wir in einem Kapitel über Gesundheitspflege die die Ausübung unseres Willens begünstigenden physiologischen Vorbedingungen geprüft.

Der rein theoretische Teil unseres Werkes ist also abgeschlossen: es bleibt uns noch übrig, auf das Einzelwerk einzugehen und die großen, bisher für sich ergründeten, allgemeinen Gesetze auf das Leben des Studenten anzuwenden. Mit anderen Worten, wir müssen jetzt näher die Natur der einzelnen Gefahren prüfen, die die sittliche Selbständigkeit des Studenten bedrohen, sowie die Natur der Hülfe, die er gegen sie in sich selbst oder außerhalb finden kann.

Dieſen zweiten Teil, der eine praktiſche Abhandlung iſt, teilen wir in zwei Bücher (Buch 4 und 5).

Buch 4 umfaßt zwei große Abteilungen: die eine behandelt die zu bekämpfenden Feinde (pars destruens), die andere (pars construens) iſt die Darlegung der Betrachtungen, welche geeignet ſind, bei dem jungen Manne die Sehnſucht nach einem thatkräftigen, einzig dem Willen unterworfenen Leben wachzurufen.

Buch 5 muſtert die äußeren Bundesgenoſſen, die der Student zur Erziehung ſeines Willens in der ihn umgebenden Geſellſchaft finden kann.

II.

Praktiſcher Teil.

Viertes Buch.

Beſondere Betrachtungen.

Erſtes Kapitel.

Die zu bekämpfenden Feinde: Verſchwommene Gefühlsſeligkeit und Sinnlichkeit.

1.

Die zu bekämpfenden Feinde ſind, wie wir geſehen haben, zwei an der Zahl: die Sinnlichkeit und die Faulheit. da die Faulheit darin beſteht, daß man ſich fortwährend preisgiebt, ſo bildet ſie das für die Entwicklung aller laſterhaften Keime notwendige „Milieu“, und in einem Sinne ſchließt jede niedere Leidenſchaft Faulheit in ſich. Wenn man uns etwas drängte, ſo würden wir keineswegs fürchten zu erklären, daß alle gemeinen Leidenſchaften,

wie die Stoiker ſagten, eine Erſchlaffung des Willens ſind. Was heißt leidenſchaftlich ſein in der That anderes, als nicht weiter Herr im Hauſe ſein? Die Leidenſchaft iſt das ſiegreiche tieriſche Weſen, der blinde Sproß der Erblichkeit, der den Verſtand verdunkelt, ihn unterdrückt, ja, ihn in ſeinen Dienſt ſtellt. Sie iſt die Unterdrückung des Menſchentums in uns, die Erniedrigung deſſen, was zugleich unſere Ehre bildet und unſere Daſeinsberechtigung; ſolange die Leidenſchaft grollt, nehmen wir unſere Stelle wieder im Tierreich ein.

Und doch ſind die Leidenſchaften unſerer Anſicht nach wegen ihrer kurzen Dauer weniger gefährlich als jene Kräfte, die eine auch nicht einen Augenblick aufhörende ſchädliche Wirkung ausüben, die wir mit der Wirkung der Schwerkraft im Steine verglichen haben. Und gleichwie ein Gebäude nur feſt iſt, wenn der Baumeiſter ſelbſt die Geſetze der Schwere zum Vorteil der Feſtigkeit der Mauern verwendet hat, ſo wird auch hier das Werk unſerer Wiedergeburt nur dann von Dauer ſein, wenn wir die Wirkung der feindlichen Mächte dadurch vollſtändig aufgehoben haben, daß wir ihnen die ſiegreiche Schlachtordnung der unſerem Zwecke günſtigen Kräfte entgegenſtellen, ſowie nur dann, wenn wir ſogar Hunderte jener feindlichen Mächte gezwungen haben, für uns zu kämpfen. Woran wollen wir aber gewiſſermaßen von vornherein erkennen, ob eine Kraft uns feindlich oder günſtig iſt? Nichts Einfacheres giebt es. Jede ſeeliſche Kraft iſt für unſeren Willen gefährlich, wenn ſie in demſelben Sinne wie die Faulheit wirkt, und ſie iſt vorteilhaft für ihn, wenn ſie in entgegengeſetztem Sinne wirkt.

Das zu unternehmende Werk wird alſo ganz klar.

Zunächſt müſſen wir die auf die Vernichtung unſerer Vollkraft hinarbeitenden Mächte ſchwächen oder womöglich zerſtören und denen, die darauf hinzielen, ihr mehr Kraft zu verleihen, zur größten Stärke verhelfen.

Die Urſachen der Schwächung des beharrlichen Willens ſind zahlreich: die erſte, die wichtigſte, iſt jene bei den jungen Leuten ſo häufige verſchwommene Gefühlsſeligkeit, welche die Einbildungskraft unmerklich beſchleicht, ſodaß ſie ſich in üppigen Träumereien gefällt, welche die gewöhnliche Urſache der traurigen einſamen Gewohnheiten ſind. Dann kommt der verderbliche Einfluß der Kameraden, die gar keine Anſtrengung mehr zur Selbſtbeſſerung machen, das Kneipen- und Wirtshausleben, die Niedergeſchlagenheit, die Mutloſigkeit, die furchtbare Schar der Trugſchlüſſe, deren ſich die Faulen bedienen, um ihren Müßiggang zu beſchönigen, — Trugſchlüſſe, die man ſo oft wiederholt, bis ſie ſich auch dem Aufgeklärten aufdrängen und ſchließlich das Anſehen, die Selbſtverſtändlichkeit von Grundſätzen erlangen: von Grundſätzen, die ſo verhängnisvoll ſind, wie ſie überhaupt ſein können.

2.

Wir wollen daher die Erforſchung der dem Willen verderblichen pſychologiſchen Thatſachen mit der Prüfung der verſchwommenen Gefühlsſeligkeit, der zielloſen Sehnſucht beginnen.

Auf dem Gymnaſium wird der heranwachſende Jüngling durch die Hausordnung im Zaume gehalten; er iſt

von vielerlei Aufgaben in Anſpruch genommen, denen er ſich nicht entziehen kann; der Ehrgeiz und die Sorge um die Prüfung hält ihn in Atem; er muß ein nüchternes, ſtreng geregeltes Leben führen. Da hat er kaum Zeit, ſich langen Träumereien hinzugeben, jetzt wenigſtens, wo man die Zahl der Arbeitsſtunden vermindert und die der Erholungsſtunden vermehrt hat. Er kann kaum mehr, wie leider faſt alle internen Schüler es früher thaten, einen beträchtlichen Teil ſeiner abendlichen Arbeitszeit der Träumerei und Phantaſiebildern leidenſchaftlicher Zärtlichkeit widmen. Sobald er aber die Schule verläßt, wird er plötzlich allein in eine Stadt verſetzt, er iſt ohne Eltern, ohne Aufſicht, ohne unmittelbar zwingende Arbeit, ja ohne eine klar abgegrenzte Arbeit: da häufen ſich nun die Stunden völliger Selbſtüberlaſſenheit, gänzlicher Verweichlichung und Faulheit. Unglücklicherweiſe vollziehen ſich in dieſem ſelben Zeitabſchnitt phyſiologiſche Umwandlungen, die ſich ſeit langer Zeit vorbereiteten. Das Wachstum iſt faſt abgeſchloſſen; die ungewöhnliche Anſtrengung, deren der Knabe bedurfte, um ſeine Außenwelt zu entwirren und zu ordnen, iſt beendet: die große Menge jetzt unverwendeter Kräfte wird nun eine Urſache zu Beunruhigungen: das volle Erwachen des Geſchlechtsſinnes färbt das Denken plötzlich mit einem Widerſchein, den es bisher nicht hatte. Die Einbildungskraft ſpielt mit: es iſt jener von der Litteratur poetiſch ausgeſchmückte Zuſtand wirklichen Leidens, den Beaumarchais im Chérubin ſo richtig ſchildert. Man liebt kein beſtimmtes Weib, man „liebt eben noch die Liebe“. Zu dieſer Zeit iſt eine ſolche Macht der Verklärung in uns, eine ſolche Fülle überſchäumenden Lebens, ein ſolches Bedürfnis, ſich nach außen zu ergießen, ſich

irgend einer Sache zu widmen, zu opfern, daß es wirklich eine gesegnete Zeit ist.

Leider ist es aber ein entscheidender Augenblick im Leben: diese Glut muß sich erschöpfen. Wendet sie sich nicht ehrbaren Beschäftigungen zu, so verwendet sie sich leicht auf gemeine, schimpfliche Vergnügungen. Es ist in diesem Augenblick des Herkules Seelenkampf am Scheidewege: welche Seite man auch wählt, man ergreift sie mit wildem Ungestüm. Für die große Mehrzahl der jungen Leute ist die Wahl nicht zweifelhaft. Sie gehen dorthin, wohin sie der Widerwille gegen das Studieren treibt, die beklagenswerten Beispiele, der Mangel an gesunden Erholungen, die Schwäche ihres Willens, ihre bereits besudelte, verderbte Einbildungskraft. Von diesen ist es falsch zu sagen, sie seien fahnenflüchtig, da sie ja nicht einen einzigen Augenblick zu kämpfen versuchen. Uebrigens muß man zugeben, daß die schönen Romane, die man in der Einbildungskraft schaut, daß diese ganz nach Gefallen eingerichtete Zukunft unendlich anziehender ist als die Arbeit, und daß sie weniger Anstrengungen erfordern. Sobald daher das Studieren widerwärtig wird, überläßt sich ein Student, da er, was er grade thut, jederzeit auf den nächsten Tag verschieben kann, willenlos jenen Träumereien, die seine beste Zeit in Anspruch nehmen. Wie mancher junge Mann durchlebt so Wochen und Wochen lang einen ganz und gar ersonnenen Roman, in hunderterlei Weisen nimmt er das Thema immer wieder auf, versetzt in Gedanken seine Heldin in die verschiedensten Lagen, ja richtet an sie laut Worte, die er nie zärtlich, sanft, glühend genug findet! O wie blaß und farblos sind die Romane unserer Dichter neben unseren eigenen Romanen

im achtzehnten Lebensjahre! Ihren Verhältnissen, ihren Personen fehlt es an jener überschwenglichen Fülle von Liebe, jenem selbstlosen Edelmut, der das Erbteil dieser seligen Zeit ist. Erst später, wenn sich die Einbildungskraft ernsten Gegenständen zugewendet hat, wenn sie etwas abgekühlt ist, verlangen wir vom Romanschreiber, für uns die Stelle des Dichters einzunehmen, die wir inne hatten, die wir nicht mehr inne haben. Leider bauen wir diese schönen Romane in den eigentlich der Arbeit gehörenden Stunden auf, und nur zu oft gewöhnen sich die jungen Leute so sehr an das Träumen, daß jede ernste Arbeit unmöglich wird. Ein Wort, das wir gelesen, ein Einfall genügt, uns unserer Arbeit völlig zu entfremden. Schnell ist eine Stunde dahin, ehe wir uns selbst wiederfinden. Und dann scheinen, dagegen gehalten, das einsame auf sein Zimmer beschränkte Leben des Studenten, seine oft langweiligen Arbeiten so trostlos, daß all sein Mut schwindet. Es ist so hart, aus einem Märchenhimmel in die kalte Prosa des wirklichen Lebens hinabsteigen zu müssen! Welcher Art das zielloſe Träumen auch sein mag, stets ist es sehr schädlich. Wieviele für die Arbeit fruchtbare Stunden schwinden nutzlos, leer dahin!

Diese Verzettelung von Geist und Gemüt rührt von oberflächlichen Ursachen, von einer Unordnung in der Einbildungskraft her, leider aber auch von tieferliegenden Ursachen.

Eine tiefere Ursache ist die physiologische Umwandlung, von der wir gesprochen haben. Es ist die Erreichung der Mannbarkeit. Ferner ist eine solche die beträchtliche Kluft zwischen jener physiologischen Fähigkeit und der entsprechenden gesellschaftlichen Fähigkeit. Nach Beendi-

gung seiner Gymnasialstudien muß der junge Mann acht bis zehn Jahre arbeiten, um eine Stellung zu erringen, die ihm gestattet, sich „anständig" zu verheiraten. Bekanntlich muß bei uns ein junges Mädchen ihren Mann „kaufen", und selten wagt ein junger Mann, ein armes Mädchen zu heiraten und auf seine Jugend, seinen Eifer, seinen Mut zu zählen, um zum Wohlstande zu gelangen. Lieber wartet man, und oft verrechnet man sich ganz gehörig: denn leider giebt es keine Mitgift ohne junges Mädchen, und nur zu oft wird jene durch die schwankende Gesundheit des letzteren, seine Neigung zu übergroßen Ausgaben, seine Unfähigkeit zu jeder häuslichen Arbeit, sowie durch die Unzuträglichkeiten aufgewogen, die für Mann und Weib aus dem Müßiggange des Weibes erwachsen.

Bei solchen gesellschaftlichen Gewohnheiten kann sich ein Student selten vor dreißig Jahren verheiraten, so daß die zehn schönsten Jahre des Lebens entweder in steten mühseligen Kämpfen gegen leibliche Bedürfnisse, oder gar im Laster dahingehen. Nun aber kämpft man selten lange, und in einem dummen, unsittlichen, entwürdigenden Leben wird die Jugend der Mehrzahl der Studenten vergeudet.

Es ist traurig, wenn man die Summe des Elends veranschlagt, das durch die verhängnisvolle Sitte des späten Heiratens verursacht wird. Wieviel Glück, Gesundheit, Kraft wird nicht thörichterweise verschwendet! Denn wenn die Ehe Unzuträglichkeiten hat, wenn sie schwere Lasten auferlegt, so geschieht es doch in dem Alter, wo man imstande ist, sie frohgemut zu tragen. Die Anstrengungen, um sich und die Seinigen zu ernähren, sind wenigstens nicht ausschließlich selbstsüchtige; sie bilden für den jungen Mann eine kräftige, gesunde Zucht zur Arbeit für andere.

Ja, wenn die mitgiftsloſe Heirat Unzuträglichkeiten hat, ſo hat ſie große ſittliche Vorteile. Mann und Weib fühlen ihre bedingungsloſe Zuſammengehörigkeit und Einheit. Es iſt für die Frau eine ganz natürliche, ſelbſtverſtändliche Pflicht, ihrem Manne den Kopf klar zu erhalten und ſeine Geſundheit ſorgſam zu überwachen. Sie überläßt keineswegs einem gewiſſenloſen Dienſtboten die Sorge, das Mahl zu bereiten: die verſchiedenen Gerichte ſind für ſie gewiſſermaßen eine Klaviatur, die ſie ſtudiert hat, die ſie genau kennt, auf der ſie geſchickt ſpielt, deren Wirkungen auf die Geſundheit deſſen, der ihr alles iſt, ſie erprobt hat. Der Mann wiederum fühlt ſich verantwortlich für Weib und Kind, macht ſich jedoch keine Sorge, denn für den Todesfall kann er durch eine Lebensverſicherung aufkommen. Wenn er ausgeht, läßt er daheim ein verſtändiges, herziges Weib, geſund an Körper und Geiſt; er weiß, wenn er heimkommt, findet er ſtets eine ſichere Liebe und guten Troſt bei ſeinen Enttäuſchungen. Er weiß, daß er das Haus rein und ſauber ſieht, mit jenem feſtlichen Ausſehn, das glückliche Heimſtätten an ſich haben. Es giebt für einen jungen Mann kein ſtärkenderes Gefühl als das, welches dieſe Verbindung zweier verſtändiger, gewiſſenhafter Perſonen gegen Unglück und Krankheit erzeugt. Je mehr man im Leben vorrückt, deſto mehr wachſen Liebe und Glück: die Arbeit des einen, die Sparſamkeit des anderen geſtatten, das Heim zu verſchönern; jeder angeſchaffte Schmuck, jedes neue Hausgerät iſt das Ergebnis des Opfers jedes nicht gemeinſamen Vergnügens, jeder nicht gemeinſamen Freude. Das ſchafft, von den Kindern zu ſchweigen, außerordentlich ſtarke Bande. In dem Haushalt, der beſcheiden angefangen hat, nimmt der Wohlſtand

mit dem Alter zu, die Laſten nehmen ab und das Greiſenalter iſt vollkommen glücklich, weil man Sicherheit, Ruhe, Vermögen nur dann ordentlich genießt, wenn man lange gearbeitet hat, um ſie zu gewinnen.

Man ſoll alſo nicht zögern, ſondern jung heiraten, und da das nur möglich iſt, wenn man auf eine fette Mitgift verzichtet, wird man den Vorteil haben, ſeine Frau um ihrer ſelbſt willen, wegen ihrer Vorzüge zu wählen. Außerdem muß man zugeben, daß die jungen Mädchen, mit denen unſere Studenten ſich ſehr ſpät verheiraten, weniger und weniger geeignet ſein werden für die Ehe. Die Treibhauserziehung, die ſie erhalten, der Mangel an körperlicher Bewegung, an friſcher Luft, der Mißbrauch des Korſets machen ſie nur zu häufig ungeeignet für die Beſchwerden des Kindbetts; ſehr wenige haben den Mut oder die Kraft, ihre Kinder zu nähren. Die Aerzte beſtätigen einmütig die beunruhigende Häufigkeit von Unterleibsſtörungen.

Was noch ſchwerwiegender iſt, der unumſchränkte Müßiggang, in dem ſie die auf das Verlaſſen des Penſionats folgenden Jahre verbringen, die ausgezeichnete Koſt, die ſie empfangen, der Mangel an jeder Strapaze, die aufregenden Abendgeſellſchaften, zu denen ſie geführt werden, die Oper, das Leſen gefühlsſeligerer Romane, das ihnen geſtattet wird und die ihnen ihre Frauen- oder Modezeitungen liefern, — all dieſe Urſachen zuſammengenommen ſorgen dafür, daß ihre Einbildungskraft unbedingt verderbt ſein muß. Man weiß gar nicht, wie ſchrecklich die verborgenen Leiden der müßigen jungen Mädchen ſind.

Ja, da ſie oberflächlich erzogen ſind, nur die glatte

Außenseite der gesellschaftlichen Beziehungen bemerken, überdies des morgenden Tages sicher sind, so wissen sie von der Wahrheit nichts und machen sich von allen Dingen Vorstellungen, die überaus geeignet sind, ihnen, sobald die Wirklichkeit dazwischen tritt, schmerzliche Enttäuschungen zu bereiten. Sicher haben sie im allgemeinen weniger Mutterwitz als die jungen Mädchen aus arbeitsamen Familien.

Die reichen jungen Mädchen, so wendet man ein, haben aber wenigstens die Ueberlegenheit der Bildung. Leider giebt man sich in dieser Beziehung großen Täuschungen hin. Zu einer gediegenen Ausbildung gelangen sie kaum. Gedächtnismäßig mögen sie sich vielerlei einprägen, man erwarte von ihnen aber nicht die Anstrengungen schöpferischer Einbildungskraft. Nur sehr schwer erlangt man bei ihnen „Persönlichkeit", und Generalstudieninspektor Manuel, der seit langen Jahren Vorsitzender der Oberexaminationskommission ist, bestätigt es in mehreren seiner Jahresberichte. Was sie auch thun mögen: sobald wir sie heiraten, haben wir übrigens vor ihnen einen solchen Vorsprung, daß sie dem Manne, besonders wenn er arbeitet und denkt, nie als etwas mehr vorkommen werden, denn als mittelmäßige Schülerinnen. Aber selbst ohne große Bildung ist die Frau mit geradem Sinn, klarem Urteil, scharfer Beobachtung unendlich wertvoll für den Mann von Talent. Er lebt ja, und zwar mehr und mehr, oberhalb der Menschheit. Beharrlich verfolgt er seine Ideenjagd, und am Ende verliert er jeden Berührungspunkt mit der ihn umgebenden Gesellschaft. Die Frau ihrerseits lebt vollständig in dieser Gesellschaft. Dort kann sie reiche Ernten an Beobachtungen einheimsen, die der Mann

in seiner Geringschätzung der Einzelheiten gar nicht bemerkt hätte; sie dient als Bindestrich zwischen der Welt und ihm; bisweilen macht sie mit einem Netzesschlag einen wunderbaren Fischzug kostbarer Aufschlüsse, deren allgemeine Tragweite der Mann sofort überschaut. Stuart Mill spricht stets in äußerst rühmenden Ausdrücken von Mrs. Taylor; seine Freunde dagegen, und besonders Bain[1], erklären, sie sei ein ganz gewöhnliches Menschenkind gewesen. Sie sahen eben nicht ein, daß für einen ganz in der Geisteswelt abgeschlossenen Denker wie Mill Mrs. Taylor, wenn sie scharfes Urteil und Beobachtungsgabe besaß, den Stoff für seine schönsten wirtschaftlichen Anschauungen, wie Mill selbst erklärt, liefern mußte. Daher lobt Mill in seiner Political Economy fortwährend den ungemein praktischen Sinn der Frauen, ihre geniale Beherrschung des Einzelwerks. Darin liegt eben der große Einfluß der Mrs. Taylor; und aus eben diesem Grunde ist eine Frau, die natürliche, sich auf das Naheliegende beschränkende, aber scharfe Beobachtungsgabe besitzt, für den Denker kostbarer als ein ganzer Harem gelehrter Frauenzimmer.[2]

So früh sich aber auch ein junger Mann, der sich geistiger Arbeit widmet, verheiraten kann, beim Verlassen des staatlichen oder städtischen Gymnasiums kann er nun einmal nicht heiraten; es bleiben daher mehrere Jahre,

---

[1] Bain, Stuart Mill, a criticism. London 1882, Longmans, Green & Co., S. 163.

[2] . . . Das Weib ist ein geistiger Myops, sagt Schopenhauer sehr richtig — indem sein intuitiver Verstand in der Nähe scharf sieht . . . Ueber das Zunächstliegende sehen wir meistens, eben weil es vor unserer Nähe liegt, hinweg, wo es uns denn not thut, darauf zurückgeführt zu werden, um die nahe und einfache Ansicht wieder zu gewinnen.

während welcher er ringen muß, sich von der Hörigkeit jenen leiblichen Bedürfnissen gegenüber frei zu machen. Dieser Kampf ist eine reine Sache der Kriegskunst; wird er falsch angefangen, so ist die Niederlage sicher.

3.

Wir dürfen uns nicht scheuen, in einem eigens für junge Leute von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren geschriebenen Buche diese so wichtige Frage der Sinnlichkeit in Angriff zu nehmen. Von einer Sache gar nicht zu reden, durch welche die reinsten menschlichen Geister gelitten haben, ist reine Heuchelei. Kant hat über diesen Gegenstand eine ganze Seite sehr schöner Gedanken, die in der französischen Uebersetzung durch mehrere Zeilen Gedankenpunkte ersetzt ist! Diese Punkte besagen viel über den Zustand des öffentlichen Geistes betreffs dieser Frage, und wenn man an die Roheit der Reden denkt, welche „gebildete" Männer nach dem Essen im Rauchzimmer wechseln, so müßte man ein Einfaltspinsel sein, wollte man diese Schamhaftigkeit, die nichts als Heuchelei ist, für bare vollwichtige Münze nehmen, und wagte man nicht, das zu sagen, was zu sagen Pflicht ist für einen Mann von Herz. Es ist nur zu wahr, daß die verschwommene Sentimentalität, wie sie durch die Mannbarkeit hervorgerufen wird, sich bald in Sinnlichkeit umwandelt. Die verwirrten Bilder werden genauer, die unbestimmten Wünsche werden Handlungen, und der Student überläßt sich entweder willenlos schimpflichen Gewohnheiten, oder er besucht, wie die Min-

derzahl der kühneren oder reicheren jungen Leute, Frauen, die sich gewerbsmäßig verkaufen.

Die Folgen dieses Zustandes der Dinge übertreibt man gewöhnlich derart, daß das überladene Gemälde niemand erschreckt. Nichtsdestoweniger ist es wahr, daß die Gesundheit die Ausschweifungen ernstlich verspürt: die jungen Leute, die sie begehen, nehmen ein ältliches Aussehen an; es stellt sich Rückenmarkschwindsucht ein, unleugbare Muskelerschlaffung, eine Schwere im Rückenmark, alles verborgene Anzeichen, die man im Wahnsinnsanfalle des Lebens-Uebermutes vernachlässigt. Die Farben erblassen, die Frische verschwindet; die Augen haben einen matten, schmachtenden Ausdruck; sie sind von einem bläulichen Ringe umgeben. Der Gesichtsausdruck bezeugt Erschlaffung, alles weist auf eine Ermüdung hin, die, wenn sie sich häufig wiederholt, sehr bald die Quellen des Lebens selbst angreift. Sie ist gewissermaßen die Vorbereitung zu Magenleiden, Neuralgien, Herzverfettungen, Schwächungen des Sehvermögens, die dann vom dreißigsten Jahre an das Dasein der Unvorsichtigen trostlos machen.

Aber nicht nur auf den Körper erstreckt sich der unheilvolle Einfluß der Sinnlichkeit: das Gedächtnis stumpft sich in einer ungeheuerlichen Weise ab, der Geist verliert jede Spannkraft, jedes Leben. Er schleppt sich gewissermaßen mühselig fort, als sei er von einer Art Starrkrampf ergriffen. Die Aufmerksamkeit ist schwach, schwankend. Die Tage vergehen in stumpfer Gleichgültigkeit, in einer Ekel erregenden Unempfindlichkeit und Faulheit. Man büßt vor allem jene männliche Freude ein, die einem sonst die Arbeit bereitet: die Arbeit wird zum Frondienst, sobald ihr die natürliche Belohnung fehlt.

Endlich setzt die Gewohnheit körperlichen Vergnügens die groben Gemütsbewegungen an die Stelle der sanfteren, aber dauernderen seelischen Erregungen. Diese heftigen Erschütterungen vernichten die Freude ruhiger Vergnügungen. Und da die sinnlichen Freuden kurz sind, da sie Ermüdung und Verdruß zurücklassen, wird der Charakter gewohnheitsmäßig traurig, mürrisch, so trostlos niedergeschlagen, daß man unwillkürlich geräuschvolle, rohe, heftige Vergnügungen aufsucht. Das ist eine elende in sich geschlossene Kette von Verirrungen.

Es ist unnötig, diesem keineswegs übertriebenen Gemälde die gesellschaftlichen Folgen der Ausschweifung hinzuzufügen, die für die Frau so schmerzhaft sind in einer noch halb barbarischen Gesellschaft wie die unsere, die den jungen Leuten der wohlhabenden Klassen die Ungestraftheit der Verführung sichert und sich bemüht, die Folgen der Ausschweifung mit willigen Mädchen unschädlich zu machen.

Die Ursachen dieser Sinnlichkeit sind vielfältig. Wir haben gesehen, daß die eine organisch ist. Gleichwie die Berufung des Magens an das Bewußtsein die Gestalt jenes Hunger genannten Leidens annimmt, gleichwie der Ruf der Atmungswege in dem Gefühl des Erstickens liegt, das heftig auftritt, sobald die Luft aufhört, zu den Lungen zu gelangen, ebenso giebt es einen Ruf der Geschlechtsorgane, sobald sich die Samenflüssigkeit daselbst ansammelt, — ein roher, gebieterischer Ruf, der durch seine nicht recht erklärte Macht das regelmäßige Arbeiten des Verstandes stört, so lange dem Wunsch nicht Genüge geleistet worden ist.

Jedoch liegt hier nicht, wie im Falle des Hungers,

ein Leiden infolge eines Mangels vor, sondern vielmehr infolge des Ueberflusses. Es ist ein Ueberfluß zu verausgabender Kräfte. Nun sind aber in der Physiologie, wie einem Haushalts-Voranschlag Kapitalsüberschreibungen möglich, und man kann unverwendete Summen unter einer anderen Rubrik buchen. Es ist ein System von Umrechnungen zu finden, denn welches auch der Ursprung der überflüssigen Kraft ist: eine Strapaze, welcher Art sie auch sein mag, zehrt sie auf und vernichtet sie.

So wäre also, wenn das Bedürfnis dasselbe bliebe, der Kampf gegen dasselbe, gegen sein Quälen leicht. Dieses Bedürfnis ist aber gewissermaßen gepeitscht, durch mancherlei Ursachen überreizt, die das Quälen bisweilen in einen Stoß wütenden, unwiderstehlichen Wahnsinns umwandelt, der uns zu unsinnigen, verbrecherischen Handlungen treiben kann.

Die erste Ursache der Ueberreizung liegt in unserer Ernährungsweise. Wir haben es bereits gesehen: wir essen fast alle zuviel. Unsere Nahrung ist zu gleicher Zeit zu reichlich und zu kräftig; wie Tolstoi[1] sagt, nähren wir uns wie Zuchtpferde. Man sieht Studenten von Tische aufstehen, rot, mit dickem Kopfe, lauten Reden, ungestümer Heiterkeit — und man sage nun, ob ihnen die geistige Arbeit möglich sein wird während der Stunden mühsamer Verdauung, die nun folgen, und ob nicht die reine Tierheit in ihnen die Oberhand haben wird.

Zu dieser Ursache der Ueberreizung kommen die zu lang anhaltenden Sitzungen, oft in der warmen Luft der Hörsäle oder in der schweren, dicken Luft der Kneipen im

[1] Kreutzersonate.

Winter; ferner das zulange Schlafen, das eine ſichere Urſache überreizter Sinnlichkeit iſt: ich ſage eine ſichere Urſache, denn während des dämmernden Halbſchlummers, der auf den Morgenſchlaf folgt, iſt der Wille gewiſſermaßen geſchmolzen: die Beſtie herrſcht widerſtandslos. Der Geiſt ſelbſt iſt ſchlaftrunken — und es ſcheint vielen Leuten, daß die Arbeit des Nachſinnens in dieſen molligen Stunden ausgezeichnet von ſtatten geht; ſie bilden ſich das ein: die eigentliche Schärfe des Geiſtes iſt abgeſtumpft; die hausbackenſten Gedanken erſcheinen eigenartig, und ſobald man die ſchönen Gedanken des Morgens niederſchreiben will, wird man gewahr, daß nichts gethan iſt; die vermeintliche Arbeit des Geiſtes war nur ein äußerliches Gedankenſpiel ohne großen Wert.

Ein Automatismus in der That, und der Automat in uns iſt das losgelaſſene Tier mit ſeinen Inſtinkten, ſeinen Trieben: und ſeine natürliche Neigung, das Ziel ſeines Laufes iſt das ſinnliche Vergnügen. So kann man als ausnahmsloſe Regel hinſtellen, wie wir weiter oben geſagt haben: daß jeder junge Mann, der eine oder mehrere Stunden nach dem Erwachen im Bette liegen bleibt, „durch ein Verhängnis“ laſterhaft iſt.

Zu dieſen Urſachen phyſiſcher Art kommt nun noch der mit ſich fortreißende Einfluß der Umgebung. Es iſt klar, daß der Umgang mit mittelmäßigen, charakterloſen Kameraden ohne Thatkraft, ohne Sittlichkeit nur ſehr ſchädlich ſein kann. Und wie wir leider offen geſtehen müſſen, giebt es unter den Studenten aller Länder eine beträchtliche Zahl reiner Taugenichtſe. In ſolchen Gruppen entſteht ein unſinniger Wetteifer: die ſchlimmſten Narren geben den anderen den Ton an. Im Speiſehaus, beſonders

an den zahlreichen Tischen kleiner Kliquen, sind die Mahlzeiten geräuschvoll, stürmisch; man erhitzt sich in lächerlichen Erörterungen ohne Sinn und Verstand. Man geht von dort übermäßig erregt fort, durchaus bereit, die Eingebungen roher, kecker Kameraden auf sich wirken zu lassen. Man läuft von einer Kneipe zur anderen, und das Gelage beginnt. Nach so heftigen Erschütterungen ist man lange Zeit unfähig, zur friedlichen Arbeit und zu den zarten Freuden des Denkens zurückzukehren. Diese Ausschweifungen lassen gewissermaßen eine böse Hefe zurück, welche die beim jungen Manne so unbeständigen höheren Gefühle zersetzt.

Wenn das noch die einzigen Ursachen der Verderbnis wären, könnten die einfach guten Naturen sie wohl meiden: leider giebt es andere Einflüsterungen höherer Art, und landläufige, allgemein angenommene Scheingründe, welche die schlimmsten Ausschreitungen beschönigen.

In dem psychologischen Teile des Buches haben wir die Beziehungen der Triebe und des Verstandes erörtert.

An sich blind erhält der Trieb seine genaue Richtung vom Verstande, und vom Augenblicke an, wo er des Zieles und der Mittel bewußt wird, verdoppelt sich seine Macht. Andererseits zieht der Trieb gewissermaßen Vorstellungen gleicher Art wie er selbst an und gruppiert sie um sich; er leiht ihnen seine Macht und erhält von ihnen eine vermehrte Macht. Es besteht da ein enges Bündnis, mehr als ein Bündnis, eine solche Solidarität, daß alles, was einen der Vertragschließenden schwächt, den andern schwächt, und daß alles, was den einen stärkt, den andern stärkt. Das ist besonders wahr für die Triebe geschlechtlicher Art. Die Bilder haben da eine beträchtliche

Macht der Verkörperung. Sie verbreiten sich mit wunderbarer Geschwindigkeit über die Zeugungsorgane. Ist der Trieb erregt, so entzündet er den gesamten Geist und erzeugt schließlich eine heftige Suggestion, die schier einer Sinnestäuschung gleichkommt; und umgekehrt wird kein Trieb leichter wachgerufen durch Vorstellungen oder Bilder. Die Rolle der Einbildungskraft in der verliebten Leidenschaft ist so groß, daß man sie nicht übertreiben könnte. Bei einem müßigen Geist besonders kann man sagen, daß die automatische Arbeit des Denkens diese Reihe von Wünschen zum Hauptgegenstand hat. Und der Beweis dafür ist, daß die Liebe nur an den Höfen und in der gegenwärtigen feinen Gesellschaft die herrschende Beschäftigung des Lebens hat sein können, weil die Gesellschaftsmenschen im kläglichsten Müßiggange leben. Für die Arbeitenden ist sie nur, was sie sein muß, ein Zwischengericht.

Daher ist das Unglück auch groß genug, daß der Student in diesem schon so schweren Kampfe, anstatt von der Umgebung, in der er lebt, aufrecht erhalten und ermutigt zu werden, hier nur Anreizungen findet, sich zu ergeben. Der geringste Zufall kann hier den so zerbrechlichen Griff des Steuerruders zertrümmern und die Seele der Willkür der Leidenschaft überliefern. Es ist bei dem Bewußtsein des jungen Mannes wie beim Meere im März: es ist nie ruhig, und ist es dem Anscheine nach einmal ruhig, so entdeckt eine aufmerksame Prüfung, daß mächtige Unterwellen da sind, die der geringste Wind in eine furchtbare Sturzwelle verwandeln kann. Man sollte also mit gewissenhafter Sorgfalt alles vermeiden, was einen, wenn auch nur augenblicklichen, Sturm hervorrufen kann. Wie soll das aber einer anfangen, der

mitten in einer Gesellschaft und einer Litteratur lebt, die eine Flut von Aufregungen über ihn ausschütten? Der junge Mann lebt gewissermaßen in einer berauschenden Atmosphäre. Alles scheint sich um ihn zu vereinigen, um sein Urteil hinsichtlich der Vergnügungen und der Liebe zu verwirren. Es ist nur zu gewiß, daß die große Mehrzahl der „Gebildeten" künstlischeren und geistigen Vergnügungen fern steht und oft auch unfähig ist, tief und nachhaltig die Schönheiten der Natur zu genießen: dagegen erfordern die nicht nur dem Menschen, sondern fast allen Tieren zugänglichen sinnlichen Vergnügungen nicht fortgesetzte Opfer: sie sind leicht erreicht, und bald schwinden die feinen Geschmacksrichtungen, und man ist dann zu keinen anderen Vergnügungen mehr fähig als zu den rohen.

Die Folge dieses allgemeinen Zustandes der Dinge ist, daß alle gesellschaftlichen Vereinigungen einfach geschlechtliche Anreizungen sind, die man unter verschiedentlichen Vorwänden verhüllt, wie Musik, Liebhabertheater u. s. w. Wenn der junge Mann von einer Abendgesellschaft zurückkehrt und sein bescheidenes Studentenzimmer wieder aufsucht, so betritt er es, die Phantasie voller Beunruhigungen: der Gegensatz des vielen Lichtes, der Tänze, der sinnberückenden Toiletten und seines ärmlichen Arbeitszimmers ist für die Gesundheit des Geistes tödlich. Für ihn giebt es kein niederdrückenderes Gefühl, denn nichts hat ihn gewöhnt, diese vermeintlichen Vergnügungen auf ihren Wert zu prüfen. Niemals ist ihm diese Wahrheit zu Fleisch und Blut geworden, daß er, so reich er an Kraft und an trügerischen Einbildungen ist, doch unfähig ist zu sehen, was und wie die Dinge sind. Aus einem Stück schmiedet er sich seine Außenwelt und die Persön-

lichkeiten, die er sich darin bewegen läßt, und diese Sinnestäuschung ist so lebhaft, daß sie sich zwischen ihn und die Wirklichkeit schiebt und ihm diese verdeckt. Es ist nicht erstaunlich, daß ihm im Gegensatze dazu sein so stilles, so ruhiges, so freies, so wahrhaft glückliches Leben unerträglich eintönig und traurig erscheint. Niemals fühlt er sich, der arme Student, versucht, Einkehr bei sich selbst zu halten. Nichts in seiner früheren Erziehung wappnet ihn gegen diese Gefahren. Ganz im Gegenteil! Die zeitgenössische Litteratur ist fast in ihrem größeren Teile eine Verherrlichung des Geschlechtsaktes. Wenn man vielen unserer Romanschreiber, vielen unserer Dichter Glauben schenken soll, ist das höchste, das edelste Ziel, das sich ein Mensch stecken kann, die Befriedigung eines Instinktes, der uns mit allen Tieren gemein ist! Nicht mehr sollen wir auf das Denken stolz sein, noch auf das Handeln, wohl aber auf einen physiologischen Zwang. „Was Carlyle am heftigsten an Thackeray verabscheute, ist, daß die Liebe bei ihm in französischer Weise dargestellt wird, als erstreckte sie sich über unser ganzes Dasein, als bilde sie dessen großen Angelpunkt, während die Liebe doch (das Ding, das man Liebe nennt) auf eine sehr kleine Zahl von Jahren des menschlichen Lebens beschränkt ist, und sie selbst in diesem unbedeutenden Zeitbruchteil nur einen der Gegenstände bildet, mit denen sich der Mensch zu beschäftigen hat unter einer Menge unendlich wichtigerer Gegenstände . . . Wahrhaftig, die ganze Sache der Liebe ist eine so elende Lumperei, daß in einer heldenmütigen Zeit niemand sich die Mühe machte, daran zu denken, geschweige denn den Mund darum aufzuthun."[1]

[1] Von Mrs. Carlyle angeführt.

Und Manzoni[1] ſchreibt: „Ich gehöre zu denen, die da ſagen, man ſoll von der Liebe nicht derart reden, daß man die Seele der Leſer dieſer Leidenſchaft geneigt macht ... Die Liebe iſt notwendig in dieſer Welt; es wird ſtets aber Liebe genug geben: es iſt alſo wirklich nicht von Nutzen, daß man ſich die Mühe nimmt, ſie zu pflegen, denn wenn man ſie pflegt, thut man nichts weiter, als man ruft ſie da hervor, wo ſie nicht not thut. Es giebt andere Gefühle, welche die Sittlichkeit braucht, und mit der ein Schriftſteller die Seelen mehr und mehr durchdringen ſoll: wie das Mitleid, die Nächſtenliebe, die Sanftmut, die Nachſicht, die Opferwilligkeit ...“

Die Worte Carlyles und Manzonis ſind die verſtändigſten, die über dieſen ſo wichtigen Gegenſtand der Liebe geſchrieben worden ſind. Abgeſehen von der unſinnigen Richtung der für das große Publikum berechneten Litteratur, nach alledem der Litteratur zweiten Ranges, ſind eine Menge Sophismen im Schwange, die den Studenten bei ſeinen Verſuchen der Selbſtbemeiſterung von vornherein entwaffnen. Die meiſten derſelben haben Aerzte zu Urhebern. Die haben ſie mit jenem ſchneidigen Ton und mit jenem kräftigen Selbſtvertrauen in die Welt geſchleudert, das viele von ihnen annehmen, wenn ſie Sätze, die aus wahrhaft kindiſchen Schlüſſen hervorgehen, als unumſtößliche Grundwahrheiten hinſtellen. Zunächſt führen ſie das Beiſpiel der Tiere an, um in der ganzen Reihenfolge die natürliche Notwendigkeit, dieſe phyſiologiſchen Verrichtungen zu vollziehen, zu beweiſen. Als wenn die langen Zwiſchenzeiten dieſer Verrichtung bei den meiſten Tieren

[1] Von Bonghi angeführt. Vgl. Revue des Deux Mondes, 15. Juli 1893, S. 359.

nicht grade gegen die Behauptung ſprächen, und als wenn es ferner nicht grade die Ehre des Menſchen wäre, daß er ſich von rein tieriſchen Bedürfniſſen freizumachen verſteht. Was iſt außerdem eine Notwendigkeit, der ſoviele Menſchen ſich zu entziehen wußten? Und hat man nicht das Recht zu ſtaunen, wenn man in dem Werke eines berühmten Arztes lieſt, daß „die Liebe im Leben einen überwiegenden Platz einnimmt. Wenn man in ein gewiſſes Alter kommt und kaum noch eine andere Hoffnung faſſen kann als die, nicht allzuſchnell den Abhang hinunter zu gleiten, der zum Greiſenalter führt, dann erkennt man, daß alles eitel iſt, nur nicht die Liebe!", die phyſiſche Liebe, wohlverſtanden, denn im ganzen Kapitel iſt von nichts anderem die Rede. Wie! All die geiſtigen und künſtleriſchen Freuden zuſammengenommen, die Liebe zur Natur, die Bemühungen zur Beſſerung des Loſes der Armen und Enterbten der Geſellſchaft, die väterliche Liebe, die Nächſtenliebe, all das wäre nichts, und all das ſollte man für einige Augenblicke eines Krampfes hingeben, den wir mit faſt allen Tieren gemein haben! Daß Renan ſelbſt ähnliche Worte ausgeſprochen hat, verſtehen wir, weil dieſer große Stiliſt nie in ſeine Studien menſchliches Sinnen und Trachten gebracht hat. Sein glückſeliger Optimismus, ein äußeres Zeichen einer im ganzen mittelmäßigen Seele, hat nichts, was ſolchen Anſchauungen widerſtrebte. Daß aber ein Arzt, der täglich mit dem menſchlichen Schmerz in unmittelbare Berührung kommt, der täglich Menſchen ſterben ſieht, eine ſolche Meinung bekennt, das verblüfft. Aber nochmals: wenn das das letzte Ziel des menſchlichen Lebens wäre, warum ſollte uns denn greiſenhafte Liebe verächtlich erſcheinen? Und, wie würde das Daſein der Greiſe

ſein, die ihr Alter außerhalb der Menſchheit, der Tierheit verſetzt, müßten wir fragen. Solche Lebensgrundſätze ſind einfach dumm und ungeſchlacht, ſagen wir es frei heraus, ja ſie bezeugen bei denen, die ſie ausſprechen, einen ſo elenden, der Wirklichkeit ganz entzogenen Geſichtspunkt, daß man ſich nicht genug wundern kann, ſie bei Männern der Wiſſenſchaft zu finden, die doch gediegene Schlußfolgerungen gewöhnt ſein ſollten.

Prüfen wir alle unſer Daſein, prüfen wir das der anderen: iſt die Liebe bei der großen Mehrzahl der Bauern, der Handwerker, aller Leute, die ein geſundes thätiges Leben führen, die ſich nicht jeden Tag krank eſſen, die nicht zwölf Stunden im Bett zubringen, nicht offenbar, wie Carlyle ſagt, nur ein Zwiſchengericht? Iſt ihr Anteil nicht ſehr beſchränkt? Den Müßiggängern mag die Liebe eins und alles ſein, meinetwegen. Wir wiſſen es; man macht ja für ſie Zeitungen und Bücher, die beſtimmt ſind, ſie anzuſtacheln. Wie hart iſt aber ihre Züchtigung! Im Alter, wo dieſe Genüſſe ihnen verſagt ſind, blaßt für ſie das Leben ab und verliert jeden Wert: ſie bieten das groteske, widerliche Schauſpiel eines ausgemergelten Hanswurſtes. Welch klägliche Behauptung, daß es für den Greis keine anderen Beſchäftigungen giebt, als ſich in ſinnlichen Bildern zu gefallen! Iſt es da nicht hundertmal beſſer, wie Cicero ſich Glück zu wünſchen, daß man der Hörigkeit der Leidenſchaften entgangen iſt, und ſich der Politik, der Litteratur, den Künſten, der Wiſſenſchaft, der Philoſophie zu widmen?

Dieſe blöde Anſicht, die Liebe ſei das All im Leben, geht oft mit ganz ebenſo ungeheuerlichen Trugſchlüſſen einher. Man erklärt die Keuſchheit für geſundheitsſchädlich.

Man sieht jedoch die religiösen Orden, bei denen die Keuschheit durchaus Regel ist, nicht reicher an Krankheiten als die Prostitution. Schlösse man einen jungen Mann in einem Zimmer ein, ohne Bücher, ohne Möglichkeit zu arbeiten, so könnte die geschlechtliche Anwandlung sicher unwiderstehlich werden und eine schwere Störung, nicht in der Gesundheit, sondern im Verstande erzeugen. Für einen fleißigen, thatkräftigen jungen Mann aber wird die Anwandlung niemals unzügelbar. Nochmals: Kapitalsüberschreibungen sind möglich, und die Arbeit hat bald über das Gelüste triumphiert. Andererseits sind die so zweifelhaften Gefahren der Enthaltsamkeit nichts im Vergleich zu den Folgen der entgegengesetzten Ausschreitung. Wenn es in Paris allein zwei Krankenhäuser für die Krankheiten dieses Ursprungs giebt, wenn alljährlich die Zahl der infolge solcher Ausschweifungen von Rückenmarks-Erweichung und -Lähmung Betroffenen immer mehr zunimmt, dann ist es mindestens lächerlich, wenn der Verfasser eines dickleibigen Buches von 1500 Seiten über Gesundheitspflege ausposaunt, die Enthaltsamkeit untergrabe die Gesundheit! Ist es nicht vielmehr augenscheinlich, daß das geschlechtliche Vergnügen zu Grunde richtet, die Enthaltsamkeit hingegen Leib und Seele eine wunderbare Kraftfülle und Lebensfreudigkeit verleiht? Besteht denn übrigens das Mittel, über unsere Gelüste zu triumphieren darin, ihnen stets nachzugeben? Wissen denn nicht sogar Neulinge in der Psychologie, daß die wesentlichste Eigenschaft der Gelüste, wie sie auch sein mögen, eine Art Unersättlichkeit ist, die um so ungestümer wird, je leichter man ihnen nachgiebt? Eine merkwürdige Art, die Frechheit des Feindes zu unterdrücken, indem man zum Rückzuge bläst, sobald er sich zeigt!

Besonders heißt das, eine sehr große Unkenntnis seiner selbst an den Tag legen, wenn man hofft, die geschlechtlichen Gelüste durch Zugeständnisse zu meistern. Hier heißt nachgeben nicht beschwichtigen, sondern erbittern. Um die Sinnlichkeit zu bemeistern, giebt es nichts so Wirksames, wie ihre Bekämpfung durch alle Mittel. Lassen wir aber diese medizinischen Theorien: sie sind so naiv, so kindlich, daß man in ihnen nur einen neuen Beweis dafür sehen kann, wie durchaus ungenügend bei den meisten Studenten der Medizin ihre Studien in der Logik, Psychologie und Moral sind.

Wir müssen also gegen den Trieb ankämpfen. Zwar ist der Sieg schwer. Er ist der höchste Triumph der Selbstbemeisterung. Und wenn man gewöhnlich über die Reinheit eines zwanzigjährigen jungen Mannes spottet, wenn man in der Ausschweifung einen Beweis der Männlichkeit sieht, ist es da nicht traurig, daß die Sprache in ausgeprägten Formeln die Dinge vollständig auf den Kopf stellt! Die Kraft aller Kräfte, die reine Vollkraft, der frei gewordene siegreiche Wille, heißt das nicht alles, im Kampfe gegen diesen so mächtigen Instinkt Herr bleiben? Die Männlichkeit liegt hier, nicht anderswo: sie liegt in der Selbstbemeisterung — und die Kirche hat recht, in der Keuschheit die höchste Gewähr der Vollkraft des Willens zu sehen, der Kraft, die nun ihrerseits die Möglichkeit aller anderen Opfer für den Priester verbürgt.

Wenn der Triumph aber möglich ist, so ist er nicht leicht. Hier, wie anderswo, kostet die Eroberung, je beneidenswerter sie ist, desto mehr Anstrengungen und beharrliche Gewandtheit. Die Heilmittel sind mannigfaltig, wie es die Ursachen sind.

Zunächst ist es dringend notwendig, die unmittelbar dazu führenden Bedingungen zu bekämpfen. Wir müssen unseren Schlaf mit aller Kraft regeln, erst zur Ruhe gehen, sobald wir müde sind, und aufstehen, sobald man munter ist. Wir müssen zu weiche Betten, die morgens zu langem Faulenzen einladen, vermeiden. Ist unser Wille zu schwach, als daß wir gleich beim Erwachen aus dem Bette springen könnten, so giebt es ein gutes Mittel: wir dürfen nicht fürchten, hierzu jemand eigens anzustellen, der uns zwingt aufzustehen, was wir auch in dem Augenblick dagegen einwenden mögen.

Weiter muß der Student seine Ernährung überwachen, erhitzende Speisen, zu vieles Fleisch, schwere Weine, die einen in diesem Alter nichts angehen, vermeiden. Das sicherste für ihn ist, fern von der Universität eine ruhige, freundliche, luftige und sonnige Wohnung zu wählen und oft einzelne leicht zu bereitende Gerichte zu Hause zu essen.

Er muß langanhaltendes Sitzen vermeiden, in seinem Zimmer eine reine Luft, eine gemäßigte Wärme erhalten. Jeden Abend muß er ausgehen und überlegen, was er am nächsten Tage arbeiten will, und den Spaziergang muß er bis zur Müdigkeit fortsetzen. Dann geht er zu Bett. Diese Spaziergänge muß er sich, gleichviel bei welchem Wetter, zur Pflicht machen: wie der englische Humorist bemerkt, regnet es immer viel stärker, und ist das Wetter für den immer viel schlechter, der durch die Fensterscheiben seines Zimmers auf die Straße hinausschaut, — als für den, der sich nicht fürchtet hinauszugehen.

Vergessen wir aber ja nicht: bei den jungen Leuten, die eine mäßige Ernährungsweise haben und die Gesetze einer verständigen Gesundheitspflege befolgen, sind die

Anwandlungen physiologischer Art weder häufig noch schwer zu umgehen, und der Kampf gegen die Sinnlichkeit wäre leicht, wenn nicht die Anreizungen geistigen Ursprungs und das Vergnügen, das man daran finden kann, der physischen Eingebung die Stütze genauer Bilder und eine wohlwollende Beachtung brächten.

Weiter oben haben wir ausführlich die engen Beziehungen des Verstandes und der Leidenschaften besprochen. Die wesentlich blinde Leidenschaft vermag ohne die Hülfe des Verstandes nichts; wenn es ihr gelingt, dessen Mitbeteiligung zu gewinnen, kann sie ungestüm werden und zu ihrem Vorteil ein bergstromartiges Gewühl von beiläufigen Vorstellungen und Empfindungen schaffen, dem selbst ein starker, kriegsgewohnter Wille nicht zu widerstehen vermag. Wir müssen daher wachsam sein und die Beihülfe unseres Denkens versagen: und, ein für allemal, der direkte Kampf gegen die Sinnlichkeit ist gefährlich; alle Aufmerksamkeit, die man ihr schenkt, selbst um sie zu bekämpfen, stärkt sie. Hier besteht der Mut in der Flucht. Während die großen geistigen Eroberungen sich durch stetes Darandenken vollziehen, geschehen die großen Eroberungen der Sinnlichkeit gegenüber dadurch, daß man nie daran denkt. Um jeden Preis müssen wir das Zusammentreffen der Vorstellungen und der entstehenden Versuchung vermeiden. Um jeden Preis müssen wir vermeiden, daß sinnliche Bilder eins nach dem anderen, Hand in Hand, erwachen, die noch im Geiste schlummern. Wir müssen das Lesen der Romane, und besonders der schlüpfrigen Bücher oder Blätter vermeiden. Es giebt so manche Seite bei Diderot, die gleich dem Trinken eines heftigen Liebeselixirs wirkt. Wir müssen die Betrachtung unzüchtiger

Bilder vermeiden, die für die Ruhe des Geistes noch gefährlicher ist als die Beschreibungen. Wir müssen die Gesellschaft lockerer Kameraden vermeiden: bis in die kleinen Einzelheiten müssen wir die Gelegenheiten voraussehen und uns niemals von der Versuchung überraschen lassen. Zu Anfang ist sie ein einfacher Gedanke, noch ohne Kraft, der sich leise einschleicht. Sind wir in diesem Augenblick auf der Hut, so ist nichts leichter, als den Eindringling zu verjagen. Läßt man die Bilder aber erst genauer werden, findet man Vergnügen daran, sie hervorzurufen, und gefällt man sich darin, so ist es zu spät.

Aus diesem Grunde ist ja das allerbeste Heilmittel die geistige Arbeit. Ist der Gedanke stark in Anspruch genommen, so werden die schüchternen Einflüsterungen der Leidenschaft kraftlos an der Schwelle des Bewußtseins aufgehalten. Es wird ihnen kein Gehör geschenkt. Nur wenn der Geist leer ist, haben sie Aussicht einzudringen. Es ist wirklich, mehr als man meint, wahr, daß der Müßiggang aller Laster Anfang ist. In den Augenblicken der Träumerei, oder im Augenblick, wo der Geist unbeschäftigt ist, schleicht sich die Versuchung ins Bewußtsein: richtet sich die Aufmerksamkeit auf sie, so kräftigt sie dieselbe und verleiht ihr genauere Formen. Das Erwachen der ins Gedächtnis eingeprägten Erinnerungen vollzieht sich der Reihe nach, und die Partei der sinnlichen Bestie ordnet ihre Scharen bis zum Augenblick, wo der vernünftige Wille abdankt und den tierischen Mächten das Feld frei läßt.

Ohne Furcht des Irrtums kann man daher sagen, der Faule, der Müßige wird ganz gewöhnlich der Sinnlichkeit unterjocht werden, nicht allein, weil die Leere ihres Denkens

das Bewußtsein gewissermaßen offen läßt für die geschlechtlichen Anwandlungen, sondern auch, weil ein Mensch, ein junger Mann besonders, Vergnügen, lebhafte Erschütterungen nötig hat. Und wenn man nun dieses Vergnügen, diese Erschütterungen nicht von der geistigen Arbeit, von gesunden und kräftigen Zerstreuungen verlangt, dann muß man sie — es ist wie ein Verhängnis — und zwar kräftigere, heftigere von lasterhaften Gewohnheiten oder von der Ausschweifung verlangen.

Daher genügt es nicht, um den geschlechtlichen Leidenschaften zu widerstehen, daß unser Geist in Anspruch genommen ist: die Beschäftigung muß Vergnügen mit sich führen, die Freude fruchtbringender Arbeit. Ist die Arbeit zersplittert, die Aufmerksamkeit auf zu vielerlei Gegenstände verzettelt, bringt sie keinerlei Freude mit sich, erzeugt sie vielmehr offenbaren Verdruß und Unzufriedenheit mit uns selbst, so ist sie der Entfesselung der Leidenschaften fast ebenso günstig, als der Müßiggang selbst. Nur die ordentlich gegliederte Arbeit nötigt dem Geiste eine mächtige, fortgesetzt andauernde Teilnahme ab. Sie bringt die Freude, welche Fußgänger empfinden, wenn sie ihre eigene volle Kraft fühlen, wenn sie den Bergesgipfel von Augenblick zu Augenblick näher rücken sehen: nur die Arbeit setzt dem Eindringen geschlechtlicher Anwandlungen in den Gedanken einen granitenen Damm entgegen.

Verbindet man mit solcher fröhlichen Arbeit kräftige Gewohnheiten, versteht man es, die weiter oben aufgezählten Vergnügungen aufzusuchen, so bleibt, um gerettet zu werden, nur noch übrig, der von der Mannbarkeit erweckten unbestimmten Sehnsucht bestimmte Befriedigungen zu gewähren. Nichts ist leichter in diesem glücklichen Alter,

das vom achtzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre reicht, als die Natur, die Berge, die Wälder, das Meer lieb zu gewinnen, alles Schöne, Große, Tröſtliche — die ſchönen Künſte, die Litteratur, die Wiſſenſchaften, die Geſchichte — bis zur Leidenſchaftlichkeit zu lieben, von dem neuen Geſichtskreis gar nicht zu reden, den die Entwicklung der ſozialen Ideen einem offenen Herzen bietet. Wie wird ein junger Mann, der ſolch ein Programm erfüllt, für ſeine Anſtrengungen belohnt werden! Seine vermehrte Lebenskraft, ſein entwickelter Geiſt, ſeine edel gepflegten Gefühle werden ihm ein beneidenswertes Daſein ſchaffen. Selbſt Mißerfolge werden ſeiner männlichen Würde keinen Eintrag thun, weil er ihre Bitterkeit verbeißen wird. Er wird es verſtehen, ſich entſchloſſen zu erheben, und den Kampf von neuem beginnen. Der vollſtändige Sieg iſt nicht gut möglich; es heißt aber ſchon in dieſem Kampfe ſiegreich ſein, wenn man nicht oft beſiegt wird, und wenn man niemals ſeine Niederlagen mit frohem Leichtſinn hinnimmt.

4.

Wir müſſen aber die beiden Geſtalten, welche die Sinnlichkeit im Leben des Studenten annimmt, näher ſtudieren. Wir haben es bereits geſagt, die Durchſchnitts-Sittlichkeit der Studenten iſt überaus mittelmäßig, und dies liegt an der Thatſache, daß ſie ohne Ueberwachung oder Leitung in irgend eine große Stadt verſetzt ſind. Daher verliert auch eine große Zahl von ihnen in niederen Liebſchaften ihren Lebensmut und ihre Jugendkraft. Niemand

warnt sie; berauscht wie sie nun einmal sind, vermögen sie lange Zeit nicht, die naiven Täuschungen zu zerstreuen, die ihrer Anschauung vom Studentenleben als Grundlage dienen. Niemand sorgt dafür, daß sie über ihre Vergnügungen nachdenken, und daher kommen sie erst spät soweit, zu ahnen, daß die Eitelkeit einen vorwiegenden Anteil an ihren Liebschaften hat.

Die Kameraden, die sie im Wirtshaus sehen, sind nicht geschaffen, sie aufzuklären. Viele von ihnen haben eine Geliebte, und teils aus Selbsttäuschung, teils aus Prahlerei übertreiben sie die Freuden ihrer Lage, ohne sich klar zu werden, daß diese Freuden sehr gemischt und teuer erkauft sind. Sie sind gezwungen, in der Gesellschaft ungebildeter, roher Frauenzimmer zu leben, deren Launen, Dummheiten, Eigensinn und Putzsucht sie ertragen müssen. Dafür geben diese ihnen als Entgelt materielles Vergnügen ohne irgend welches Glück. Die meisten Studenten haben nur aus reiner Eitelkeit eine Maitresse, um sich mit ihr brüsten, um sie spazieren führen zu können. Wenn sie sie nicht „für die Zuschauer" behielten, könnten sie sie nicht acht Tage ausstehen.[1] Hierin liegt ein völliger Mangel an Urteil: materielles Vergnügen und die Befriedigungen der Eitelkeit auf der einen Wagschale; auf die andere müßte man die schönen Morgenstunden tüchtiger, köstlicher Arbeit legen, die verloren gehen und Tagen des Mißbehagens, körperlicher Untergrabung, wahrer Vertierung Platz machen. Man müßte dort die dummerweise vertrödelten schönen Reisen hinlegen, später zu bezahlende

[1] S. hierzu ein hübsches Kapitel von Maxime du Camp in seinem Testament littéraire: Le Crépuscule, propos du soir. Paris 1893, Hachette & Co. Kap. 2. La Vanité.

Schulden, die Reue des reiferen Alters und all die Trauer, all die Erniedrigungen des gegenwärtigen Augenblicks.

Es giebt nur ein Heilmittel: der Gefahr zu entfliehen, und ist es zu spät: entschlossen zu brechen, die Umgebung zu vertauschen; die Kameraden zu verlassen, deren Einfluß man für schlecht erachtet; wenn es nötig ist, ein anderes Haus, ja ein anderes Stadtviertel zu wählen. In Gedanken muß man, in Worten und in Handlungen, ein Leben annehmen, das demjenigen, das auf uns lastet, entgegengesetzt ist, und besonders muß man alle Vergnügungen, die man dem Verkehr mit „Studentenmädchen" verdankt, einer vernichtenden Prüfung unterziehen. Wenn der Student vierzehn Tage lang diesen vorübergehenden Liebschaften eine gründliche Abschätzung zu teil werden ließe; wenn er täglich nach gewissenhafter Prüfung in einer Spalte das Vergnügen, in einer anderen den Verdruß buchte, so würde er über das Ergebnis staunen. Noch mehr würde das vielleicht der Fall sein, wenn er jeden Abend, oder besser alle paar Stunden seinen „Seelenzustand" buchte. Er würde dann anfangen, sich über die außerordentliche Täuschung klar zu werden, welche die Summe jedes Tages, jedes Monats fälscht, und die ihm vorredet, er habe Vergnügen, oder habe Vergnügen gehabt, wo jeder Augenblick des Tages für sich genommen doch eher ein Augenblick der Langenweile, des Verdrusses, oder im besten Falle der Gleichgültigkeit ist. Der Irrtum liegt an einer sonderbaren Erscheinung der Selbst-Suggestion, welche die Erinnerung der Wirklichkeit verdrängt und eine erfundene, lügnerische Erinnerung an ihre Stelle setzt. Diese Pseudo-Erinnerung ist ein in einem Stück eingebildeter Zustand, nämlich der *erwartete* Bewußt-

seinszustand, der nach unserer naiven Selbsttäuschung hätte dasein sollen, der aber nicht einen einzigen Augenblick im Bewußtsein vorhanden gewesen ist. Unsere Selbsttäuschungsfähigkeit ist in dieser Beziehung sogar so groß, daß wir dem wirklichen gegenwärtigen Zustande unserer Seele keinerlei Aufmerksamkeit schenken, weil dieser wirkliche Zustand zu dem gar nicht paßt, was unserer Meinung nach geschehen sollte. Nirgends ist nun diese Selbsttäuschung größer und beklagenswerter als bei den Studenten, sobald er das Vergnügen abschätzt, das ihm die Frau bereitet. Wir wiederholen es: fast alle mit jenen armseligen aus rohen und dummen Vorstellungen zusammengekneteten Hirnen voller unerträglichen Launen verbrachten Augenblicke zusammengenommen sind an sich unangenehm, und die Summe dieser unangenehmen Augenblicke hat sich unter dem Einflusse der Eitelkeit in eine angenehme Erinnerung umgewandelt! Man beachtet nicht — ich sage es ruhig nochmals — die vertrödelte Zeit, noch das thöricht verschleuderte Geld, noch den geistigen Untergang, der den Ausschweifungen folgt. Man denkt gar nicht über die geopferten Freuden nach, nicht darüber, wieviel Museen man hätte besuchen, welch schöne Sachen man hätte lesen können. Man vergißt das Opfer verständiger Unterhaltungen und Spaziergänge mit erlesenen Freunden. Man bedenkt nicht, daß der auf Gelage folgende Ekel eins der traurigsten Dinge des Daseins ist, und eins der verächtlichsten. Gar nicht denkt man daran, wie man in den Ferien nicht die Alpen, oder die Pyrenäen, oder die Bretagne besuchen kann. Man vergißt, daß man für den Preis einiger Nächte der Betäubung hätte eine Reise nach Belgien machen können, nach Holland, oder nach den Ufern des Rheins,

oder nach Italien. Man denkt nicht an die wunderschönen Ernten von Erinnerungen, die man von Reisen in zwanzig Jahren aufspeichert, Erinnerungen, von denen man später lebt, welche die Tage der Trauer und undankbarer Amtsgeschäfte verschönen. Was auch vertrödelt wird, sind die schönen Bücher über Kunst, Reisebeschreibungen u. s. w., Kupferstiche, Gemälde, die treuen Gefährten des ganzen Lebens, die man während der langen Winterabende bei der Hand hätte, — alles Dinge, die man nicht kauft.

Die Eitelkeit selbst, die durch das Bedürfnis, sich öffentlich bloßzustellen, befriedigt wird, ist von sehr geringem Werte. Sicher kommt sie dem Stolz über Erfolge, die man der Arbeit verdankt, nicht gleich; nicht einmal den tausend verzeihlichen Eitelkeiten des Studenten, der stolz ist, seine bescheidenen künstlerischen Schätze zu zeigen, oder von seinen Reisen zu erzählen. Das Leben des Studenten, der dem „Vergnügen" nachgeht, ist also ein kläglich eintöniges, kläglich unfruchtbares und obendrein ganz blödsinnig, blödsinnig, ekelhaft blödsinnig.

5.

Die gesellschaftlichen Folgen der Prostitution sind so beklagenswert; das so traurige Leben, das ohne Zweifel um des Gegensatzes willen „das lustige Leben" genannt wird, bereitet den jungen Mann gehörig auf eine „Unterfutter"-moral vor und oft auf eine entsetzlich grausame Verlassenheit.

Endlich sind die Gefahren, die der Gesundheit des

Studenten drohen, so groß, und die Nachwirkung der Vergeudung von Geld und Zeit auf die folgenden Jahre hin so andauernd, daß aus allen diesen vereinten Gründen kein junger Mann von Herz zögern wird, in sich zu gehen und ehrbare Entschlüsse zu fassen.

Es giebt aber noch eine andere Gestalt der Sinnlichkeit, die wir ohne falsche Scham besprechen müssen, und deren Verwüstungen, wenn auch mehr verborgen, so doch nichts destoweniger beklagenswert sind. Es handelt sich um ein Laster, das an sich nichts Verführerisches hat, und derartig, daß keine Frage der Eitelkeit etwa die Schätzung des gemeinen Vergnügens fälscht, welches es verschafft. Es ist einfach und rein ein Laster, und ein schimpfliches Laster, das man verbirgt. Es ist offenbar ein Schandfleck. Es bildet einen pathologischen Fall, und man unterliegt ihm nur, indem man es beklagt, daß man ihm unterliegt. Alle diese Gründe bewirken, daß die Behandlung einfach, die Heilung gewiß ist. Die Häßlichkeit dieser traurigen Gewohnheit wagt kein Sophismus zu verschleiern.

Es ist gewiß, daß der von dieser Nervenkrankheit befallene Unglückliche auf seine eigenen Gefühle ohne Beimischung anderer Empfindungen beschränkt ist. Das grade macht den Kampf, wenn nicht leicht, so doch möglich. Hier ist das Bedürfnis wiederum wenig; es ist möglich, „Kapitalsüberschreibungen" vorzunehmen und die Kraftüberschüsse in einem anderen Kapitel des Haushaltsvoranschlages zu buchen. Das ganze Uebel rührt von der Einbildungskraft her: daher ist es klug, sobald sich eine Anwandlung im Bewußtsein regt und man sich von vornherein besiegt fühlt, fortzugehen, Gesellschaft aufzusuchen, oder sich mit Macht an die Arbeit zu begeben. Hier be-

ſonders iſt der direkte Kampf gefährlich, und grade durch die Flucht erringt man den Sieg. Man muß ſeinen Weg weiter gehen, wie man es macht, ſobald die Hunde bellen und die um ſo länger bellen, als man ihrem Lärm mehr Beachtung ſchenkt. Iſt der unbedingte Erfolg unmöglich, ſo muß man ſich wenigſtens bemühen, dem Uebel ſo ſelten wie möglich zu unterliegen, und in immer größeren Zwiſchenräumen.

Bemerken will ich noch, daß die Haupturſache dieſes Laſters wiederum die Geiſtesleere iſt, die den Anwandlungen alle Kraft läßt, ſowie der Mangel an geſunden und kräftigen Anregungen. Das Hauptheilmittel iſt alſo wiederum ordentlich gegliederte Arbeit, mithin eine fruchtbringende und fröhliche Arbeit und eine an thätigen, kräftigen Vergnügungen reiche Lebensweiſe.

Zweites Kapitel.

Die zu bekämpfenden Feinde: Die Kameraden u. ſ. w.

Nachdem nun die Hauptſache erledigt iſt, bleibt uns noch übrig, ſchnell die Gefahren zu muſtern, die in zweiter Linie die Arbeit des Studenten bedrohen. Es iſt klar, daß er die Kameraden zu ſeinem Umgange ſorgfältig wählen muß. In ſeiner Umgebung wird er unter freundlichen Geſichtern die ſicherſten Feinde ſeiner Zukunft antreffen. Zunächſt eine gewiſſe Zahl von reichen jungen Leuten, die nicht von der Sorge um das Daſein angeſpornt ſind und, durch die weichlichen Gewohnheiten von Haus aus ver-

dorben, ihre Jugend in thörichter Weise verbringen, um sich auf die Nichtigkeit ihres reiferen Alters vorzubereiten. Da sie gezwungen sind einzugestehen, daß sie etwas verächtlich sind, so bespötteln sie, um diese innere Verachtung zu verbergen, die arbeitsamen Gewohnheiten der Fleißigen. Es giebt aber eine andere gefährlichere Art, die ihre Verheerungen übrigens schon auf dem Gymnasium verübt. Es sind die Pessimisten aus Schwäche, die vor dem Kampfe Mutlosen. Wie alle Schwächlinge sind sie ungemein neidisch, von niederer heimtückischer Eifersucht. Dieser häßliche Geisteszustand macht sie zu Proselyten einer neuen Art, zu geduldigen, beharrlichen Proselyten: ihr Ziel scheint zu sein, überall den guten Willen zu entmutigen; sie üben ununterbrochen eine niederdrückende Thätigkeit aus. Sie belauern jede Hinfälligkeit und erlangen schließlich einen verhängnisvollen Einfluß. Ihrer eigenen Schwäche und der traurigen Zukunft, die ihrer wartet, bewußt, finden sie ein Vergnügen daran, die anderen zu hindern, Anstrengungen zu machen.

Andere sind einfach Faulenzer, die den Kameraden ermahnen, quälen, nichts zu thun. Sie versuchen, ihn in die Kneipe zu schleppen, sie erleichtern ihm die Gelegenheiten zur Ausschweifung. Die französischen Studenten sind in gewissen Beziehungen den deutschen Studenten weit überlegen, da diese sorgsam in Verbindungen abgeschlossen sind, die ihnen jede Selbständigkeit, jede Unabhängigkeit nehmen, und sie zu übermäßigem Trinken verleiten[1]. Die französischen Studenten sind viel nüchterner und verfügen mehr über sich selbst. Zum größten Teil übertreiben sie

[1] Vgl. Th. de Wyzewa, La vie et les mœurs en Allemagne: Revue des Deux Mondes, 61. Jahrg., 15. März.

aber die Ausdehnung ihrer Freiheit sehr. Obwohl in einer großen Stadt sich selbst überlassen, ist ihre Sklaverei eine sehr harte, und überall schleppen sie sie mit sich: die Ursache derselben liegt nämlich in ihnen. Die gegen das zwanzigste Jahr so große Eitelkeit unterwirft sie willig der öffentlichen Meinung, das heißt der Meinung der Kameraden und vorzugsweise der schlimmsten Taugenichtse, die allgemein das Ansehen haben, das Keckheit, entschiedenes, selbstbewußtes Auftreten, ein gebieterischer Ton und heftige Ausdrücke, um das gerade, ehrbare Benehmen zu brandmarken, zu geben pflegen. Fast stets besitzen sie alle und jede der Eigenschaften, die einem schwachen Willen Achtung gebieten, und sie geben allen, die ihnen nahe kommen, den Ton an. Dieses Ansehen wächst noch um die Kraft, die ihm die bereits bekehrten Proselyten verleihen, welche blindlings als ein Leben des Vergnügens, als das rechte Studentenleben das ermüdendste, leerste, dümmste Leben hinnehmen, das man sich nur denken kann. Sie vernichten ihre Gesundheit, ihren Geist, um dem zu gefallen, den sie bis zur knechtischen Nachahmung bewundern. „Wenn man sich mit seinen eigenen Lastern begnügte, bemerkt Chesterfield[1], so würden wenige Leute so lasterhaft sein, wie sie es sind. So zu glänzen, wie die jungen Leute, die ein vergnügtes Leben führen, heißt — wie derselbe Schriftsteller sagt — dem faulen Holze in der Dunkelheit gleichen. Der wirklich selbständige junge Mann ist derjenige, der solche Einflüsse zurückweist, der diese Art von Glück beim rechten Namen, ermüdenden, gefährlichen Frondienst, nennt. Den Aufforderungen weiß er eine

[1] Briefe des Lord Chesterfield an seinen Sohn Ph. Stanhope. Briefe von Sept. Oktob. 1748.

höfliche, aber unerschütterliche Weigerung entgegenzustellen. Er läßt sich nicht durch Sticheleien beeinflussen, er vermeidet jeden Versuch einer Erörterung über die Arbeit und die Fragen des Vergnügens, deren Lösung er sonnenklar sieht. Er weiß, daß die Mehrzahl der Kameraden niemals über die Richtung ihres eigenen Lebens nachgedacht hat; er weiß, daß sie wie von einem Wirbelwind fortgerissen werden, unbewußte Spieldinge, von äußeren Kräften hin und her geworfen; und ihrer Meinung legt er nicht mehr Wichtigkeit bei, als ein Irrenarzt den von ihm geprüften Gestörten. Wie sollte ich mich auch, der ich die Thorheit jener Vorurteile klar erkannt habe, ihnen unterwerfen und die Anschauungen jener jungen Leute annehmen! Ich sollte meine Freiheit, meine Gesundheit, die fruchtbaren Freuden der Arbeit opfern, um ihren Spöttereien zu entgehen, ihre Verzeihung, ja ihre Bewunderung zu verdienen! Ich, der ich weiß, daß ihre Vergnügungen nur Ermüdung und Betäubung sind, ich sollte mich an ihrem Unfug beteiligen? Die landläufige Sprache ist ja nichts als ein Behälter der Mittelmäßigkeit und Roheit der Massen, und doch sollte ich mich beeinflussen lassen von Beinamen, Wortverbindungen, Formeln, angeblichen Grundwahrheiten, die dazu dienen, den Triumph der menschlichen Bestie über den vernünftigen Willen zu beschönigen! Niemals wirft man sich so weg: die Einsamkeit ist tausendmal vorzuziehen. Lieber die Studenten-Kasernen fliehen, lieber sich in einem Viertel, dessen Entfernung die müßigen Kameraden abschreckt, eine hübsche, schmucke, peinlich sauber gehaltene, sonnige, vielleicht gar mit einem Eckchen Grün geschmückte Wohnung schaffen. Man muß die Gesellschaft höher stehender Leute aufsuchen, seinen Professoren Besuche machen, sie über seine Arbeiten,

seine Hoffnung, seine Mißerfolge unterrichten und unter ihnen gewissermaßen einen Gewissensleiter suchen. An Stelle der Kneipe, des Wirtshauses muß der regelmäßige Besuch der Museen, der Spaziergang über Land, Plaudereien bei uns zu Hause mit einem oder zwei höherstrebenden Freunden treten.

Was die Haltung des Studenten den Vereinigungen der Kameraden gegenüber anbetrifft, so muß sie eine völlig wohlwollende sein. Die Menge der jungen Leute braucht nur aus den Kneipen fortzubleiben und die Studentenversammlung aufzusuchen: dort wird sie zwar sicher eine mittelmäßige Gesellschaft finden; aber auch bessere Elemente werden sich dort treffen können, sich kennen lernen und sich lieb gewinnen. Die einzige Gefahr — eine sehr große, aber nicht größere als in der Kneipe — besteht in jenen Gewohnheiten, die in den dunkelen Gegenden unserer Thätigkeit tiefe Wurzeln schlagen, die unseren Willen ganz allmählich beherrschen, ihn unbeweglich machen: so lag Gulliver an den Boden gefesselt durch die tausend kleinen Bande seiner Haare, welche die Liliputaner an ebensoviel kleine in die Erde gesteckte Holzpflöcke befestigt hatten. Nach und nach bedarf der Student der von den Kameraden hervorgerufenen Aufregung; er muß seine regelmäßige Partie machen, die in oft mit Tabaksqualm gefüllten Sälen und in verderblicher Unbeweglichkeit die dem Spaziergang in freier Luft entzogenen Stunden in Anspruch nimmt. Eine andere sehr große Gefahr liegt in dem Haufen Blätter und Zeitschriften, die den Geist ablenken, zersplittern und in der Folge seine Kräfte vernichten. Durch sie erhält das Denken eine fieberhafte Aufregung, ähnlich derjenigen, die dem Körper Reizmittel verursachen; und

dieſe Aufregung iſt doppelt verderblich: verderblich an ſich als Aufregung, verderblich durch ihre weitere Unfruchtbarkeit. Wer iſt nicht verſtimmt und nervös, nachdem er acht bis zehn Zeitungen geleſen hat und hat ſich nicht veranlaßt geſehen, die auf dieſes Leſen folgende ungeſunde Abſpannung mit der belebenden kräftigen Freude zu vergleichen, welche die ſtreng geordnete, nachhaltige, fruchtbringende Arbeit bereitet?

Sofern er aber Herr über ſich bleibt, ſofern er nicht Gewohnheiten annimmt, ſofern er nicht ſeine geiſtigen Kräfte verzettelt, kann der Student dort eine nützliche Ablenkung, eine beruhigende Heiterkeit, das Lachen fröhlicher Kameraden, ja anregende Erörterungen finden. Und, ich wiederhole es, er hat mehr Ausſichten, dort die Elemente einer Geſellſchaft auserleſener Kameraden zu treffen. Gleichwie die Buchdruckerkunſt den Verſtand befreit hat, indem ſie die Werke der großen Geiſter aller Zeiten den Unabhängigen vermittelte, ſo befreien die Studentenverbindungen einen jeden derſelben von den enggeiſtigen Banden des Wirtshauſes und der zufälligen Bekanntſchaften, und bringen voneinander ſehr verſchiedene Geiſter und Charaktere in gegenſeitige Berührung, unter denen man Freunde ganz nach ſeinem Herzen finden kann. Ohne dieſe Verbindungen würden die Beziehungen Sache des Zufalls geblieben ſein. Die großen „Seelen-Ausſtellungen", wie man wohl die Verbindungen junger Leute nennen kann, geſtatten Gruppierungen ſympathiſcher Geiſter und Charaktere — gleichviel ob die Sympathie auf Aehnlichkeit oder auf Gegenſatz beruht — Gruppierungen, die, wie wir ſehen werden, zur Selbſterziehung nötig ſind.

Was die geſellſchaftlichen Beziehungen anbetrifft, ſo

kann der Student dort kaum etwas anderes erwerben als Gewandtheit in den Umgangsformen und eine Art vornehmen Firnisses. Was man, besonders in der Provinz, die „gute Gesellschaft" nennt, ist keineswegs eine geeignete Gesellschaft, Geist und Charakter zu stählen. Hier steht die Sittlichkeit auf einer trostlos tiefen Stufe und ist grenzenlos heuchlerisch. Das Geld berechtigt zu allem. Die herrschende Religion ist die knechtische Anbetung des Geldes: der junge Mann erhält hier kaum Lehren, die viel höher stehen als der ganze Durchschnittszustand des Gewissens. Sicher lernt er hier nicht Mäßigkeit. Hier weiß man gar nicht, Ueberlegenheit des Geistes oder des Charakters zu schätzen. In diesen Kreisen ist man wegen des Mangels an jeder tieferen Bildung den herrschenden Vorurteilen ganz unterworfen. Da die Dummheit ansteckend ist, wird der junge Mann, wenn er hier häufig verkehrt, nur zu bald sehen, wie seine liebsten Ideen abblassen, und — was schwerwiegender ist, wie sein edler Zorn über die Gebrechen des gesellschaftlichen Zustandes, wie sein Durst nach Gerechtigkeit, seine Opferbereitschaft ins Lächerliche gezogen werden. Diese Gesellschaft wird ihn bald nach ihrem Bilde gleichgültig gegen alles machen, was außerhalb der Sorge um seine Laufbahn liegt. Sie wird ihm all die Gründe nehmen, um derenwillen man lebt, und die Quelle der Begeisterung wird in ihm versiechen. Ein schöner Fortschritt, wenn er dann einer jener „stets schauenden, stets horchenden, nie denkenden" Männer geworden ist, die Marivaux[1] sehr richtig mit Leuten vergleicht, die etwa ihr

[1] Vie de Marianne, 5. Teil. (Macaulay erklärt diesen Roman für den bewundernswertesten, der je geschrieben worden ist, und er hat recht.)

Leben an ihrem Fenster verbringen. Ein schöner Fortschritt, wenn er dann lebt, ohne an irgend etwas Anteil zu nehmen, gezwungen, um sich selbst die schrecklich langweilige Leere seines Daseins zu verhehlen, sich den tyrannischen Verpflichtungen zu fügen, welche das Leben des Mannes der feinen Gesellschaft zugleich zum ermüdendsten, einfältigsten, ganz unheilbar eintönigsten machen, das man sich nur vorstellen kann. Jede Erörterung über Gegenstände, über die man verschiedener Meinung sein kann, gilt hier für ein Zeichen von Mangel an Bildung; die Unterhaltung kann nur über Nichtigkeiten dahin gleiten. Ein junger Mann von Geist und Charakter fühlt sich hier fremd; er verliert nicht nur seine Zeit; er büßt auch stets etwas von seiner sittlichen Lebenskraft ein. Sicher ist da der Umgang mit den Kameraden, der heftige Anprall der vorgefaßten Meinungen, die Erörterungen, die wie die der Homerischen Helden mit leidenschaftlichen Beiwörtern gespickt sind, mehr wert.

Drittes Kapitel.

Die zu bekämpfenden Feinde: Die Sophismen der Faulen.

1.

Die Faulheit sucht, wie alle Leidenschaften, beim Verstand eine Beschönigung. Und da die meisten Menschen

ihre niederen Triebe nicht einmal zu bekämpfen versuchen, kann man voraussehen, daß es an feierlichen Lebensregeln, an Sprichwörtern mit wichtigthuender Unfehlbarkeit nicht fehlen wird zur Entschuldigung, ja zur Verherrlichung der Müßiggänger.

Wir haben weiter oben den Glauben an die Unwandelbarkeit des mit der Geburt erhaltenen Charakters untersucht und hoffentlich ein für allemal vernichtet. In dieser kindlichen Ansicht haben wir ein Beispiel der Macht gesehen, welche die Worte besitzen, uns ihre Einheit mit den von ihnen bezeichneten Dingen einzureden. Hier wollen wir darauf nicht weiter zurückkommen, als um zu betonen, welche mächtige Stütze dieser Glaube unserer Feigheit, unserer Faulheit giebt. Den Nerv ihrer Kraft hat er vielleicht in unserer Empörung gegen die Langwierigkeit unserer Selbsteroberung gefunden, und in gerechter Wiedervergeltung zahlt er unserer Faulheit die von ihr geliehene Kraft hundertfältig zurück. Diese Theorie ist übrigens nur eine der Hülfen, welche die Faulheit im Zeughause der von ihren Parteigängern erfundenen Sprüche vorfindet. Der Teufel, sagt eine alte Fabel, sieht sich genötigt, in seinen Köder Abwechslung zu bringen, um die anderen Lastermichel zu versuchen: für die Faulenzer ist dergleichen überflüssig. Sie schlucken die gröbsten Bissen hinter, und der arge Fischersmann zieht bei jedem Male eine Beute heraus. In der That ist keine Leidenschaft eifriger bemüht, die gefälligsten, die naivsten Rechtfertigungen anzunehmen.

Unter den Studenten wird allgemein geklagt; diejenigen, welche, um zu leben, Privatlehrer sind, oder an kleineren Lehranstalten unterrichten, oder Hauslehrer wer-

den, ja diejenigen, die nur einige Privatstunden geben, erklären um die Wette, daß sie von der materiellen Arbeit ganz in Anspruch genommen sind. Zeit ist aber, wie man richtig sagt, für jeden zu haben, der sie zu finden weiß. In den vierundzwanzig Stunden des Tages ist es unmöglich, nicht die nötigen, aber allen auch genügenden vier Stunden für eine gediegene geistige Bildung zu finden. Einige Stunden täglich genügen in der That, wenn man Sorge trägt, sich die Zeit, wo der Geist seine ganze Kraft, alle seine Hülfsquellen besitzt, zum Studium zu sichern. Wenn man zu diesen Stunden kräftiger Aufmerksamkeit noch die gewöhnlich dummerweise verlorenen Augenblicke zu Nebenarbeiten, wie Notizen, Abschreiben, Ordnen des Stoffes benutzt, so ist keine Laufbahn, die nicht nebenbei die ausgiebigste Entwicklung des Geistes ermöglichte. Umsomehr, da die scheinbar am wenigsten mechanischen Berufe, wie die Anwaltschaft, die ärztliche Praxis, der Gymnasialunterricht, wie wir bereits gesagt haben, sehr bald den Verstand fast gänzlich außer Mitleidenschaft setzen. Nach Verlauf weniger Jahre weiß der Professor sein Pensum, haben Anwalt und Arzt, bis auf seltene Ausnahmen, alle neuen Fälle erschöpft: das erklärt ja grade, daß man in den höchsten Stellen so viele in ihrem Fach bedeutende Männer findet, die freilich, ohne es zu ahnen, aus Mangel an Uebung ihre höheren Fähigkeiten haben einrosten lassen, und die außerhalb ihrer amtlichen Beschäftigungen eine verblüffende Dummheit zeigen. Die Ermüdung beim Lehramt, unter anderem, ist mit nichten geistiger Art: sie rührt von der Ueberanstrengung der bei der Stimmbildung mitwirkenden Muskeln her; da diese Muskeln eine engumgrenzte Gruppe bilden, sind sie schnell ermüdet. Diese ört-

liche Ermüdung findet nur einen mäßigen Nachhall im Zustande der allgemeinen Kräfte, und sie schließt keineswegs die Möglichkeit geistiger Arbeit aus.

Uebrigens erkennen viele, wenn man sie drängt, an, daß sie drei oder vier Stunden täglich für das Studium finden könnten: um es aber zu diesem oder jenem Examen zu bringen, sagen sie, müßte man wenigstens sechs Stunden täglich arbeiten; ich habe also recht, wenn ich nichts thue! Ach, wende ich da ein, setzen Sie sich doch drei Stunden täglich an die Arbeit, und Sie werden bald sehen, daß es nicht unnütz ist, wenn man arbeitet; daß vielmehr die Summe der Arbeitsstunden bei drei Stunden täglich in sechs Monaten dieselbe ist wie bei sechs Stunden in drei Monaten. Dieselbe der Arbeit nach, vielleicht eine größere noch den Erfolgen nach; denn wie Leibniz sagt, wird unser Geist ganz und gar nicht durch übermäßiges Studium verfeinert, sondern abgestumpft.

Andere Faulenzer erkennen an, daß es ihnen nicht an Zeit fehlt. Aber, sagen sie, es ist unnütz, sich an die Arbeit zu setzen, wenn man nicht aufgelegt ist. Der schwerfällige, schläfrige Geist schafft nichts Brauchbares. So haben wir, setzen sie hinzu, morgens auf das Arbeiten verzichtet, da wir zuviel Zeit verlieren, ehe wir „in Zug kommen". — Welcher Irrtum! Ist der Schlaf ein fester gewesen, so ist es immer möglich, „in Zug zu kommen", wenn man sich nur eine Viertelstunde lang beharrlich Mühe giebt. Stets, außer etwa wenn die Nacht nicht eine ruhige gewesen war, habe ich gesehen, daß junge Leute durch eine ausgezeichnete Arbeit belohnt wurden für die Ausdauer, mit der sie gegen die Schläfrigkeit am Morgen ankämpften: der Geist wird schnell wach, er entfaltet sich

behaglich und schließlich erweist sich jene Schwerfälligkeit des Geistes als nichts anderes als Schwerfälligkeit des Willens.

2.

Wir können nicht alle Sophismen der Faulheit mustern. In einem den fleißigen jungen Leuten gewidmeten Buche müssen wir jedoch eins der verderblichsten weit verbreiteten Axiome herausgreifen; es wird ganz leichtfertig von Männern ausgesprochen, die weit entfernt sind, zu ahnen, welche Verheerungen sie durch ihre Worte anrichten.

Sie entmutigen die Arbeitsamen, die infolge ihrer Verhältnisse in kleinen Städten bleiben, von vornherein, indem sie überall wiederholen, geistige Arbeit sei lediglich in großen Universitätsstädten möglich. In Frankreich hört man oft, die Arbeit sei nur in Paris möglich. Es giebt keine verhängnisvollere und keine entmutigendere Behauptung als diese, die von talentvollen Männern feierlich wiederholt wird.

Sie enthält aber nur ein ganz kleines Teilchen Wahrheit. Welche Autoritäten man auch zu ihrer Stützung anführen kann: sie ist fast völlig falsch.

Zunächst hat sie die Thatsachen gegen sich. Die meisten großen Denker haben ihre Pläne in der Einsamkeit gereift. Descartes, Spinoza, Kant, Rousseau, in neuerer Zeit Darwin, Stuart Mill, Renouvier, Spencer, Tolstoi, die das heutige Denken in so vielen Punkten neugeschaffen haben, verdanken den besten Teil ihrer Erfolge der Einsamkeit.

Und in der That giebt es nichts in der Natur der geistigen Arbeit, was den Aufenthalt in Paris nötig macht. Daß Paris allein in Frankreich die Weihe des Talentes giebt, daß es allein um den ans Ziel gelangten Mann eine stets sich erneuernde Reklame schaffen kann, glauben wir. Infolge unserer übermäßigen Zentralisation richtet sich unsere Aufmerksamkeit nach Paris, und nur im Brennpunkt laufen die Blicke aller zusammen, nur dort wird der Ruf ein glänzender: dieses Vorrecht kommt aber nicht ausschließlich dem Talente zu, denn ein berühmter Mörder genießt die Wohlthat dieser Reklame ebensosehr wie ein Schriftsteller, dessen Werke die Jahrhunderte überdauern werden.

Außerdem ist Paris, wenn es dazu dient, die berühmten Namen in helles Licht zu setzen, keineswegs während der langen Dauer der mühevollen Arbeiten, die den ersten Erfolgen voraufgehen muß, notwendig.

Daß Paris dem Physiker, dem Psychophysiker, die beide eines Laboratoriums bedürfen, unentbehrlich ist, das ist keineswegs erwiesen, und es würde vollständig aufhören wahr zu sein, wenn die zu Universitäten erhobenen Fakultäten, die das Recht haben, zu besitzen und zu erwerben, ihre Einrichtungen weiter entwickeln könnten.[1] Diese Univer-

---

[1] Mit Recht ist man überrascht und peinlich berührt, wenn man hört, daß Liards Vorschlag betreffs der regionalen Universitäten beim Senate dank dem Zwischentreten eines früheren Philosophie-Professors, Challemel-Lacour, gescheitert ist. Dieser Vorschlag sicherte die Freiheit des Fakultätsprofessors und befreite zugleich das wissenschaftliche Denken von jeder fremden Beeinflussung; überdies war es ein prächtiger Versuch geistiger Dezentralisation.

sitäten würden einen neuen Beweis für das von Haeckel aufgestellte Gesetz liefern, „daß die wissenschaftlichen Leistungen der Universitäten in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Größe stehen.“ In der Wissenschaft nämlich, wie anderswo, ersetzen die Lebenskraft des Geistes, die Selbständigkeit, die Leidenschaft der Forschung die materiellen Hülfeleistungen und thun mit kleinen Geldmitteln Wunder, während bei glänzend ausgestatteten Laboratorien die Denkträgheit unfruchtbar bleibt. Worauf es hier also ankommt, ist, die Begeisterung zu besitzen, die Großes schafft. Ein Laboratorium dient nur dazu, vorhergefaßte Ideen zu erproben und zu bestätigen, die Entdeckung ist die Idee, und die Ideen werden nicht von den Apparaten eingegeben.

Neben den Naturwissenschaften bleibt noch die Geschichte, welche Urkunden nötig hat, die man nachschlagen muß, wo sie sich befinden. Die Philosophie aber, die Litteratur, die Philosophie der Geschichte und unter den Wissenschaften die Mathematik, die Botanik, die Zoologie, die botanische Chemie, die Geologie — haben die etwa den Aufenthalt in einer großen Stadt nötig? Besteht das Talent weniger in der Aufnahme zahlreicher Stoffe, als in der Verarbeitung auserlesener Stoffe, und unterscheiden sich die tüchtigen Geister besonders durch ihre Macht, beobachtete oder gesammelte Thatsachen zu einem gegliederten Ganzen zu ordnen und zu beleben, — wer sieht dann nicht, daß lange Zeiten ruhiger beschaulicher Betrachtung auf unsere Nachgrabungen in den Bibliotheken folgen müssen.

Diese großen Bibliotheken führen sogar ernsthafte Unzuträglichkeiten mit sich. Bei der Leichtigkeit zu sehen,

was unsere Vorgänger über uns interessierende Fragen gedacht haben, verliert man schließlich die Gewohnheit, für sich selbst zu denken. Und da keine Fähigkeit sich schneller durch Mangel an Uebung schwächt, als die der persönlichen Anstrengung, gelangt man sehr bald dahin, immer und überall Gedächtnisanstrengungen an Stelle eigener thätiger Forschung zu setzen. Fast immer ist die eigene Denkfähigkeit umgekehrt proportional der Fülle der Hülfsmittel, die uns die Umgebung, in der wir leben, liefert. Aus diesem Grunde stehen die mit einem sehr glücklichen Gedächtnis begabten Studenten fast immer hinter den in dieser Beziehung minder gut begabten Kameraden zurück. Diese letzteren trauen ihrer Gedächtniskraft nicht recht und nehmen sie daher möglichst wenig zu Hülfe. Gewissenhaft scheiden sie den Stoff aus, den die Wiederholung dem Gedächtnis einprägen soll; diesem vertrauen sie nur das Wesentliche an: alles Zufällige mag ruhig der Sichel des Vergessens verfallen. Und das Wesentliche selbst muß unbedingt streng gegliedert werden. Ein solches Gedächtnis ist wie ein mächtig organisiertes auserlesenes Heer. So umgiebt sich der, dem die zahllosen Bibliotheken verschlossen sind, nur mit ganz erlesenen Büchern; die liest er sorgfältig, er sinnt darüber nach, stellt ihren Wert fest; was ihm fehlt, ersetzt er durch persönliche Beobachtung und durch scharfsinnige Bemühungen, die für den Geist eine bewundernswerte Stählung bilden.

Bei dieser Stoffverarbeitung ist ruhige Sammlung unerläßlich, und diese Ruhe ist in Paris schwer zu kosten. Einmal erlangt man hier nie die völlige Stille, die das Landleben gewährt, jene Stille, von der das Märchen sagt, man höre das Gras wachsen. Dann aber sind die

gesundheitlichen Verhältnisse gradezu kläglich. Der Gesichtskreis voller Schornsteine und Ventilationsrohre, die gähnende Tiefe vor dem Fenster, all diese künstlichen, nervenüberreizenden Lebensbedingungen, die fast erzwungene Seßhaftigkeit des Vergnügens wie des Studiums, — alles trägt dazu bei, die Gesundheit zu untergraben.

Ja, schließlich bekommt man in Paris etwas von jener inhaltslosen Aufregung, die gewissermaßen das Kennzeichen der Bewohner der Großstadt ist. Die Eindrücke sind hier zu vielfältig, sie brodeln um uns herum: in dieser Aufregung büßt man schließlich viel von seiner Persönlichkeit ein. Stets richtet sich das Augenmerk auf Kleinigkeiten; grade weil es schwer ist, sich bei diesem abgehetzten Laufe wieder zu finden, ist man hier der Mode sehr unterworfen. Hierzu kommt, daß die Arbeit an sich etwas Fieberhaftes, Ungesundes hat. Um sich zu überzeugen, wie sehr der geistige Zustand des Kopfarbeiters all die ihn umgebenden Ursachen der Reizbarkeit verspürt, braucht man nur die sehr lehrreiche und sehr gewissenhafte Untersuchung nachzulesen, die J. Huret über die litterarische Entwicklung angestellt hat.[1] Hier wird man die Wirkungen der Ellbogenstöße mitten unter den Nervösen sehen, und man wird Mitleid haben mit den Leiden all jener jungen Schriftsteller, die von Neid und Unruhe verzehrt werden und dabei noch sehr unglücklich sind. Was mich anbetrifft, ich erkläre, wenn ich sehe, wie eng die Studenten im vierten Stock einer geräuschvollen Straße, fern von Feld und Wald wohnen, und wie reizbar sie dadurch

[1] Jules Huret, Enquête sur l'évolution littéraire. Paris 1891, Hachette & Co.

werden, daß ich gar nicht einsehen kann, wie dadurch der geistige Wert des jungen Mannes erhöht werden kann.

Und nun rede man uns nicht von der Gesellschaft, mit der man in Paris verkehrt. Weit ab in einem Dorfe kann ich mit den größten zeitgenössischen Geistern umgehen. Dazu brauche ich nur ihre Bücher zu kaufen. Diese großen Männer haben das beste ihres Genius ihren Werken anvertraut, für gewöhnlich sprechen sie nicht gern von den Werken, die sie „unter dem Herzen tragen" und betrachten die Gesellschaft als Erholung: der geistige Vorteil, den die jungen Leute von ihrem Verkehr ziehen, ist ebenso unbedeutend, wie der bedeutend sein kann, den sie von dem gründlichen Studium ihrer Werke haben können. Der unermeßliche Vorteil, den solche Beziehungen für einen talentvollen, thatkräftigen jungen Mann haben können, besteht in dem edlen Wetteifer, von dem man ergriffen wird, wenn man, so zu sagen, die Ergebnisse eines arbeitsamen Lebens mit den Händen berührt. Solcher Verkehr wird aber einer äußerst kleinen Minderheit zuteil.

Der einzige große Vorteil des Aufenthaltes in Paris — und der ist unschätzbar — besteht in der ästhetischen Bildung, die man sich hier verschaffen kann. Musik, Malerei, Bildhauerkunst, Beredsamkeit — in sie alle führt die wunderbare Stadt so künstlerisch ein, wie keine, oder fast keine der Städte der Provinz. Hat man diese Einführung aber erhalten, so bietet die Provinz dem einsichtigen, fleißigen Studenten so manche Hülfsquelle, wenn er sie nur benutzen will. Uebrigens heißt, ein Provinziale sein, keineswegs irgend ein Dorf oder irgend eine Kreisstadt bewohnen. Man kann ein Provinziale in Paris sein. Denn wenn diese Bezeichnung einen Sinn hat, so kann sie doch

nur den Mangel jedes höheren Strebens bedeuten. Der Provinziale ist der Mensch, der den Kopf nur voller unbedeutendem Geschwätz hat, der im Leben nichts sieht als Essen, Trinken, Schlafen und Geldverdienen; der Dummkopf, der keinen anderen Zeitvertreib hat, als Rauchen, Kartenspielen, rohe Scherze mit Leuten der gleichen geistigen Stufe, wie er selbst, ist ein Provinziale. Hat aber in der Provinz, meinetwegen in einem Dorf, ein junger Mann liebevolles Verständnis für die Natur, bleibt er in beständigem Zusammenhange mit den größten Denkern, dann verdient er sicherlich nicht den verächtlichen Beinamen eines Provinzialen.

Und welchen Ersatz finden wir nicht für die Entfernung von den großen Mittelpunkten! Einige Schriftsteller haben die kleinen Städte mit Klöstern verglichen. Hier findet man in der That das Schweigen, die Ruhe der Klosterzelle. Hier kann man seinem Gedankengange folgen, ohne unaufhörlich von der Umgebung abgelenkt zu werden. Keine Zersplitterung weiter. Man lebt innerlich. Man genießt sein Denken. In dieser großen Stille gewinnen die selteneren Eindrücke an Tiefe. Die Ideen erwachen dicht nebeneinander, sie gruppieren sich nach ihrer Wahlverwandtschaft. Die Erinnerungen nehmen wieder volles Leben an, und das langsame, ruhige, mächtige Wachstum des Geistes steht weit über der abgerissenen, ungleichen, fieberhaften Entwicklung, die er in den großen Städten erhält.

Hier sind die Nächte wirkliche Ruhe-Nächte, auf die ein Morgen voller Thatkraft folgt, und die Erholungsstunden, die man im Wald, in freier Luft, verbringt, sind Stunden der Wiedergeburt. Keine Reizbarkeit weiter,

kein Fieber weiter. Die emsige und dabei seelenruhige Verfolgung einer Idee bis in ihre tiefsten Verzweigungen wird hier leicht. Hier kann man Gedächtnisarbeit — und mit welchem Erfolge — in den Wäldern, auf den Feldern verrichten, ohne über den Arbeitstisch gebeugt zu bleiben: durch das Gehen in Wallung gebracht und gewissermaßen in Sauerstoff gebadet, prägt das Blut die Erinnerungen, die man dem Hirn in diesen glücklichen Augenblicken anvertraut, bleibend ein. Die Arbeit abgerundeter Zusammenstellung, das beschauliche Nachsinnen wird leicht: die Ideen strömen dem Hirn zu und gruppieren sich freudig. Man kommt heim und setzt sich an den Arbeitstisch mit klarem Plane, mit einer reichlichen Ernte von Bildern und Ideen und, mehr noch, mit all den gesundheitlichen Vorteilen körperlicher Bewegung in reiner, freier Luft.

Es ist aber überflüssig, weiter darauf einzugehen: denn nie machen die äußeren Umstände das Talent. Die Entwicklung vollzieht sich nicht von außen nach innen, sondern vielmehr von innen nach außen. Stets sind die äußeren Umstände nur unwesentlich: sie helfen oder hindern, und zwar vielleicht weniger, als man gewöhnlich meint. Daher dürfen wir keineswegs die Studenten in solche einteilen, die Paris bewohnen, und solche, die dort nicht wohnen; nur zwei große Klassen kann man bei ihnen unterscheiden: diejenigen, die ernstlich handeln, die thatkräftigen — und diejenigen, die gar nicht zu handeln wissen, die willensschwachen. Die ersteren werden, wie die Umgebung, in der sie sich befinden, auch sein mag, mit wenigen Mitteln Wunder verrichten, und ganz allgemein wird ihre Vollkraft vorerst die Mittel schaffen. Die letz-

teren thun nichts, werden nie etwas thun, und wären sie rings von Bibliotheken und Laboratorien umgeben.

3.

So stehen wir nun ziemlich am Schlusse des vierten Buches. Zuerst mußten wir die Frage der verschwommenen Gefühlsseligkeit näher behandeln, dieses für den Willen so gefährlichen Zustandes. Wir haben ihre Ursachen und Heilmittel geprüft, dann haben wir die naiven Selbsttäuschungen vereiteln müssen, die so wunderbare Mißgriffe in der Wertschätzung der Vergnügungen des Studenten hervorrufen. Wir haben bei dem so traurigen Gegenstande der Sinnlichkeit stehen bleiben müssen, bei den verschiedentlichen Formen, die sie annimmt, und die Mittel ihrer Bekämpfung geprüft. Endlich haben wir unterwegs die Vorurteile, die axiomartigen Sophismen vernichten müssen, welche die Faulheit denen eingiebt, die sich um jeden Preis weigern zu arbeiten. Jetzt bleibt uns noch die entgegengesetzte Verrichtung: der Aufbau. Auf die vernichtenden Betrachtungen, die wir eben als Muster gegeben haben, und die jeder Student nun durch seine persönlichen Erfahrungen und Schlüsse vervollständigen muß, sollen nunmehr die kräftigenden Betrachtungen folgen, die geeignet sind, den Willen anzuspornen und die Thatkraft zu stärken.

Viertes Kapitel.

Die Freuden der Arbeit.

1.

Es giebt keinen traurigeren Gedanken als den, der uns beſchleicht, wenn wir unſer Daſein ſo ſchnell dahinſchwinden ſehen. Unwiderruflich vergehen Stunden, Tage, Monate. Wir werden uns dieſer Bewegung bewußt, die uns reißend ſchnell dem Tode zuführt. Diejenigen, welche ihre Zeit mit leichtfertigen Beſchäftigungen vertändeln und kein Werk hinterlaſſen, um den durchmeſſenen Raum zu bezeichnen, gewahren, ſobald ſie einen Blick rückwärts werfen, einen ſonderbaren Eindruck: die Jahre, die keine andere Erinnerung hinterlaſſen, als die ſelbſt fruchtbarer Anſtrengungen, erſcheinen leer. Das verfloſſene Leben ſchrumpft im Bewußtſein zu nichts zuſammen, und unwiderſtehlich beſchleicht uns das Gefühl, die Vergangenheit ſei nur ein eitler Traum.

Andererſeits, ſobald der Weg den Reiz der Neuheit verliert, ſobald die Schwierigkeiten des Daſeins uns die Grenzen unſerer Kraft gelehrt haben, ſobald die Eintönigkeit der Gegenwart und der Zukunft auftritt, ſcheint ſich die Bewegung des Lebens zu beſchleunigen, — und zu jenem Eindruck, daß die Vergangenheit nur ein Traum iſt, kommt

ein zweiter, trostloserer, daß die Gegenwart selbst nur einer ist. Für diejenigen, die es nicht verstehen, den Unabänderlichkeiten des organischen Lebens, der Faulheit, den Obliegenheiten des geselligen Lebens und des Amtes schöne Stunden innerer Einkehr abzugewinnen, hat dieser Traum selbst etwas von einer schmerzlichen Unthätigkeit. Sie jagen wie Gefangene wider Willen in einem Schnellzuge dahin.

Der Weise fährt ebenso schnell dahin, er hat aber über die Nutzlosigkeit jedes Widerstandes nachgedacht, er hat, was er nicht vermeiden kann, einfach hingenommen, und so sich frei gemacht, und er bemüht sich wenigstens, der Fahrt den Anschein einer langen Fahrt zu geben. Das gelingt ihm dadurch, daß er der Vergangenheit nicht gestattet, ganz und gar zu verschwinden. Für diejenigen, deren Durchzug keine Spuren hinterläßt, wird — das weiß er — dieses Gefühl, als sei das Dasein eine schwächliche, wesenlose Täuschung, unerträglich. Er weiß, daß dieses Gefühl bei den Müßiggängern, bei den Männern „der besseren Gesellschaft", bei den gewöhnlichen Staatsmännern, deren Leben durch niedere Sorgen und unfruchtbare Bemühungen verdorben ist, kurz bei allen denen unvermeidlich ist, deren Arbeit nicht greifbare Ergebnisse hinterläßt.

Dieses, jede Wirklichkeit zerstörende Gefühl kann man nun aber nur vermeiden, wenn man sein ganzes Dasein irgend einem großen Gedanken unterordnet hat, den man durch seine Anstrengungen nach und nach verwirklicht. Dann empfindet man ein entgegengesetztes Gefühl, das der Wirklichkeit des Lebens. Schon beim Landmann, bei dem jede Anstrengung Spuren hinterläßt, sehr lebhaft, erreicht

es gerade bei dem von seiner gesellschaftlichen Rolle durchdrungenen Schriftsteller seine höchste Entwicklung. Für ihn vermehrt jeder Tag die greifbaren Erfolge des Tages vorher. Sein Leben wird sogar zum Teil eins Werke und erhält von diesem etwas von seiner festen Wirklichkeit. Daher kann man auch sagen: das Leben des Arbeitsamen ist in einer anderen Weise tiefgehend und inhaltsreich als das des Müßiggängers. Die tägliche Unthätigkeit benimmt uns also das Gefühl unseres Daseins und setzt an seine Stelle einen nichtigen, verächtlichen Traum. Die freudige, seelenfrohe, fruchtbare Arbeit allein kann dem Leben seinen ganzen Wohlgeschmack geben. Das Gefühl, daß man lebt, — dieses so übervolle Gefühl vermag die Arbeit allein zu regeln, zur Gewohnheit zu machen: sie verzehnfacht die Daseinsfreude, und der Faule kennt sie nicht.

Ferner, wenn das Leben des geistigen Arbeiters nicht von Natur fruchtbar wäre an köstlichen Stunden, wenn es nicht ein lebendiger Quell wäre, woraus die Freuden des thätigen Lebens in überreicher Fülle entspringen, so bliebe es doch immer noch das Gegenteil eines müßigen Lebens. Und durch die bloße Thatsache, daß dem Fleißigen die Quälereien, die kleinlichen Sorgen, die unerträgliche düstere Langeweile der Müßiggänger erspart bleiben, ist sein Dasein vor allen anderen beneidenswert. „Während meines Aufenthaltes in Maer ist meine Gesundheit schlecht gewesen, und ich war abscheulich faul: davon ist mir der Eindruck geblieben, daß nichts so unausstehlich ist wie die Faulheit.“[1] „Sobald ein Soldat, oder auch ein Feldarbeiter, über seine schwere Arbeit klagt, so stelle man ihn an, nichts zu thun,“ hat Pascal gesagt. In der That ist der Faulenzer

[1] Darwins Tagebuch, August 1839.

ein Selbſtquäler, ſein eigener Henker, und die völlige Müßigkeit des Geiſtes und des Körpers erzeugt gar bald eine ſchwerfällige, ſchmerzhafte Langeweile. Dieſe ſchwerfällige, ſchmerzhafte Langeweile empfinden gar bald viele Reiche, denen das Vermögen die heilſame Notwendigkeit des Arbeitens erſpart, und die nicht den Mut haben, irgend eine dauernde Aufgabe zu übernehmen. Sie verfallen dem Spleen, ſchleppen ihren Ueberdruß überall mit ſich, oder ſuchen in den ſinnlichen Vergnügungen eine Ablenkung, die gar bald ihr Leiden infolge der Ueberſättigung verdoppelt.

Der völlige Müßiggang iſt aber ſelten; wie das Sprichwort ſagt, quält ſich der Teufel damit ab, denen Arbeit zu verſchaffen, die keine haben. Wenn der Geiſt keine höheren Beſchäftigungen hat, ſo wird er alsbald von kleinlichen Sorgen erfüllt. Wer nichts thut, hat Zeit, ſeine kleinen Widerwärtigkeiten immer wieder zu überdenken. Dieſes Grübeln nährt nicht nur nicht den Geiſt; es untergräbt ihn. Erfährt die Kraft der Gefühle keine Ableitung, kann ſie ſich nicht in die höheren Gebiete unſeres Weſens ergießen und ſie befruchten, ſo verbreitet ſie ſich in die Untiefen des tieriſchen Weſens und verſchlammt dort. Die unmerklich kleinen Verletzungen der Eigenliebe erfüllen uns mit Bitterkeit, die unvermeidlichen Widerwärtigkeiten des Lebens vergiften die Tage, ſtören den Schlummer. In der Nähe geſehen, iſt die Ruhe des vornehmen Mannes kaum beneidenswert! Die Vergnügungen ſelber werden hier zur Fronarbeit; ſie verlieren jeden Wohlgeſchmack, jedes Gewürz, weil für den Menſchen das Vergnügen von der Thätigkeit unzertrennlich iſt. Die Faulheit findet ſogar im Körper Widerhall und erſchöpft gern die Geſundheit

durch die Schläfrigkeit, die Weichlichkeit, die sie in das Amt der Ernährung und Verarbeitung einsetzt. Was den Geist anbetrifft, so sind seine Kennzeichen in diesem Zustande Verschwommenheit und unfruchtbare, ermattende Voreingenommenheit. Nach dem kräftigen Volksausdrucke nagt der Geist an sich. Was den Willen anbetrifft, so lohnt es sich kaum, daran zu erinnern, wie bedauerlich schnell er sich erschöpft beim Müßigen: bei ihm wird jede Anstrengung schmerzhaft, sodaß er es fertig bekommt da zu leiden, wo der Thätige nicht einmal die Möglichkeit eines Leidens argwöhnt. Wie anders ist es doch beim Arbeitsamen! Die Arbeit erweist sich, da sie die ununterbrochen andauernde Form der Anstrengung ist, als eine ausgezeichnete Erziehung des Willens. Und mehr als von allen anderen Arbeiten gilt das von der geistigen Arbeit: denn bei der Mehrzahl der Handarbeiten können die Gedanken fast ungehindert umherflattern. Dagegen setzt die Arbeit des Geistes gleichzeitig sowohl den Gehorsam des durch die Aufmerksamkeit gewissermaßen gefesselten Körpers, als auch die kräftige Zügelung der Gedanken und Gefühle voraus. Folgt auf diese diktatorielle Gewalt über das Denken nicht infolge der Ermüdung ein völliges Hingeben seiner selbst, trägt man vielmehr dafür Sorge, daß man seine Kräfte nicht mißbraucht, hat man gelernt, sie so zu schonen, daß man sie stundenlang bewahrt, daß man der Arbeit nicht eine verringerte, sondern eine ausreichende Kraft widmet, so wird man diese Geistesgegenwart, diese stets wache Aussicht über sich leicht gewohnt — und da das Geheimnis des Glücks lediglich in der Leitung seines eigenen Denkens und Fühlens besteht, so hat man mittelbar auf dem Wege der Arbeit den Stein des Weisen gefunden.

Es ist übrigens bedauerlich, daß das gemeine Volk, das die Sprache geschaffen hat, mit diesem Wort Arbeit alle Vorstellungen der Mühe, der Anstrengung, des Schmerzes verknüpft hat, da es in der Psychologie mehr als genügend nachgewiesen ist, daß jede Anstrengung Vergnügen hervorruft, wofern die Kraftausgabe nicht das überschreitet, was die ordnungsmäßige regelrechte Entfaltung der Ernährungsthätigkeit ersetzt.[1] Montaigne macht inbetreff der Tugend die Bemerkung, „das deutlichste Zeichen der Weisheit ist ein beständiger Genuß . . . ihr Zustand ist der immerwährender Heiterkeit . . . Die Tugend steht nicht auf der Spitze eines steilen, holperigen, unzugänglichen Berges aufgepflanzt: die ihr nahe kommen, packen sie im Gegenteil in einer schönen, fruchtbaren, blühenden Ebene . . . Auch kann man, wenn man den Weg weiß, auf schattigen Straßen über blühende Auen dahin wandeln . . . Diese höchste, schönste, triumphierende, liebende, köstliche und zugleich tapfere Tugend, die abgesagte unversöhnliche Feindin des Aergers, des Verdrusses, der Furcht und des Zwanges, haben sie nun aber nicht heimgesucht, und nun ersinnen sie das dumme, traurige, zänkische, verdrießliche, drohende fratzenhafte Bild und stellen es auf einen Felsen abseits, inmitten der Dornen, ein Scheinbild, die Leute zu schrecken."[2] Was Montaigne von der Tugend sagt, hätte er von der geistigen Arbeit sagen können. Nie wird man die jungen Leute genügend über ihr wahres Wesen belehren; auch

---

[1] S. bezugs der Entwicklung dieses Gedankens und der strengen Beweise zu seiner Stütze Revue philosophique, Mai 1890, meinen Aufsatz Plaisir et Douleur.

[2] Montaigne, Essais, I, 25.

ſie iſt ſchön, triumphierend, die abgeſagte unverſöhnliche Feindin des Aergers, eine blühende, köſtliche Au.

Denn das Glück, das die Arbeit verſchafft, iſt nicht rein negativ. Sie verhindert nicht nur das Leben, ſeinen Wohlgeſchmack zu verlieren und ſich in einen Traum ohne Wirklichkeit zu verwandeln; ſie hindert nicht nur, daß der Geiſt von den Widerwärtigkeiten und den kleinlichen Mühſeligkeiten überfüllt wird; ſondern ſie iſt außerdem an ſich und durch die Wirkungen ihrer ſteten Wiederholung ein lebendiger Quell des Glückes.

An ſich erhebt ſie uns weit über den großen Haufen. Sie führt uns auf dem Fuße völliger Gleichberechtigung und liebenswürdiger Vertrautheit ein in die Geſellſchaft der größten und edelſten Geiſter aller Zeiten. Hierdurch erneuert ſie für uns beſtändig die Quellen der Befriedigung. Während der Müßige eine oft ſogar ſehr tiefſtehende Geſellſchaft nötig hat, um die Zeit hinzubringen, genügt ſich der Fleißige ſelbſt. Die Unmöglichkeit, ſich zu genügen, verſetzt den Müßigen in die Abhängigkeit anderer, zwingt ihn zu tauſendfacher Hörigkeit, die der Fleißige gar nicht kennt; ſodaß das Wort „die Arbeit iſt die Freiheit" keineswegs bildlich zu nehmen iſt. Epiktet teilt die Dinge in ſolche, die von uns abhängen, und ſolche, die von uns nicht abhängen. Er bemerkt, daß von dem Jagen nach den Dingen, die von uns nicht abhängen, die meiſten unſerer Mißerfolge, unſerer Leiden herrühren. Nun findet, während das Glück des Müßigen einzig und allein von den anderen abhängt, der an das Arbeiten Gewöhnte ſeine größten Befriedigungen in ſich ſelbſt.

Ja, die Folge der Tage, die für den Müßigen nur die Fortſchritte des Alters und eines unfruchtbaren Lebens

bezeichnet, bereichert langſam, aber ſicher den Schatz der Kenntniſſe des fleißigen Studenten, und gleichwie man jeden Tag das Wachstum gewiſſer Pflanzen abſchätzen kann, ebenſo kann ſich der junge Mann nach jeder Woche fleißigen Mühens der vermehrten Macht ſeiner Fähigkeiten bewußt werden. Dieſe langſamen, aber bis ins Unendliche wiederholten Vermehrungen führen ihn allmählich zu einem ſehr hohen Grade geiſtigen Vermögens. Und da nach der ſittlichen Größe nichts in einem ſo lebhaften Glanze ſtrahlt wie ein gebildeter Geiſt, ſo ſieht, während der Müßige mit dem Alter verdummt, der Fleißige von Jahr zu Jahr ſein Anſehen bei ſeiner Umgebung zunehmen.

Was geſchieht daher auch? Das Alter beſeitigt freilich nach und nach die Vergnügungen der Sinne, es bereitet den rein ſelbſtſüchtigen Befriedigungen die bitterſten Enttäuſchungen; es vervielfältigt aber auch für diejenigen, die eine gründliche menſchliche Bildung bereichert hat, die Freuden des Lebens. Keine der Quellen des Glückes kann mit dem Fortſchritt der Jahre verſiechen. Auch die Teilnahme an der Wiſſenſchaft, an den Künſten, an den Naturſchönheiten, an edlem Menſchentum mindert ſich nicht. Ganz im Gegenteil. Und nichts iſt richtiger als die Worte Quinets: „Sobald das Greiſenalter da war, habe ich es unvergleichlich minder bitter gefunden, als man behauptete. Die Jahre, die man mir als das Uebermaß des Jammers und Elends ankündigte, ſind für mich wonniger geweſen, als die der Jugend . . . Ich war gefaßt auf einen eiſigen, öden, ſchmalen, in Nebel getauchten Gipfel; ich habe dagegen um mich einen rieſigen Geſichtskreis bemerkt, wie er ſich meinen Augen noch nie erſchloſſen hatte. Ich ſchaute klarer in mich und in jedes Ding . . .“ Und er fügte hinzu:

„Man behauptet, die Empfindungen ſtumpfen ſich mit dem Leben ab. Ich fühle ſehr deutlich, daß ich ein Jahrhundert leben könnte und mich nie an das gewöhnen würde, was mich heute empört.“[1]

So iſt das Leben des geiſtigen Arbeiters das glückliche Leben in allererſter Linie. Es beraubt uns keines wirklichen Vergnügens. Es allein giebt uns vollauf das Gefühl der Wirklichkeit unſeres Daſeins: es verſcheucht jenen unvermeidlichen und für den Müßigen ſo ſchmerzhaften Eindruck, als ſei das Leben ein Traum ohne jede Wirklichkeit. Es entreißt uns der elenden Gedankenknechtſchaft, die den Unbeſchäftigten zu einem Spielball macht, den die äußeren Umſtände hin- und herwerfen; es läßt den Geiſt nicht nachgrübeln über unwichtige Sorgen oder niedere Gedanken. Zu dieſen mittelbaren Wohlthaten fügt das arbeitſame Leben andere: es ſtählt den Willen, die Quelle jedes dauernden Glückes, es erwählt uns zu Bürgern der von der Ausleſe der Menſchheit bewohnten Stadt des Lichtes, und ſchließlich bereitet es uns ein glückliches Alter, umgeben von Liebe und Achtung. Auf einem Umwege ſpendet es uns verſchwenderiſch außer den höheren Genüſſen des Geiſtes und der Seele ſogar die ſüßeſte Befriedigung des Stolzes, welche das errungene Anſehen und das Gefühl der Ueberlegenheit umfaßt. So findet alſo dieſe Befriedigungen, welche die Durchſchnittsmenſchen, ohne ſie zu finden, oder doch nur unvollkommen und wie gemiſcht, in der Ausſtellung ihres Luxus, in ihrem Vermögen, in ihren Würdenſtellen, in der politiſchen Macht ſuchen, der Fleißige gerade, und zwar ohne ſie zu ſuchen,

[1] L'esprit nouveau, Buch VII, Kap. 2.

als eine Zugabe, obendrein erhalten, als gälte es, gut zu messen, — mitten in der reichen Ernte höherer Freuden, mit der die gerechten Gesetze, die den Dingen zu Grunde liegen, ihn überhäufen.

2.

Es ist klar, daß die vorhergehenden Betrachtungen — sowohl die „zerstörenden", als die zur Kräftigung der guten Vorsätze bestimmten — nur Skizzen sein können. Und zwar sehr unvollständige Skizzen, die ein jeder nach persönlichen Erfahrungen, nach seinen eigenen Gedanken und nach dem, was er gelesen hat, bereichern muß.[1] Der wesentliche Punkt bei derartigen Betrachtungen ist: niemals über eine Idee oder über ein Gefühl oberflächlich hinzugehen, das geeignet ist, den Widerwillen vor einem müßigen Leben zu verstärken, oder dem guten Willen einen neuen Aufschwung zu geben. Wie wir weiter oben sagten, muß jede Erwägung langsam in die Seele „träufeln", sie bis in die Tiefe durchdringen und lebhafte Be-

[1] Der Verfasser betrachtet seine Abhandlung über die Erziehung des Willens als das nützlichste Buch, das er je schreiben wird, mit einem Worte, als sein Hauptwerk. Daher gedenkt er es noch lange Jahre auf dem Bauplatz zu behalten, um es zu vervollständigen und umzuarbeiten . . . Er meint damit, er wird dankbar alle Mitteilungen entgegennehmen, die man ihm über diesen Gegenstand, der ihm so sehr am Herzen liegt, macht.

wegungen des Widerwillens oder der Zuneigung hervorrufen.

Bisher haben wir besonders unsere inneren Hülfsquellen besprochen. Es bleibt uns noch übrig, einen Blick auf die Außenwelt, auf das „Milieu" im weiteren Sinne zu werfen, und die Hülfeleistungen, welche der junge Mann, der sich sehnt, die Erziehung seines Willens zu vervollständigen, hier finden kann, eingehender zu prüfen.

Fünftes Buch.

Die Hülfsquellen der Umgebung.

Erſtes Kapitel.

Die öffentliche Meinung, die Lehrer u. ſ. w.

I.

Bisher haben wir die Frage der Erziehung des Willens prüfen müſſen, als wenn wir nur über rein perſönliche Hülfsquellen verfügten; als wenn wir für uns allein wären und auf keinerlei Stütze ſeitens der Geſellſchaft hoffen könnten.

Es iſt aber nur zu klar: wären wir ſo auf unſere eigene Thatkraft angewieſen, ſo würden wir gar bald die Waffen ſtrecken und uns durch die Langwierigkeit der Selbſteroberung entmutigt niederſetzen: denn wenn die Sehn-

ſucht nach der Vervollkommnung unſerer Willenskraft unbedingt aus unſerer innerſten ſittlichen Kraft hervorgehen ſoll, ſo hat dieſe Sehnſucht die Unterſtützung ſeitens ſehr mächtiger ſozialer Gefühle nötig.

In Wirklichkeit ſtehen wir nie allein; nie ſind wir bloß auf unſere eigenen Hülfsquellen angewieſen: unſere Familie, unſere unmittelbare Umgebung, die Leute in unſerem Dorf oder in unſerem Städtchen unterſtützen unſere Bemühungen durch ihren Beifall, durch verdoppelte Zuneigung und Sympathie, ohne den Beifall des größeren Publikums zu rechnen, ſobald es ſich um glänzende Erfolge handelt.

Nichts Großes geſchieht in der Welt ohne fortgeſetzte Anſtrengungen, und keine Anſtrengung kann monatelang beſtehen ohne jene Galvaniſierung unſerer Schaffenskraft durch die öffentliche Meinung. Sogar diejenigen, welche offen die herkömmlichen Anſchauungen verwerfen, finden in der warmen Sympathie einer begeiſterten Minderheit den Mut, der Mehrheit Trotz zu bieten. Für ſich allein aber einer Einmütigkeit zu widerſtehen, wäre ein übermenſchliches Werk, von dem ich kein Beiſpiel kenne.

Als Bain mit Mill über die Energie diskutierte, erklärte er, die beiden weſentlichen Quellen derſelben ſeien entweder eine von Natur überſchäumende Lebenskraft oder ein uns antreibender Sporn. Mill erwiderte: There, stimulation is what people never sufficiently allow for[1]. In der That iſt die öffentliche Meinung ein kräftiger Sporn, und wenn ihr nichts und niemand widerſpricht, kann ihre Macht wunderbar groß werden. Ihre Wirkungen zu über-

[1] John Stuart Mill, a Criticism, by A. Bain. London 1882, Longmans, Green & Co. S. 149.

treiben, ist unmöglich. In Athen hat die einmütige Bewunderung der Leibeskraft und des wissenschaftlichen Geistes trotz der Kleinheit des Gebietes eine reichere Fülle von Athleten, Dichtern, Philosophen gezeitigt, als je ein Land gehabt hat. In Lacedämon erzeugte der Wunsch öffentlichen Lobes einen Volksstamm außergewöhnlicher Thatkraft. Bekannt ist die im ganzen durchaus wahrscheinliche Geschichte von jenem spartiatischen Knaben, der ertappt wurde, als er einen Fuchs stahl. Er hatte ihn unter seinem Gewande versteckt und ließ sich grausam beißen und den Leib zerfleischen, ohne sein Geheimnis zu verraten. Man sage nun nicht, dies seien ausnahmsweise Völker; man sieht ja, wie auf den niedersten Staffeln der menschlichen Rasse die Rothäute, um ihren Feinden schimpflich Trotz zu bieten, die grausamsten Todesqualen erdulden, und wie mancher Verbrecher in der Furcht, als feig zu erscheinen, einen stoischen Mut findet, das Schafott zu besteigen. Und in unserer heutigen Gesellschaft erträgt ein ganzes Volk von Handeltreibenden, Bankiers, Gewerbtreibenden die widerwärtigsten Beschäftigungen, nur weil sie, nicht etwa Unabhängigkeit und Sicherheit erringen wollen, sondern Luxus und äußeren Schein; weil sie die andern mit Schmutz bespritzen wollen, weil sie eine dumme Eitelkeit zur Schau stellen wollen. Fast alle Menschen beurteilen die Dinge einzig und allein nach dem Werte, den ihnen die öffentliche Meinung leiht. Und nicht nur schwellt die Meinung die Segel, die unser Schifflein treiben; nein, sie ist es auch, die das Steuer führt, sodaß uns sogar die Wahl unseres Weges genommen wird und wir auf eine rein unthätige Rolle verwiesen werden.

Diese Macht der öffentlichen Meinung über uns ist

so stark, daß wir Zeichen der Mißgunst selbst von Unbekannten, selbst von Personen nicht ertragen können, die wir alle Ursache haben zu verachten. Wie die Anwesenheit eines Fremden schuld ist, daß die jungen Leute wahre Wunder verrichten, weiß jeder Turnlehrer. Wenn wir in der Schwimmschule oder beim Schlittschuhlaufen uns beobachtet wissen, dann verdoppeln wir unsere Kühnheit. Wenn wir übrigens diese volle Macht anderer über uns ganz ermessen wollen, so brauchen wir uns nur zu vergegenwärtigen, was wir leiden würden, sollten wir als Bettler gekleidet in einer Stadt umhergehen, in der wir nie gewesen sind, besonders aber, sollten wir in lächerlichem Aufzuge unsere eigene Straße durchziehen müssen. Was eine Frau leidet, die ein unmodernes Kleid tragen muß, kann uns zeigen, wie schwer auf uns die Meinungen der anderen lasten. Ich erinnere mich deutlich des peinlichen Verdrusses, den ich vor zwanzig Jahren empfand, als ich noch sehr jung das Collège besuchte und in einer Uniform ausgehen mußte, die am Ellenbogen einen ganz kleinen Flicken hatte, den ich ohne Zweifel allein bemerkte!

Nun, diese schreckliche Zwangsherrschaft, welche die Gesellschaft über die geringsten unserer Handlungen ausübt, denkt man gar nicht zweckmäßig zum Guten auszunutzen. Diese Kraft läßt man ungenutzt verloren gehen.

Auf dem Gymnasium erleidet der Knabe in höchstem Grade den Druck der Meinung seiner Kameraden, seiner Lehrer, seiner Eltern, da diese verschiedentlichen Kräfte auf denselben Punkt hin zusammenwirken. Jedoch werden diese Kräfte nur betreffs der geistigen Arbeit wirksam, und selbst in dieser Beziehung urteilen die Kameraden ganz falsch. Sie haben eine gewisse Verachtung für den „Pau-

ker" mit mittelmäßiger Begabung. Sie lassen sich von leichten, sozusagen zierlichen Erfolgen verlocken, die ganz von selbst der Fruchtbarkeit des Bodens ersprießen. Bei den Knaben findet man den Hauptirrtum unserer Erziehungssysteme, die die Pflege des Willens der geistigen Bildung opfern. Im großen Ganzen fließt aber die dreifache Meinung der Eltern, Lehrer und Schüler in einen Strom einheitlicher Richtung zusammen. Daher erzielt man auch auf der Schule Wunderknaben, die, sich selbst überlassen, nichts weiter schaffen werden.

Ja diese Meinung verrät sich deutlich jede Woche durch handgreifliche Zeichen: durch die bei der Klassenarbeit errungenen Plätze, durch die vor der Klasse verlesenen Prädikate, durch Lob oder Tadel seitens des Lehrers vor den Mitschülern. Man wendet sich sogar viel zu sehr an die selbstsüchtigen Gefühle, an den Ergeiz, an die Lobgier — und nicht genügend an das persönliche Pflichtgefühl. Man lenkt die Aufmerksamkeit nicht genug auf das lebhafte Vergnügen, das das Gefühl vermehrter geistiger Kraft gewährt, nicht genug auf die Freude der Selbstvervollkommnung, auf die vielfältige Befriedigung, welche die Arbeit — teils unmittelbar an sich, teils durch ihre Folgen — gewährt. Man umwickelt den Schüler förmlich mit Korkplatten, anstatt ihn ohne fremde Hülfe schwimmen zu lehren: das ist um so verderblicher, als er, wenn er zur Universität gelangt, vollständig auf sich angewiesen ist. Der Professor steht zu hoch über ihm, und die Eltern sind zu weit entfernt. Es bleibt, auf den Studenten zu wirken, nichts weiter übrig als die Vorstellung der Zukunft, eine sehr verschwommene Vorstellung, die durch das Beispiel älterer Kollegen, die ohne große Anstrengungen ans Ziel

gelangen, vollends in Ohnmacht versinkt. Das Herannahen der Prüfung ruft augenblickliche Anstrengungen hervor, die jedoch stets ohne Ordnung sind und mehr von einer künstlichen Stopfung als von gesunder Nahrung an sich haben.

Der Student könnte von außen durch die Meinung seiner Kameraden gehalten werden. Leider verherrlicht diese Meinung, wie wir gesehen haben, für gewöhnlich alles andere, nur nicht die Arbeit, oder giebt sich wenigstens diesen Anschein. Hat ein junger Mann, um gut einzuschlagen, den Sporn nötig, der in dem Lobe seitens der anderen jungen Leute liegt, so sollte er ihn nur von einer kleinen Gruppe erhoffen, von einer sorgsam aus der Menge auserlesenen kleinen Schar. Der Student, der sich entschließt, aus seinem Leben etwas anderes zu machen, als etwa Berangers Lieder oder Alfred Mussets Gedichte in Thaten umzusetzen, kann sich, wenn er es will, leicht in einer seinen Plänen günstigen Umgebung befinden, oder sich eine solche sogar erst schaffen. Keineswegs fehlt es an jungen Leuten, welche die Schule mit hohen Bestrebungen verlassen. Wie aber Mill[1] bemerkt, „ist die Anlage edler Gefühle in vielen Naturen eine zarte, unter feindlichen Einflüssen leicht hinwelkende Pflanze . . . Bei der Mehrzahl der jungen Leute stirbt diese Pflanze leicht ab, wenn ihre Beschäftigungen und die Gesellschaft, in die sie zufällig versetzt sind, der Entfaltung ihrer edlen Fähigkeiten nicht günstig sind . . . Die Menschen büßen ihre edlen Bestrebungen ein, wie sie ihre geistigen Geschmacksrichtungen einbüßen, weil sie nicht Zeit oder Lust haben, sie zu pflegen; und sie geben sich niederen Vergnügungen hin, nicht weil

[1] Utilitarism, Kap. 2.

sie dieselben vorziehen, sondern weil diese die einzigen sind, die sie leicht erlangen können. Bald genug freilich sind es auch die einzigen, die sie fähig sind aufzusuchen."

Die beste Lösung der Schwierigkeiten, die von dem tiefen sittlichen Standpunkte der Masse der Studenten herrühren, läge für den, der höhere Ziele verfolgt, in der Bildung kleiner Gruppen von drei oder vier Kameraden, die entschlossen wären, ihre Anstrengungen gemeinschaftlich zu machen.

Hier könnte die Rolle der Universitätsprofessoren eine unermeßlich große sein, wenn sie sich bewußt würden, sowohl der Größe ihrer Aufgabe, als ihres Ansehns bei den Studenten. Leider hindern die hinsichtlich der Rolle des höheren Unterrichts herrschenden Irrtümer die meisten derselben, sich von ihren Pflichten Rechenschaft zu geben. Immerwährend wiederholt man,[1] die Rolle des Universitätsprofessors sei eine wesentlich andere, als die des Gymnasiallehrers. Dieser letztere sei vor allem Erzieher. Der erstere sei ein Gelehrter. Jenem liege es ob, auf die Seele des Knaben zu wirken, sie, wenn er es vermag, zu bilden; diesem gebühre die ungestörte Gleichgültigkeit des Forschers, der keine andere Sorge habe, als die Wahrheit.

Nun, derartige Behauptungen sind ungeheuerlich, nicht mehr und nicht weniger. Zunächst setzen sie als zugestanden ganz unannehmbare Sätze voraus. Sie setzen vorerst voraus, der Universitätsprofessor sei ein Gelehrter, er habe nur der Wissenschaft gegenüber Pflichten. Diese Behauptung wäre annehmbar, wenn der Professor lediglich

[1] Und Fouillée selbst hat gelegentlich diese oberflächlichen Anschauungen angenommen in seinem, was den Gymnasialunterricht anbetrifft, gradezu bewundernswerten Buche.

von seiner Wissenschaft, von seinen Entdeckungen lebte, wenn er auf sein Laboratorium oder auf sein Arbeitszimmer beschränkt wäre.

So liegt die Sache aber doch nicht. Obwohl man Universitätsprofessor ist, spricht man doch jeden Monat an der Kasse vor. Diese so schnell vollzogene, sich nur zwölfmal jährlich wiederholende Handlung genügt indessen, die Lage des Gelehrten in die eines Lehrers in erster Linie umzuwandeln, der nicht nur gegen die Wissenschaft, sondern auch gegen die Studenten Pflichten hat.

Um sich über diese Pflichten gehörig klar zu werden, ist es nötig, den Seelenzustand des Studenten bei seiner Ankunft in der Universität zu studieren. Den Stoff dieses Studiums liefert uns eine unbefangene Einkehr bei uns selbst, — die Klagen früherer Mitstudenten, wie sie in Briefen niedergelegt sind, — die Antwort jetziger Studenten an Kameraden, die ihnen bereitwillig förmliche, wenn auch geschickt verhüllte Fragebogen vorgelegt haben, — endlich die Vertraulichkeiten von Studenten, wie sie entweder unmittelbar freundschaftlich hervorgerufen, oder in irgend einem ihnen entschlüpften Geständnis überrascht, oder unschuldig in einigen bezeichnenden Worten einem aufmerksamen Beobachter geliefert wurden.

Folgendes ist dieser Seelenzustand in großen Umrissen: während der ersten Woche empfindet der Student einen Taumel, ähnlich dem eines Gefangenen, dem man soeben die Freiheit wiedergegeben hat. In gewissem Sinne ist das ein negativer Zustand: es ist das Gefühl, jedes Zwanges nunmehr los und ledig zu sein. Fast ausnahmslos empfinden sie das Bedürfnis, sich selbst diese Freiheit durch Lärmen, durch längere Sitzungen in Kneipen und anderswo

bis spät in die Nacht hinein zu beweisen. Welcher Stolz, wenn man sich am Morgen darauf rühmen kann, um zwei Uhr früh heimgekommen zu sein! . . . Die große Zahl der Durchschnittsstudenten, der Willenslosen setzt die ganze Zeit über dieses dumme, aufreibende, unfruchtbare Leben fort. Auserlesene Naturen finden sich bald wieder. Dann zwingt auch der Geldmangel die armen Studenten bald zu einer anderen Lebensweise; sie brechen mit den Kameraden der Faulheit, und unter diesem befruchtenden Zwange erwacht bei vielen willensschwachen Geistern der Sinn für ein höheres Leben. Das sind die beiden einzigen Klassen von Studenten, welche die Teilnahme ihrer Lehrer verdienen, und Gott sei Dank: sie bilden einen tröstlichen Bestand.

Hat die Gewohnheit der Freiheit erst einmal den tollen Rausch der ersten Zeiten verscheucht, und kehren die jungen Leute wieder zu sich zurück, so fühlen fast alle, daß sie grausam sich selbst überlassen sind. Mehrere sehen deutlich, was ihnen fehlt. In diesem Alter ist das Bedürfnis eines starken Bandes im sittlichen Leben so groß, daß sie unwillkürlich nach Freunden suchen, bei denen sie ihre eigenen Bestrebungen wiederfinden möchten. Solche Gruppen wären leicht zu bilden, wie wir bereits sagten, wenn sich alle jungen Leute von Herz entschlossen erhöben gegen die Zwangsherrschaft der Meinung der Umgebung, die sie zwingt, so zu erscheinen, wie sie sich im Grunde ihres Innern bemühen, nicht zu sein. Wieviele wiederholen aus Schüchternheit, aus Mangel an sittlichem Mut die herkömmlichen Redensarten, die, wie sie fühlen, doch lügnerisch sind, heucheln eine Durchschnitts-Lebensauffassung, die sie doch nicht haben, tragen eine Roheit zur Schau, die ihnen widerstrebt, an die sie sich leider aber gewöhnen.

Aber diese Gruppen Gleichgesinnter genügen keineswegs, es sei denn, ein Kamerad hätte einen entschieden überragenden sittlichen Wert, — was in diesem Alter kaum möglich ist. Ein Bedürfnis macht sich fühlbar nach einer höheren Stütze, nach einer persönlichen Anerkennung, die von oben kommt. Diesem so menschlichen Bedürfnis kommt die katholische Kirche durch die Gewissensleiter entgegen. Hier aber ist nichts Derartiges: die Verlassenheit ist eine vollständige. Wenn man nun aber sieht, welche Bewunderung die Studenten für ihre Lehrer haben, die sie hoch schätzen, wenn man die Kraft ihres Glaubens an sie erfährt, sofern sich diese Lehrer durch ihre Begabung desselben würdig zeigen, so kann man nur tief traurig werden, wenn man bedenkt, daß man aus diesem Gefühl nichts macht. Der Professor kennt seine Schüler kaum, er weiß nichts von ihrer Vorgeschichte, nichts von ihrer Familie, nichts von ihren Wünschen, von ihrer Sehnsucht, von ihren Zukunftsträumen. Wenn man ahnte, welche Bedeutung ein Wort der Ermutigung, ein guter Rat, ein freundschaftlicher Vorwurf sogar, in diesen glücklichen Stunden des zwanzigsten Jahres haben kann! Wenn der Universitätsunterricht mit seiner überlegenen sittlichen Bildung, seiner gründlichen Wissenschaft all das von der katholischen Kirche entliehe, was die wunderbare Kenntnis des menschlichen Herzens dieser bewunderungswürdigen Anstalt eingegeben hat, so würde der Universitätsunterricht ohne Widerstreit und ohne jede irgend mögliche Nebenbuhlerschaft die Seele der Jugend beherrschen. Wenn man bedenkt, was Fichte und die deutschen Professoren trotz ihrer Unkenntnis der Psychologie für die Größe Deutschlands einzig und allein durch die vollkommene Zusammen-

wirkung ihrer Anſchauungen und durch ihren Einfluß von Mund zu Mund auf ihre Studenten haben thun können, ſo iſt man troſtlos, daß man nichts thut, wo doch zehnmal ſo mächtige Bewegungen mit unſeren jungen Leuten möglich wären! Man ſehe, was in Frankreich geſchehen iſt, und was ein thatkräftiger Mann, der ſich des geſteckten Zieles bewußt war, hat vollbringen können. Zuerſt hat er es verſtanden, die Studenten zu gruppieren.

Sobald dann einige Gruppen geſchaffen waren, genügte es ihm, in ganz klaren Worten zu ſagen, welche internationale Aufgabe ſich die Jugend Frankreichs vornehmen ſollte, und dieſe klaren, von einem Manne, den die jungen Leute liebten, ausgeſprochenen Sätze haben, wie ein mächtiger Magnet, zahlloſe Kräfte, die bisher in anarchiſchem Zuſtande verharrten, und die ſich widerſprachen und einander aufhoben, in eine und dieſelbe Richtung eingeſtellt. Nun gut, wenn, was Laviſſe für einen beſtimmten Punkt und für die Geſamtheit der Studenten gethan hat, jeder Profeſſor im vertrauten Kreiſe für eine Auswahl ſeiner Studenten thäte, dann würden die erzielten Erfolge alle Hoffnungen übertreffen. Der Lehrkörper könnte dann im Lande jene Ariſtokratie ſchaffen, von der wir weiter oben ſprachen, eine Ariſtokratie von Charakteren, die für alle höheren Aufgaben geſtählt ſind.

2.

Der zweite unannehmbare Satz, den die gewöhnliche Anſchauung vom höheren Unterricht vorausſetzt, iſt der,

daß Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft einerlei ſeien. Die Studenten klagen über die ungeheuere, unverdauliche Maſſe von Stoff, die ſie zu verarbeiten haben, und ſie klagen auch, daß es ihnen an Erfahrung hinſichtlich einer guten Arbeitsmethode fehlt. Dieſe beiden Klagen hängen zuſammen. Wenn der Student keine gute Arbeitsmethode hat, ſo liegt das an der unſinnigen Einrichtung der Studien. Man ſcheint als ausgemacht anzunehmen, daß ein Student, ſobald er einmal die Univerſität verläßt, nie mehr arbeitet. Daraus folgt, daß man, ſolange man ihn in Händen hat, ſich abmüht, in ihn „wie in einen Trichter" alle Begriffe hineinzuſchütten, die man ihm irgend beibringen kann. Von ſeinem Gedächtnis verlangt man eine übermenſchliche Anſtrengung. Wie ermutigend ſind daher auch die Ergebniſſe dieſer Methode, man verleidet der großen Mehrzahl der jungen Leute das Arbeiten für immer! Eine ſchöne Art und Weiſe übrigens, die natürlich falſche Meinung zu erwecken, als bliebe alles, was man gelernt hat, im Gedächtnis. Als wenn nicht lediglich das haftete, was man häufig wiederholt, und als wenn ſich die häufige Wiederholung auf eine ganze Ueberdruß erregende Encyklopädie erſtrecken könnte!

Es iſt übrigens ganz unnötig, Punkt für Punkt die Unzuträglichkeiten des höheren Unterrichts zu erörtern, wie ihn nun einmal die Erforderniſſe falſch verſtandener Prüfungen geſchaffen haben. Es genügt, den Schlußſtein zu entdecken, der das ganze Gewölbe zuſammenhält. Dieſer Schlußſtein iſt die irrige Vorſtellung, die man betreffs des Weſens der Wiſſenſchaft hegt, betreffs des Wertes eines wiſſenſchaftlichen Geiſtes, betreffs der weſentlichen Eigenſchaften eines „Forſchers", betreffs des Modus der Ueber-

tragung der Wissenschaft auf Schüler. Deutschland hat uns sehr geschadet, indem es uns seine falschen Anschauungen über alle diese Punkte mitteilte: nein, Gelehrsamkeit ist nicht Wissenschaft! Es fehlt wenig daran, daß sie die Verneinung derselben ist. Das Wort „Wissenschaft" flößt uns alsbald die Vorstellung angehäuften Wissens ein, während es uns die Vorstellung eines kühnen, lebenskräftigen Geistes voller Selbständigkeit einflößen sollte, der jedoch bei der Feststellung äußerst vorsichtig verfährt. Die meisten Gelehrten ersten Ranges, die meisten großen Entdecker sind weit unwissender als ihre Schüler. Sie können sogar nur wahre Gelehrte sein, wenn sie den Geist ganz frei haben, und die Vorbedingung jeder Entdeckung ist besonders eine unermüdliche geistige Thätigkeit nach einer bestimmten Richtung hin. Wir haben schon (I 2) die berühmte Antwort angeführt, die Newton einem gab, der ihn nach dem Geheimnis seiner fruchtbaren Methode befragte. Wir haben auf Darwin hingewiesen, wie er sich jeden Lesestoff versagte, der sich nicht auf den Gegenstand seines Sinnens und Trachtens bezog, und wie er fast dreißig Jahre lang seinen wißbegierigen Geist auf alle Thatsachen richtete, die fähig wären, als lebende Zellen in den Organismus einzugehen, der sein System ist. Eine unendlich geduldige und durchdringende Kraft des Sinnens, ein stets wachsamer prüfender Geist: das macht einen großen Gelehrten. Und um diese Geduld, diese ganz auf ein immer gleiches Ziel eingestellte Aufmerksamkeit zu erhalten, bedarf es der Leidenschaft der Wahrheit, einer andauernden Begeisterung.

Die Gelehrsamkeit dagegen hat die Neigung, den Geist zu beschweren. Die Anhäufung der kleinen That-

sachen überfüllt das Gedächtnis: ein hervorragender Geist läßt möglichst viel in seinen Notizen; die Ehre, ein lebendiges Wörterbuch zu sein, verlockt ihn nicht: er sucht die vorherrschenden Ideen seiner Forschungen loszulösen; er unterwirft sie einer genauen Prüfung, und wenn sie die lange Probe bestehen, so nimmt er sie auf, läßt sie langsam erstarken, liebt sie; und so lebendig geworden, sind sie nicht länger tote, unthätige Ideen, sondern vielmehr thätige, starke Kräfte.

Von nun an beginnt die ursprünglich vom Studium der Thatsachen eingegebene Idee, ihrerseits Thatsachen anzugliedern. Wie ein Magnet Eisenfeilspäne anzieht und in regelmäßigen Figuren ordnet, so bringt die Idee Ordnung in die Unordnung, macht aus einem wüsten Durcheinander ein Kunstwerk, und aus aufgetürmten Baustoffen ein Gebäude. Thatsachen ohne anscheinende Wichtigkeit treten nun hervor in volles Licht, hinderliche Thatsachen werden geringschätzig in den Hintergrund gewiesen. Ein Mann, der das Glück hat, so einige Ideen zu besitzen, die fähig sind, die thätigen Ursachen mächtiger Angliederungen von Thatsachen zu werden, gehörig geprüfte und erprobte Ideen, . . . ist ein großer Mann.

Daher ist der Wert des Gelehrten nicht proportional dem Haufen aufgespeicherter Thatsachen. Er steht im graden Verhältnis zur Thatkraft des Geistes bei der Forschung und, wenn ich so sagen darf, dem Zufall gegenüber, in Verbindung mit einer ständigen strengen Kritik. Die Zahl der Thatsachen ist nichts, ihre Güte ist alles: das vergißt man grade viel zu sehr beim höheren Unterricht. Hier wird die Kraft des Urteils, der zugleich kühne und vorsichtige Geist gar nicht entwickelt: die jungen Leute

werden mit Begriffen ganz ungleichen Wertes überladen, nur das Gedächtnis wird gepflegt, sodaß man das Wesentliche vergißt, nämlich — wiederholen wir es ruhig bis zur Uebersättigung — der Geist selbständiger Forschung verbündet mit dem grundsätzlichen Zweifel.

Beachten wir, daß die Prüfung merkwürdig erleichtert ist bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge, und zwar für den Schüler wie für den Lehrer. Für den ersteren genügt ein fleißiges „Pauken", um einen Schein zu erwecken. Was den Examinator anbetrifft, so ist es für ihn weit leichter festzustellen, ob der Schüler dies weiß, und noch das, und noch jenes, als über seine geistige Bedeutung ein Urteil zu fällen. Man prüfe die Richtigkeit dieser Behauptungen an der Hand des ungeheuerlichen Programms des ersten Jahres des medizinischen Studiums, desjenigen für das Doktorexamen in den Naturwissenschaften, das Doktorexamen in der Geschichte, gar nicht zu reden von dem Reglement für die Unterrichtsfächer an höheren Schulen. Und man wird klar und deutlich sehen, wie verhängnisvoll man bestrebt ist, den höheren Unterricht in eine Gedächtnisübung umzuwandeln.[1]

Nun gut, die Professoren sollen es hören: das Beste an ihrem Unterricht sind keineswegs ihre Vorlesungen. Sie sind notgedrungen an sich Bruchstücke ohne Zusammen-

[1] Ich möchte wohl einen Menschen mit gesundem Verstande sehen, der ohne Entrüstung das Verzeichnis der Fragen lesen könnte, die man den Kandidaten für das Polytechnikum und für Saint-Cyr vorlegt. Wollte man alle bedeutenden Köpfe mit Gewalt von diesen Anstalten fern halten, so könnte man es nicht besser anfangen. Sogar die Kriegsschule setzt an Stelle einer Kopfarbeit übertriebene Gedächtnisleistungen. Vgl. Nouvelle Revue: La mission sociale de l'officier, 1. u. 15. Juli 1893.

hang mit den anderen Vorleſungen und nützen daher nicht allzuviel. Und die ſchönſten Vorleſungen der Welt ſind gleich beim Abgang vom Gymnaſium (ja, ſchon vorher) nicht ſoviel wert, wie einige Stunden ehrlicher eigener Anſtrengung ſeitens des Studenten. Was dem höheren Unterricht ſo große Bedeutung verleiht, ſind die praktiſchen Arbeiten, die Berührung des Schülers mit dem Lehrer. Zunächſt beweiſt der Lehrer ſchon durch die Thatſache, daß er da iſt, die Möglichkeit des Arbeitens. Er iſt das lebende, ſichtbare, handgreifliche und angeſehene Beiſpiel deſſen, was man durch Arbeiten leiſten kann. Ferner ſeine Unterhaltungen, ſeine Ermutigungen, ſeine halb vertraulichen Bekenntniſſe über die Methode; mehr als alles dieſes das im Laboratorium gegebene Beiſpiel; noch mehr als alles dieſes das ſelbſtändige Ausſichheraustreten des ermutigten Schülers; die Anregung zu eigenen Arbeiten, kleine Vorträge vor den Kameraden, einfache, klare Berichte über geleſene Bücher, all das unter der wohlwollenden Aufſicht des Lehrers macht den Unterricht zu einem fruchtbringenden. Je glänzender ein Profeſſor iſt, je mehr er ſich ſelbſt entzückt, indem er ſich reden hört, je mehr er ſich vordrängt: deſto weniger möchte ich ihm junge Leute anvertrauen. Er muß, wie Montaigne ſagt, ſie „vor ſich her treiben". Durch das Anhören des Lehrers lernt man die Kunſt der Arbeit nicht mehr, und macht man nicht mehr wirkliche Fortſchritte im wiſſenſchaftlichen Geiſte, als man im Turnen Fortſchritte macht, wenn man einer Cirkusvorſtellung beiwohnt.

Wie man ſieht, haben die beiden weſentlichen Be-

---

[1] Eſſais I, 25.

dürfnisse des Studenten — das Bedürfnis sittlicher Leitung und das einer methodischen Anleitung zum Arbeiten — ein gemeinsames Heilmittel: die vertraute Berührung des Professors und des Schülers. Hierbei wird der Professor selber seine Belohnung finden, denn indem er bei seinen Studenten die wissenschaftliche Begeisterung erregt, stählt er seine eigene, und andererseits wird er sich leicht überzeugen, daß alle großen Bewegungen des Gedankens, die je in der Welt vollführt wurden, nicht durch die Mitteilung der Kenntnisse vollführt worden sind, sondern durch die Mitteilung einer glühenden Liebe zum Wahren oder zu irgend einer großen Sache, und durch die Mitteilung schöner Arbeitsmethoden: das heißt mit einem Wort, daß der Einfluß nur durch die Berührung des Menschen mit dem Menschen, der Seele mit der Seele erzielt wird. So hat ja Sokrates dem Plato eine Methode übermittelt und seine Begeisterung für das Wahre. So erklärt sich ja auch, wie in Deutschland alle großen wissenschaftlichen Geister aus ganz kleinen Universitätsmittelpunkten[1] haben hervorgehen können, wo Lehrer und Schüler in jenem seelischen Verkehr standen, von dem wir soeben gesprochen haben.

Zweites Kapitel.

Einfluß der „großen Toten".

Wenn sich das geistige Leben und die Thatkraft des Willens in dieser lebendigen Berührung des Schülers

[1] Vgl. Häckel, die Beweise der Umwandlungslehre.

und Lehrers so stark stählt, so kann der Student in seiner Einsamkeit ein schwächeres Ersatzmittel dieser persönlichen Wechselwirkung finden. Es giebt in der That Tote, die zugleich lebender und für die Uebertragung von Leben fähiger sind, als manche Lebende. In Ermangelung des Verkehrs mit redenden und handelnden Vorbildern kommt zur Erhaltung sittlicher Begeisterung nichts der Betrachtung eines reinen, schlichten, heldenmütigen Lebens gleich. Diese „Schar großer Zeugen" hilft uns, einen guten Kampf zu kämpfen. In der Ruhe und Einsamkeit kräftigt dieser Umgang mit den „großen Seelen der besten Zeiten" den Willen wunderbar. „Ich erinnere mich, sagt Michelet, wie das Unglück geschehen war, der Entbehrungen der Gegenwart, der Furcht vor der Zukunft, des Feindes (1814) vor den Thoren und meiner eigenen Feinde, die mich täglich verspotteten. Da raffte ich mich eines Tages, an einem Donnerstag morgens, zusammen: kein Feuer; rings lag überall Schnee; ob abends Brot kommen würde, wußte man nicht recht; alles schien für mich zu Ende. Ich hatte in mir ein rein stoisches Gefühl. Da schlug ich mit meiner vor Frost erstarrten Hand auf meinen eichenen Tisch, und ich fühlte eine männliche Kraft der Jugend und der Zukunft . . . Was gab mir diesen Mannesmut? Diejenigen, mit denen ich täglich lebte: meine Lieblingsschriftsteller. Täglich wurde ich mehr zu dieser großen Gesellschaft hingezogen."[1] Stuart Mill[2] sagt, sein Vater habe ihm gern Bücher in die Hand gegeben, die ihm als Vorbilder thatkräftige, erfindungsreiche Männer vorführten, die gegen harte Schwie-

[1] Ma jeunesse, S. 99.
[2] Mémoires, S. 8.

rigkeiten siegreich ankämpften: Reisebeschreibungen, Robinson Crusoe u. s. w. — und weiter[1] erzählt er, welche belebende Wirkung auf ihn die Bilder hervorbrachten, die Plato von Sokrates entwirft, oder Condorcets Leben von Turgot. Solche Lesestoffe können in der That tiefe und dauernde Eindrücke hinterlassen. Welche bewunderungswürdige Wirkung der Helden des Geistes! da wir ja Sokrates nach Verlauf von mehr als zwei Jahrtausenden, sein ganzes Ansehen und seine wunderbare Gabe bewahren sehen, in den jugendlichen Seelen die reinste Begeisterung zu entflammen.

Leider besitzen wir nicht, wie die katholische Kirche Lebensbeschreibungen „heiliger Laien" zum Gebrauche der jungen Leute. Ruft das Leben eines Philosophen wie Spinoza nicht einen außerordentlichen Eindruck der Bewunderung bei denen hervor, welche die ergreifende Erzählung desselben lesen? Man bedauert, daß nicht eine Sammlung vorhanden ist, welche die vielen ziemlich überall zerstreuten musterhaften Lebensbeschreibungen vereinigt: ein solches Buch würde der Plutarch sein, in dem die Arbeiter des Geistes ihre Thatkraft verjüngen könnten. Der Gedanke Auguste Cantes, für jeden Tag des Kalenders das Leben eines Wohlthäters der Menschheit zur beschaulichen Betrachtung zu empfehlen, war ausgezeichnet. Hat übrigens die Gymnasialbildung, wenn sie richtig erfaßt wird, nicht grade zum Zweck, in der Seele der Schüler eine dauerhafte stille Begeisterung für alles Große, Edle, Hochherzige zu entflammen? Und hat sie nicht ihr Ziel erreicht, wenn eine Auswahl von Schülern von einem hohen Ideal so durch-

[1] Ebendas. S. 108.

drungen iſt, daß ſie in der Folge nicht mehr ſchwanken, noch auf den Durchſchnittsſtandpunkt zurückſinken können? Dieſe Auserleſenen, beſtimmt eine heilige Schar zu bilden, auf welche die geſittete Welt die Augen feſt gerichtet hält, verdankt ihre Ueberlegenheit dem langen Verkehr mit den reinſten menſchlichſten Geiſtern des Altertums.

Leider liefern uns dieſe Toten, wenn wir auch in ihrem Umgange unſere hochherzigen Gefühle von neuem ſtählen können, nicht die genauen Ratſchläge, deren wir bedürfen, und noch einmal: nichts vermag die Gewiſſensleitung eines erfahrenen und zartfühlenden Lehrers vollſtändig zu erſetzen.

Schluß.

Die vorhergehenden Kapitel bringen uns unwillkürlich auf den hoffnungsvollen Gedanken, wie leicht die Aufgabe der Selbſtbemeiſterung ſein würde, wenn alles in der Volkserziehung auf dieſe große Eroberung hinzielte! Denn wenn der Kampf gegen die Faulheit und die Sinnlichkeit nicht leicht iſt, ſo iſt er doch ſchließlich wenigſtens möglich, und die Kenntnis unſerer ſeeliſchen Hülfsquellen muß uns doch Vertrauen geben. Der begründete Schluß des ganzen Werkes iſt, daß wir unſeren Charakter beſſern können, daß wir ſelber die Erziehung unſeres eigenen Willens vollziehen können, daß wir mit der Zeit und mit der Kenntnis der Geſetze unſerer Natur ſicher zu einem hohen Maße von Selbſtbemeiſterung gelangen. Was die katholiſche Kirche von den höher angelegten menſchlichen Naturen erlangen kann, geſtattet uns vorauszuſehen, was man von auserleſenen jungen Leuten zu erlangen vermöchte. Und nun ſage man uns nicht etwa, die offenbarten Religionen verfügen über Mittel, die wir nicht

haben, und nicht haben können. Prüft man, woraus die furchtbare Macht der Kirchen über die Gläubigen geschaffen ist, so entdeckt man, daß ihre thätigen Mittel in zwei große Klassen geteilt werden können: die rein menschlichen Mittel und die Mittel rein religiöser Art.

Die menschlichen Mittel beschränken sich auf drei: die Macht der Autorität — Autorität verstorbener Männer von Geist, Autorität der Bischöfe, der Priester, Theologen u. s. w. und früher sogar die bürgerliche Autorität, die Gefängnis, Folter, Scheiterhaufen in den Dienst des Glaubens stellte. Zu dieser heutzutage stark verringerten Macht kam das ganze Gewicht der öffentlichen Meinung, — Haß, Verachtung, böswilliges Auftreten der Gläubigen gegen die Nichtgläubigen. Endlich wird die religiöse Erziehung dem Kind von Jugend auf förmlich eingeknetet, und durch Wiederholungen aller Art, mündlichen Unterricht, Lesestoffe, öffentliche feierliche Handlungen, Predigten u. s. w. prägt sie die religiösen Empfindungen in die tiefste Tiefe seiner Seele.

Könnten wir nun aber diese drei Mächte nicht in höherem Maße besitzen, als die Kirchen? Besteht denn nicht etwa über dieses große Ziel der Selbstvervollkommnung unter den Denkern aller Klassen einmütige Uebereinstimmung? Sind hier wie bei den religiösen Glaubenssätzen Meinungsverschiedenheiten möglich? Haben wir nicht ebenfalls die Erziehung des Kindes in den Händen? Und wenn unsere Methoden zusammenhängender würden, würde dann unsere Macht nicht ungeheuer? Und könnten wir die Seele des Kindes nicht in unserem Sinne „kneten“? Was die öffentliche Meinung anbetrifft, so ist es Sache der Erziehung, sie umzugestalten. Wendet sich die Be-

wunderung nicht oft schon dem Großen, Hochherzigen zu? Die erhabenen Empfindungen sind die Ursache der Vereinigung zwischen den Menschen, und sie gehen ihrer Kräftigung schneller entgegen, als die Empfindungen, die zum Zwiespalt führen. Aus diesem Grunde klatscht ja eine zum größeren Teile aus Schurken bestehende Menge jedem ehrlichen Worte Beifall zu. Ja, die öffentliche Meinung gleicht einer Hammelherde: eine Minderzahl thatkräftiger ehrlicher Leute genügt, um sie auf den rechten Weg zu leiten. Was man in Athen für die Schönheit und das Talent, in Sparta für die Abhärtung vermocht hat, wer will es wagen zu behaupten, daß die gegenwärtige Gesellschaft es niemals für ein weit edleres Werk vermögen wird?

Aber, so fügt man hinzu, kein Werk gründlicher sittlicher Besserung ist möglich, wenn es nicht Mittel religiöser Art zur Grundlage hat. Dies glauben wir ebenfalls, aber wir glauben auch, daß die einzige nötige und genügende religiöse Wahrheit die ist, daß das Weltall und das menschliche Wesen nicht ohne sittlichen Zweck sind, und daß keine Anstrengung für das Gute verloren geht. Weiter oben[1] haben wir gesehen, daß diese Ansicht ernste Mutmaßungen für sich hat, und daß wir, wenn wir alles geprüft haben, notwendigerweise zwischen ihr und der entgegengesetzten wählen müssen, — sowie, daß man, gleichviel welche Wahl man trifft, sie nicht durch Versuche rechtfertigen kann. Wenn so Wahl gegen Wahl steht, empfiehlt es sich, die stärksten Mutmaßungen vorzuziehen, um so mehr, da die moralistische Behauptung nicht nur die wahrscheinlichere ist, sondern sogar für sich allein schon Sinn für

[1] Drittes Buch, I. Kap., § 4.

uns hat, zu gleicher Zeit auch tröstlich und gesellschaftlich unentbehrlich ist. Dieses ganz kleine Maß religiöser Wahrheit kann für die denkenden Geister eine überreiche Quelle mächtiger religiöser Empfindungen werden. Dieser Glaube verletzt nicht nur in nichts die offenbarten Religionen, sondern kann sie als Keim in sich enthalten, wie die Gattung die Möglichkeit der Arten in sich enthält. Ja, da dieses kleinste Maß religiösen Glaubens nur den gebildeten Geistern genügen kann, wird der denkende die christlichen Religionen für zu gleichem Zwecke verbündet wenigstens insoweit ansehen, als sie sich innerhalb peinlicher Achtung den abweichenden Meinungen gegenüber halten. Wir sagen ausdrücklich: verbündet; die christlichen Religionen haben sich ja den Kampf gegen die tierische Natur im Menschen, das heißt im Grunde genommen doch die Erziehung des Willens, zur wesentlichen Aufgabe gemacht, insofern als in uns die Herrschaft der Vernunft über die rohen Mächte der selbstsüchtigen Sinnlichkeit beabsichtigt wird.

So drängt sich uns also mit unwiderstehlicher Kraft die Ueberzeugung auf, daß jeder Mensch mit Hülfe der Zeit und aller unserer seelischen Mittel zur Selbstbemeisterung gelangen kann. Da nun dieses höchste Werk möglich ist, muß es wegen seiner Bedeutung die vorwiegende Stelle in unserm Sinnen und Trachten einnehmen. Unser Glück hängt von der Erziehung des Willens ab, da ja das Glück darin besteht, angenehme Vorstellungen und Lustgefühle zu nötigen, uns möglichst viel Freude zu spenden, und schmerzlichen Gedanken und Erregungen den Zutritt zum Bewußtsein zu versagen, oder sie wenigstens zu hindern, dasselbe ganz in Besitz zu nehmen. Das Glück setzt also

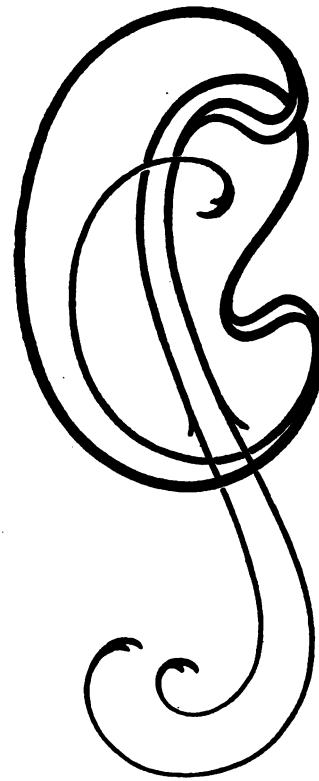
voraus, daß wir in hohem Grade unsere Aufmerksamkeit beherrschen, was eben nur der Wille in seinem höchsten Grade ist.

Aber nicht nur unser Glück hängt von dem Grade der über uns selbst erworbenen Gewalt ab, sondern auch die höhere Geistesbildung. Das Genie beruht vor allem auf langanhaltender Geduld: die wissenschaftlichen und litterarischen Arbeiten, die den menschlichen Geist am meisten ehren, verdanken wir keineswegs der Ueberlegenheit des Verstandes, wie man gemeinhin glaubt, sondern der Ueberlegenheit eines Willens, der in bewundernswertem Maße Herr seiner selbst. Von diesem Gesichtspunkte aus wird unser mittlere und höhere Unterricht von Grund aus erneuert werden müssen. Es ist dringend notwendig, die unsinnige, ausschließliche Pflege des Gedächtnisses, welche die Lebenskräfte der Nation schwächt, zu vernichten. Wir müssen die Axt anlegen in dem unentwirrbaren Dickicht der Prüfungsordnungen jeder Art, wir müssen gehörig abholzen kreuz und quer, wir müssen Licht, Luft schaffen und sogar sehr schöne Pflanzen zu opfern wissen, die aber zu eng stehen und sich schaden. An Stelle der „Stopfung" wollen wir überall thätige Uebungen[1] setzen, Arbeiten,

[1] Diese Umgestaltung ist bisweilen sehr leicht: so schlägt Couat, Rektor der Universität Bordeaux, Präsident der philologischen Prüfungskommission, in seinem Bericht für 1892 vor (Revue universitaire, 15. Dezember 1892), nicht mehr bestimmte Schriftsteller vorzuschreiben. Anstatt diesen oder jenen vorgeschriebenen Text gründlich einzupauken, sollte man suchen, im Gebrauch des Lateinischen und Griechischen stark zu werden; die mündlichen Prüfungen mögen dann wohl geringer ausfallen: wer sieht aber nicht, daß diese Umwandlung an Stelle des Gedächtniswerkes wirkliche Geistesarbeit setzt?

welche das Urteil, die geistige Selbständigkeit, die Richtigkeit der Schlußfolgerungen kräftigen: durch die Pflege des Willens wird man Männer von Geist schaffen, denn alle Vorzüge erster Ordnung, die man dem Verstande zuschreibt, sind in Wirklichkeit Vorzüge der Kraft und Beständigkeit des Wollens.

In unserem Jahrhundert haben wir unsere Anstrengungen auf die Eroberung der Außenwelt gerichtet. Auf diese Weise haben wir einfach unsere Begehrlichkeit verdoppelt, unsere Wünsche dringlicher gemacht, und schließlich sind wir unruhiger, unklarer, unglücklicher als vordem. Diese äußeren Eroberungen haben eben unsere Aufmerksamkeit von inneren Verbesserungen abgelenkt. Die wesentliche Arbeit, die Erziehung unseres Willens, haben wir beiseite gelassen. So haben wir in unbegreiflicher Verirrung dem Zufall die Sorge überlassen, das vorzugsweise Werkzeug unserer geistigen Macht und unseres Glückes zu stählen.

Die sozialen Fragen werden uns übrigens notgedrungen zwingen, unser Erziehungssystem von Grund aus zu ändern. Unlösbar und von so beängstigender Gefahr sind sie nur, weil man, in der Volksschule sowohl wie auf dem Gymnasium, unterlassen hat, vor der sittlichen Erziehung ihre Grundlage — die Erziehung des Willens — vorzunehmen. Man giebt sehr gute Lebensregeln Leuten, die man nicht geübt hat, sich gehörig zu führen; selbstsüchtigen, zornsüchtigen, faulen, sinnlichen, oft freilich auch solchen Leuten, die sich gern bessern möchten, die aber, dank der unheilvollen Ansicht vom freien Willen — welche den guten Willen überall entmutigt — nie gelernt haben, daß die Freiheit, die Selbstbemeisterung nach und nach er-

obert werden muß. Niemand hat sie gelehrt, daß uns die Selbstüberwindung sogar in den verzweifeltsten Fällen möglich ist, unter der Bedingung, daß wir die nötigen Mittel anwenden. Niemand hat sie die Kriegskunst gelehrt, die den Sieg sichert. Niemand hat ihnen den glühenden Wunsch eingegeben, in den guten Kampf auszuziehen; sie wissen weder, wie edel diese Selbstbemeisterung an sich ist, noch wie reiche Folgen sie für das Glück und die höhere Geistesbildung trägt. Wenn sich jeder die Mühe gäbe, die Notwendigkeit dieses Werkes und die überreiche Freigebigkeit zu bedenken, mit der die geringsten Anstrengungen zu seinen Gunsten belohnt werden, so würde man es nicht nur in den Vordergrund des eigenen und des öffentlichen Sinnens und Trachtens stellen, sondern ganz und gar für sich, ohne seinesgleichen, für das allerdringlichste, für das Hauptwerk erklären.